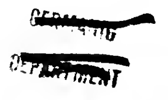
Siebzig Jahre.

Geschichte meines Lebens.

Von

Otto Roquette.



Siebzig Jahre.



Siebzig Jahre.

Geschichte meines Lebens.

Von

Otto Roquette.

Zweiter Band.

Darmstadt.
Verlag von Arnold Bergstraeßer.
1894.

G. Otto's Hof-Buchdruckerei in Darmstadt.

Erstes Kapitel.

Wir betrachten manche Zeitabschnitte unseres Lebens mit Vorliebe als ein Ganzes, während andere, vielgeteilt und mit wechselnder Scene, uns kein so recht befriedigendes Gesammtbild geben wollen. Auf eine Zeit des inneren Werdens und Schaffens denken wir gern zurück, zumal wenn es uns schon eine Strecke vorwärts auf der Bahn geführt hat. So stehen mir die Jahre, die ich in Halle verlebt, trotz mancher Thorheiten und Mißgriffe, die ich verübt, als Ganzes schön und fast ungetrübt in der Erinnerung. Aber die Stufe, welche, ohne großen Kampf, nun erreicht war, bedingte ein ernsteres Fortstreben, und der gleichsam im Spiel gewonnene günstige Erfolg legte stärkere Verpflichtungen auf. Plötzlich aber auf einen größeren Schauplatz versetzt, wo mir Alles fertig, oder doch mit dem Anspruch und Anschein von Fertigkeit, entgegen trat, fühlte ich meine Unfertigkeit sehr peinlich, und um so mehr, als das breite, zerstreuende Leben Berlins keinen Reiz für mich hatte. Daß man darin auch so zurückgezogen wie ein Clausner am Libanon seinen Tag verbringen könne, mußte ich bereits aus Erfahrung. Aber völlig abschließen mochte ich mich nicht mehr, und so mußte ich abwarten, wie die Verhältnisse an mich herantreten würden. Ich verdanke den folgenden Jahren viel Anregung und Förderung, freundschaftliche Beziehungen, die mir für das Leben dauernd geblieben sind, und doch bin ich in meinem Schaffen nicht vorwärts gekommen, und, bei dem aufrichtigsten Bemühen, durch Einfluß bald von dieser bald von jener Seite, beirrt und

aufgehalten worden. Diese Erkenntniß, zugleich der bald vielgeteilte Schauplatz meiner Erfahrungen, die denn nicht ohne bittre innere Kämpfe bleiben sollten, werfen mir auf eine ganze Reihe von Jahren ein verworrenes, unstätes Licht, und geben meiner Erinnerung keine freudige Stimmung.

Aber wer Geschichte schreibt, wär es auch nur die seines eignen kleinen Lebens, soll sich frei halten von Neigung und Abneigung, und sich bemühen, seinen Stoff als etwas persönlich Gleichgültiges zu behandeln. Dieser Versuch soll redlich angestrebt werden, sofern es sich um die Darstellung meiner eignen Irrgänge handelt. Wo ich aber von Persönlichkeiten zu reden habe, litterarischen und künstlerischen, deren bald eine Menge der bedeutendsten mir näher treten sollte, werde ich das allgemeine Urteil gegen das meinige abzuwägen suchen. —

Da ich in Berlin, wo ich in den letzten Septembertagen des Jahres 1852 zu erneutem Aufenthalt eintraf, fleißig arbeiten wollte, verlangte mich nach einem ruhigen Unterkommen, entfernt von dem geräuschvollen Treiben der Stadt. Wie aber hätte ich in diesem Häusermeer einen Ersatz finden können für die idyllische Abgeschiedenheit meiner hallischen Laterne? In Berlin eine hübsche, stille Wohnung, mit einem größeren Garten zu freier Benutzung, zu suchen, möchte heutzutage für ein recht naives Unternehmen gelten, damals aber war dergleichen noch zu erlangen, und ich habe es mit der Zeit erreicht, wiewohl nach manchem Wechsel und schrecklichen Erfahrungen. Fürs Erste begnügte ich mich mit einer Stube und Kammer, drei Treppen hoch, auf dem Enckeplatze. Die eine Seite des Platzes wird von dem Gebäude der Sternwarte und dem sie umgebenden Garten eingenommen, und ich hatte von meiner Höhe einen Ueberblick nicht nur über diesen, sondern über einen Zusammenhang aneinander stoßender Gärten. Die Vermieter der Wohnung, eine Wittwe und

deren heranwachsender Sohn, nebst zwei jüngeren Töchtern, waren stille, freundliche Leute. Ich erfuhr bald, daß sie zu einer Baptistensekte gehörten, welche in Berlin eine kleine Gemeinde umfaßte.

Einige Wochen später traf mein Bruder in Berlin ein. Wir hatten nicht die Absicht, gemeinsam zu wohnen, da unsre Bedürfnisse zu verschieden waren. Ihm verschlug es nichts, sich mitten im Geräusch der Stadt einzuquartieren, wenn es in der Nähe der Universität und der medicinischen Anstalten sein konnte. Ueberdies trat er in einen bestimmten Kreis von Studiengenossen ein, die sich hier wieder zusammen gefunden. So gingen wir unsre getrennten Wege, und, um bei den starken Entfernungen verfehlte Besuche zu vermeiden, verabredeten wir lieber schriftlich unser Stelldichein.

Wenige Tage nach meiner Ankunft in Berlin hatte ich mir bereits wieder einen Platz an einem der grünen Tische der königlichen Bibliothek erobert. Die älteren Diener erkannten mich, begrüßten mich mit einer gewissen Betonung als Herr Doctor, und waren gefällig gegen mich, obgleich sie sonst nicht in diesem Rufe standen. Ich hatte beschlossen, mir aus der deutschen, englischen, italienischen und französischen Litteratur Ausarbeitungen zu machen, die etwa als Kollegienhefte für die Docentenlaufbahn zu benutzen wären. Ganze Stöße von Heften kamen mit der Zeit zustande. Daneben suchte ich mich im Spanischen zu fördern. Die spanische Sprache hatte ich schon in Halle zu lernen begonnen, ohne sonstige Anweisung als Grammatik, Wörterbuch und Francesons Tesoro, den ich bereits durchgelesen. Freilich hatte ich sie niemals reden gehört, daher ich denn über die Aussprache vielfach im Unklaren blieb. Auch Mendozas Lazarillo de Tormes, den ich bei einem Antiquar in Halle, und zwar in der Keilschen Ausgabe, erstanden, bereitete meinem Verständniß keine Schwierigkeiten mehr. Diese köstliche Betteljungen-

geschichte, ist mir ein Lieblingsbuch geblieben, auch als die spanischen Studien bei mir längst durch andre verdrängt worden waren. Sie wurden während der Entzifferung einiger Stücke von Calderon im Jahre darauf abgebrochen. In der Uebersetzung gelesen hatte ich bereits Alles, was durch Schlegel und Gries uns von diesem glänzenden Dichter vermittelt worden war. So fremd seine Anschauungsweise, so abstoßend, sogar widerwärtig, innerhalb des Regelbuchs seines Nationaltheaters, die Führung der Handlung in seinen Tragödien oft ist, immer fühlte ich mich doch von dem Reichtum seiner Erfindung, dem Flug seiner Phantasie und seine malerische Farbengebung wieder angezogen. So ließ ich mir auch nicht entgehen, was sonst von spanischem Theater mir in Uebersetzungen von Schack, Dohrn, Rapp, später sogar in der Reihe von religiösen Dramen Calderons, übertragen von Eichendorff, endlich von Lorinser. Es ist eine unerschöpfliche Fundgrube von poetischem Gehalt, nur daß man die Gedanken, welche das moderne Leben bewegen, wie Sittlichkeit und Freiheit, in der kirchlichen Gebundenheit jener Dichter des unbarmherzigen Dogmas darin nicht suchen muß.

Ich war auch diesmal ohne gesellschaftliche Beziehung nach Berlin gekommen. Friedrich Eggers gab mir die einzige Anknüpfung. Von ihm ließ ich mich eines Tages in den sogenannten „Tunnel über der Spree" mitnehmen, eine Gesellschaft, welche die Mehrzahl der in Berlin lebenden Schriftsteller und Dilettanten, welche gern für Dichter gelten wollten, umfaßte. Man kam Sonntags in den Stunden von fünf bis acht Uhr zusammen, bei Bier und undurchdringlichem Tabaksqualm, und las Gedichte vor, über welche in parlamentarischer Verhandlung gesprochen, geurteilt und endlich mit einer „Nummer" abgeschlossen wurde. Vorsitzender des Tunnels war damals Franz Kugler. Ich lernte die Dichter Scheerenberg, Fontane, von Lepel, Brach-

vogel kennen, deren Werke mir bekannt waren, und andre, deren Namen ich noch nicht gehört hatte. Was ich aber nicht merken ließ, denn sie waren sehr angesehen und von starkem Bewußtsein getragen. Dieses zu Gerichte sitzen, oft über ein unbedeutendes kleines Gedicht, kam mir höchst sonderbar vor, ja humoristischer als die Gesellschaft empfand und ich verraten durfte. Zwanzig bis dreißig Personen gaben nach einander ihre Ansicht kund, oft in endloser Breite, wobei meist nichts Anderes herauskam, als daß der Kritiker das Gedicht ganz anders gefaßt haben würde, wobei denn unzählige Fassungen möglich wurden. Für mich und mein Gefühl aber gehörte die Lyrik ins stille Kämmerlein. Ich konnte dem Wink eines oder einiger Freunde folgen und Aenderungen vornehmen, aber dieses umständliche Breittreten etwa eines Stimmungsliedes oder auch nur einer knapp gereimten Empfindung, erschien mir ganz widersinnig. Die Gesellschaft nahm für selbstverständlich, daß ich Mitglied des Tunnels werden würde. Da ich aber sah, daß der Dilettantismus sich hier sehr wichtig machte, und größere poetische Gebiete neben der Lyrik kaum berührt wurden, blieb ich für immer weg, was mir sehr übel genommen wurde.

Einen um so angenehmeren Kreis lernte ich durch Eggers, und zwar an seinem Mittagstische kennen, oder vielmehr es traten von demselben Einige zusammen, welche sich bald die „Comesur“ nannten, und die Leidensstationen der Berliner Garküchen in allen Himmelsgegenden durchversuchten. Vorerst nenne ich nur Wilh. Lübke, Carl Zöller und Friedrich Eggers.

Lübke hatte seine Lehrerstellung am Joachimsthalschen Gymnasium kürzlich verlassen, um sich ganz der Kunstgeschichte zu widmen. Es galt knapp, mehr als knapp zu leben, aber er ertrug die Einschränkung mit Heiterkeit. Er arbeitete damals an der Monographie über die Architektur seines heimischen Landes Westfalen, wozu er alle Karten selbst zeich-

nete, einem gewaltigen Werke, dessen Erfolg zu dem Einsatz von Anstrengung und Fleiß in gar keinem Verhältniß stehen konnte. Lübke war, bei gründlichem Wissen auf philologischem Gebiet, einer der geistvollsten Gesellschafter, und, neben seinem vorzüglichen Klavierspiel, durch und durch musikalisch gebildet. Auch bei ernsten Erfahrungen hatte er viel Gewalt über sich, so daß man bei seiner glänzenden Unterhaltungsgabe darüber getäuscht wurde, daß ihm die gute Laune nicht im Gemüte war.

Neben ihm trat mir Zöllner, als Humorist von charaktervoller, oft barockster Ausdrucksfähigkeit, nicht so schnell, mit der Zeit aber um so freundschaftlicher nahe. Ein geborener Mecklenburger und juristischer Doctor, war er in preußischen Staatsdienst getreten, und arbeitete in dieser Zeit noch als Referendar beim Stadtgericht. Auch er spielte fertig das Klavier, besaß dazu manches schöne Talent, ohne den Anspruch, dasselbe zu verwerten. Er hat nie etwas veröffentlicht. Wenn sich aber manche von seinen gereimten Gelegenheitsgaben mitteilen ließen, würde man über tolle Sprünge des Humors erstaunen, wie sie uns damals zu unerschöpflichem Gelächter fortrissen. Mit noch größerer Gewandtheit war er Herr der freien Rede. Und da er mit Absicht und unbedingter Sicherheit des Wortes das Fremdeste und Verrückteste bei unerschütterlichem Ernst herunter redete, so fühlte man sich dadurch förmlich verblüfft, bis endlich Alles überrascht in Lachen ausbrach. Als Festredner hat er in unsrem Kreise stets große Triumphe gefeiert. Da sein Vater Intendant des Hoftheaters in Schwerin und er selbst von früh auf mit der Bühne bekannt war, hatte er bereits reichliche Kenntniß der technischen Dinge des Dramas erlangt, und so wurde er auf lange Zeit hin ein wichtiger und immer bereitwilliger Berater bei meinen dramatischen Bestrebungen.

Aber einem Charakter wie Friedrich Eggers durch eine Schilderung gerecht zu werden, müßte einen umfassenderen

Raum beanspruchen, zumal wenn man für den früh Verstorbenen ein würdiges Denkmal dadurch beabsichtigte. Er war eine der edelsten und reinsten Naturen, einer der besten Menschen, die ich kennen gelernt habe. Sein maßvoll gehaltenes Wesen trug ihm den Beinamen „Der Fürst“ ein. Vornehm war sein Denken und Handeln, immer von sittlichen Grundsätzen geleitet, in Allem was er dachte, sagte und that, auf das Ideale und Große gerichtet. Und doch nicht ohne Grillen und Sonderbarkeiten, die unsre Neckerei herausforderten. Er ertrug sie mit Anstand und Lächeln, wußte sie aber auch durch Schlagworte zu entgegnen, die, mit Herablassung ausgesprochen, epigrammatisch treffend waren, und ihm ein Uebergewicht gegen die spottenden Angreifer gaben. In seinem äußeren Auftreten durchaus männlich, war er doch in seinem Empfinden eine weibliche Natur, weiblicher, als mir jemals bei einem Manne vorgekommen ist, was sich auch in seinen Gedichten vielfach ausspricht. Sein Streben und Handeln wurde nicht dadurch beeinflußt, höchstens in der Eigenheit, sich mit mehr Schönheitssinn zu kleiden, als allgemein üblich war. Bei all seiner Richtung auf das Große, hing er doch mit seiner Neigung auch an dem Kleinen und Kleinsten, sofern es innerlich einen Wert für ihn gewonnen hatte. Seine Wohnung war ein Museum, wie man es selten wiedersehen wird. Denn was da Alles an den Wänden hing, angeheftet war, auf Brettchen lehnte, an Schnüren baumelte; was auf Schränken, Tischen, Stühlen, auf dem Pianoforte lag, stand, ragte, glänzte, durch Seltsamkeit in Verwunderung setzte: Bilder, Statuen, Bücher, Schachteln, Kästchen, Kränze, Kunstwerke und Kleinkram, Familienandenken von Kinderhänden gefertigt; es bildete die merkwürdigste Rumpelkammer, die man sich denken kann. Nicht leicht war es, sich durch die Gänge zwischen den Möbeln hindurchzuwinden, ohne irgend eine sorgfältig gefügte Gruppe

zu gefährden. Und doch wurde seine Wohnung selten leer von Besuchern. Denn viel Hunderte fühlten sich von ihm angezogen, bedurften seines Rates, mußten ihm ihr Herz ausschütten, wünschten seine Unterstützung auf künstlerischem Gebiet und in persönlichen Angelegenheiten. — Philosophie und Aesthetik waren von Anfang seine Studien gewesen, und er wußte und gab sich als entschiedenen Hegelianer auch unter uns und zu einer Zeit, wo die allgemeine Bildung bereits andre Durchgangspunkte genommen hatte. Mich hätte er gar zu gern zu mehr philosophischen Studien bekehrt, und versuchte auf diesem Gebiete viel mit mir, wollte aber zuweilen verzweifeln über meine Ungelehrigkeit. Denn bei mir flogen Phantasie und Gedanken wie wilde Vögel kreuz und quer vom Wege ab, und waren auf der graden Bahn spekulativer Folgerichtigkeit durchaus nicht zu fesseln. Ganz und gar gab mich Eggers aber niemals auf. Noch zwanzig Jahre nach unsrer engeren Verbindung in Berlin (nicht lange vor seinem Tode) schenkte er mir Hegels Philosophie der Geschichte, ein Buch, das ich seither nicht ohne Bewegung betrachten kann.

Für das abstrakte Wesen der Philosophie war ich, und bin ich ein für allemal unzugänglich. Auf das dichterische Schaffen wirkt die Philosophie überhaupt nicht produktiv, sondern erdrückend und auflösend. Wenn ich nun aber den Labyrinthen der Hegelschen zu entrinnen wußte, wie hätte ich dem bald aufkommenden Pessimismus Schopenhauers, der die geistige Gesundheit Vieler so entsetzlich zurichtete, etwas abgewinnen können? Diese Spitalatmosphäre mit dem endlosen Jammer um das irdische Dasein, legt sich erstickend auf jede schöpferische Kraft, und hat nur Krankheitserscheinungen in der Kunst verschuldet. Ich aber brauchte für mein dichterisches Dasein frische Geistesluft, bunte Lebensfarben und Sonnenschein. — Damals nun, als ich die Bekanntschaft mit Friedrich Eggers erneuerte, war die Philosophie schon nicht

mehr sein Hauptstudium, da er sich seit Jahren der Kunstgeschichte zugewendet hatte, und ganz der Redaktion seines Kunstblattes lebte.

Zu den Genannten traten bald noch zwei junge Männer, welche uns bald eng verbunden sein sollten, Theodor Fontane und Richard Lucae. Der erstere hatte eine praktische Thätigkeit verlassen, um ganz der Schriftstellerei zu leben. Wie schwierig er sich den Lebensweg bereitet, mußte er damals schon erkennen, zumal er sich jung verheiratet hatte, und es nun galt durch journalistische Arbeit den Ansprüchen eines nicht mehr ebenen Daseins gerecht zu werden. Doch stand er bereits in dichterischem Rufe, und seine Balladendichtung entfaltete sich in dieser Zeit zur Blüte. Auch Fontane war eine großartig zugeschnittene Natur, wie in seiner stattlichen Erscheinung, so in seinem inneren Wesen. Die Gegensätzlichkeit seiner damaligen politischen Gesinnung, mit welcher er zur konservativen Regierungspresse hielt, hinderte uns in unserem Verkehr nicht. Verstand er doch genug Humor, um selbst zuerst zu lachen, wenn wir die Größe und Verhältnisse der „Konfliktzeit" mit grausigen Scherzen verhöhnten und im Gespräch verarbeiteten. — Als Jüngster, und noch den Studien auf der Bauakademie angehörig, gesellte sich Richard Lucae zu uns, der einzige des Kreises, welcher Berlin seine Vaterstadt nannte, und zwar aus einer wohlhabenden Berliner Familie stammend. Eine ächte Künstlernatur, lebhaft, angeregt, vielseitig begabt, damals erst mehr durch Jugendlichkeit und Gemütswärme, als schon durch Leistungen sich auszeichnend. Aber sein Erzählertalent war bereits ausgebildet, und seine Geschichten gaben meist eine lebendige dramatische Darstellung. Aus einem Nichts wußte er eine Scene zu bilden, durch die er Hörer und Zuschauer belustigte. Es mag hier gleich gesagt sein, daß, wie Fr. Eggers in den besten Mannesjahren starb, auch R. Lucae für seine Freunde

und für die Kunst zu früh dahinschied. Die Vollendung seines monumentalen Werkes, des Opernhauses in Frankfurt a. M. hat er nicht mehr erlebt.

Eines Abends unterhielten wir Sechse uns in meiner Wohnung bei Musik und kleinen Vorlesungen so gut, daß wir beschlossen, wöchentlich einen Abend zusammen zu kommen, und die Unterhaltung über künstlerische und litterarische Dinge fortzusetzen. Die Bewirtung durfte nicht über Thee und Butterbrod hinausgehen. Jeder brachte zum Vortrag was er hatte, Dichtungen, Aufsätze für das Kunstblatt, Besprechungen von Büchern, Zeichnungen und neue Werke. Man unterrichtete einander über das Verschiedenste, man ging auf Alles ein, und zwar in parlamentarisch geordneter Redefolge, man verdankte einander reichliche Anregung. Bald erschuf ein komischer Auftritt unserer Geselligkeit auch einen Vereinsnamen. Wir versammelten uns eines Abends bei Eggers, der mit Arbeiten überhäuft war, und Jedem vorerst etwas zu thun gab, dem Einen einen Korrekturbogen, dem Andern das Verpacken einer Postsendung, dem Dritten das Aufsuchen einiger Daten aus gedruckten Werken. Da rief er: „Wenn mir nur Einer von Euch den Artikel Ellora abnehmen könnte!“ Er hatte diesen für das Brockhaussche Konversationslexikon zu schreiben versprochen, und der Tag der Ablieferung drängte heran. „Mit Vergnügen!“ rief Zöllner, nahm sofort ein Heft Papier, setzte sich und tauchte die Feder ein. „Nur eine Vorfrage! fuhr er fort: „Was ist Ellora?“ Unter dem Eindruck dieses boshaften Humors wurde die Vielgeschäftigkeit des Abends abgebrochen und verlor sich unter der gewöhnlichen Heiterkeit. Aber das Wort Ellora flog so häufig hin und her, daß es bald zur Bezeichnung unsrer Zusammenkünfte wurde. Die indischen Grottentempel standen in gar keiner Beziehung zu unsrer Vereinigung, wenn wir uns fortan auch die Ellora-Brüder nannten. Mit der Zeit

knüpfte sich ein kleines lächerliches Ceremoniell daran, bei welchem der Elephant als Sinnbild erschien. Festgesetzt wurde nur, daß die Sechszahl unsres Bundes nicht überschritten werden sollte. Das Ganze war ein harmloser Scherz, der bei ernstem Bestreben und tüchtiger Arbeit nur eben nebenher lief. Aber mit den Jahren sollte sich daraus durch den Hinzutritt der Frauen, eine geistig belebte Geselligkeit entwickeln, wie man sie selten wieder finden wird.

Inzwischen hatte ich bereits Gelegenheit gefunden mich im Hause Franz Kuglers vorzustellen. Und da Eggers und Lübke durch ihre Kunststudien auf Kugler hingewiesen, sogar befreundet mit ihm waren, Fontane aber durch den „Tunnel“ in Beziehung zu ihm stand, machte es sich bald, daß die ganze Ellora zu den Gästen des Hauses gehörte. Kugler war damals noch nicht vortragender Rat im Ministerium, sondern vorst noch Professor der Kunstgeschichte an der Akademie der Künste. Stand seine Autorität auf wissenschaftlichem Gebiete fest, so hatte er auf verschiedenen andern auch Geltung erlangt, und man mußte der Vielseitigkeit seiner Begabung gerecht werden. Am liebsten wollte er ein Dichter genannt werden. Und man muß bekennen, daß in seinen dramatischen Werken, in seinen Novellen und lyrischen Gedichten überall ein poetischer Anlauf genommen ist, und ein dichterischer Grundgedanke sich findet, wenn das Ganze auch nicht aus poetischer Tiefe geschöpft ist. Nur ein einziges Lied von ihm („An der Saale hellem Strande“) hat sich in allgemeinem Beifall, bis zur Volkstümlichkeit, erhalten. Er war sehr musikalisch, sang und komponierte. Er zeichnete Porträts vortrefflich, und hatte sich im Radieren geübt. Seine „Liederhefte“ vereinigen seine Talente in bemerkenswerter Weise, da er darin eigne und Gedichte seiner Freunde mit Musik versehen, dazu die Brustbilder derselben (Chamissos, Uhlands u. a.) von ihm selbst gezeichnet und radiert, erscheinen ließ.

Seine Gattin, ein für allemal Frau Klara genannt, eine noch fast jugendlich schöne Erscheinung, neben ihrer eben erblühten Tochter Margarethe, und zwei prächtige Knaben, bildeten den häuslichen Kreis. Das Haus, obgleich sehr gesellig, und jeden Abend zum Thee den Freunden offen, bewahrte doch auch wenn eine größere Anzahl von Gästen sich versammelte, den Charakter des Familienkreises. Wer einmal unter die Freunde aufgenommen war, genoß der vollkommensten Freiheit. Es bedurfte aber doch gewisser Bedingungen, um zu dieser Ehre zu gelangen. Nicht daß schon künstlerische Leistungen gefordert worden wären, aber man verlangte bei geselligem Talent ein bestimmtes ernstes Streben und Wollen, eine geistige Ausdrucksfähigkeit. Daher fand man hier anregende Unterhaltung, dabei den harmlosesten und bequemsten Verkehr, der jeden Humor willkommen hieß, und konnte die Schwelle nicht verlassen, ohne zugleich etwas gelernt zu haben. — Eigentümlich war Kuglers Gesang. Er saß dann vor einem längst nicht mehr musikfähigen Tafelklavier, und sang mit einer einst geschulten, jetzt fast verlorenen Brummstimme Volkslieder. Er sang nicht um sich hören zu lassen, sondern um aus unerschöpflicher Fülle von Liedern aller Nationen, die er gesammelt hatte, mitzuteilen, so viel man begehrte. Ich war überrascht, hier etwas meiner Art Verwandtes zu finden. Die Freunde wußten mich denn auch bald vor die Tasten zu bringen, ich sang was ich hatte oder konnte, und wurde damit willkommen geheißen. Bald wurde es Stil, daß ich mit dem Wirte zweistimmig sang, besonders die leicht in das Ohr klingenden Melodieen, welche Silcher aus deutschen, italienischen, spanischen, altfranzösischen und nordischen Volksgesängen zusammengestellt hat.

Man liebte es im Kuglerschen Hause, Familienfeste durch kleine Aufführungen zu feiern. So reimte ich auf

Verlangen und in großer Eile einmal ein Puppenspiel zusammen, da der Hausherr sich an dieser Gattung wie ein Kind ergötzen konnte. Ein zweites, für Kuglers Geburtstag bestimmt, war etwas anspruchsvoller, und führte ihn in Person — die Damen erschufen die Puppe des Professor Kugler selbst, und zwar im schwarzen Frack und Cylinderhut — bei seinen Forschungen in den Pyramiden vor. Ich machte das Stück mit Eggers zusammen, indem wir es an einem lustigen Abend einem Dritten in die Feder diktierten. Bei der Führung der Puppen half Albert Weiß, damals schon mit seiner Geschichte des Kostüms beschäftigt, der auch eine Dekoration für die tolle Posse entworfen hatte. Ein beängstigend auserlesenes Publikum wohnte der Aufführung bei. Als darin aber endlich Kugler mit einer ägyptischen Königin vermählt ward; that Frau Clara von ihrem Zuschauerplatze aus lauten Einspruch — ein Schlußeffekt, wie er sich für das Stück nicht erfolgreicher hätte ersinnen lassen. Bald verstiegen wir uns auch zu eigentlichen Schauspielen, und gaben unter Anderem den „Schatz" von Lessing, in welchem auch Adolf Wilbrand, damals noch ein junger Student, mitwirkte. Unter der zahlreichen Jugend, welche im Hause Eingang fand, erschien auch Karl von Lützow, noch in seinen kunsthistorischen Anfängen. Endlich kam Paul Heyse aus Italien zurück, und verlobte sich mit der schönen Tochter des Hauses.

Hier muß ich noch eines jungen Mannes gedenken, der zwar dem Kreise des Kuglerschen Hauses nicht zugehörte, dem ich aber, bei seiner Beziehung zu Eggers und Lübke, sonst häufig begegnete. Es war Ludwig Pietsch, damals noch der bildenden Kunst, zeichnend, malend, radierend, allein angehörend. Für die Illustrationen des Kunstblattes suchte Eggers ihn festzuhalten, während Lübke ihm andre derartige Aufgaben zu stellen wußte. Er hatte sich, im Vertrauen

auf die Ergiebigkeit seiner Kunst, zu früh einen Hausstand gegründet, und die Sorgen für denselben hätten manchen Andern in Verzweiflung gestürzt. Seine tüchtige Natur überwand dieselben. Eine stärkere und zähere Arbeitskraft ist mir nie entgegen getreten, und schon durch diese mußte er unsre Achtung, ja Bewunderung erregen. Geschrieben hatte er damals wohl nur wenig, aber das Buch, welches er, vierzig Jahre später, herausgegeben, unter dem Titel „Wie ich Schriftsteller geworden bin“, erzählt von einer langen Zeit publicistischer Thätigkeit, durch die er sich zur anerkannten Autorität in Berlin heraufgearbeitet hat. Wenn dieses Buch auch nur die Epoche der fünfziger Jahre umfaßt, so stellt es die politische, künstlerische und zum Teil gesellschaftliche Richtung dieser Zeit vorzüglich dar, und giebt zugleich ein Charakterbild äußeren und inneren Lebens, mit einer Aufrichtigkeit und Liebenswürdigkeit, die es zu einem der wertvollsten biographischen Werke machen.

Inzwischen konnte ich bereits von den ersten unangenehmen Erfahrungen mit Berliner Junggesellenwohnungen erzählen. Ich hatte wie schon gesagt am Enckeplatz zwei Stuben von einer Baptistenfamilie, bestehend aus Mutter, Töchtern und Sohn, gemietet. Und da ich die Musik wieder etwas fleißiger betrieb, war ein Pianoforte in der größeren aufgestellt worden. Nun glaubte ich ab und zu, wenn ich nach Hause kam, wahrzunehmen, daß die Möbel anders standen, als da ich die Zimmer verlassen, daß Bücher bei Seite gepackt, Notenblätter verkramt waren. Eines Nachmittags komme ich zu ungewöhnlicher Stunde nach Hause, und schon auf der Treppe höre ich zu meiner Ueberraschung choralartigen Gesang vieler Stimmen mit Klavierbegleitung. Erstaunt betrete ich mein Zimmer, und finde eine größere Gesellschaft von Männern und Frauen singend im Kreise sitzen. Die Wirtin eilt mir bestürzt entgegen, und bekennt,

es sei die Baptistengemeinde, welche hier ihre Andacht halte, und, wie ich nun wohl merkte, schon öfter gehalten hatte. Diese wollte ich im Augenblick nicht stören, und entfernte mich, um jedoch am andern Morgen die Wohnung zu kündigen. Ich zog nun nach der Dorotheenstraße, wo es vier Wochen lang fürchterlich war, und dann weiter in der Stadt umher.

Noch einer Anknüpfung erwähne ich, die mir die Erinnerung an einige fröhliche Stunden hinterlassen hat. Durch Eggers ließ ich mich verlocken, mit ihm einen der großen Universitätsbälle zu besuchen. Es war im Hauptsaale gedrängt voll, die Paare traten zwar an, aber nicht die Hälfte kam zum Tanzen. Da ich auf dieses Vergnügen des Zuwartens keinen Anspruch machte, und mich müßig und überflüssig umher drückte, fand ich Gelegenheit, einer jungen Dame einen kleinen Dienst zu leisten. Sie hatte ihren Fächer verloren, und beim Suchen nach demselben im Gedränge auch ihren Tänzer eingebüßt. Es glückte mir, ihr wenigstens zu dem ersteren zu verhelfen, wir sprachen wenige Worte, und ich stellte mich ihr vor. Sie rief überrascht Ach! und nannte mir auch ihren Namen, Minna Birch. Da sich das Tanzgewirre eben löste, lud sie mich ein, sie zu ihrer Mutter zu begleiten. Ich war überrascht, in dieser Frau Charlotte Birch-Pfeiffer zu erkennen, die ich auf der Bühne des königlichen Schauspielhauses schon häufig gesehen hatte. Sie war über fünfzig Jahre alt, eine große, stattliche Frau. Daß sie einst hübsch gewesen, hätte niemand mehr geglaubt. Auch ihre Tochter war es nicht, aber ihre Augen sprachen von keckem geistigem Leben, und die gesellschaftliche Gewandtheit des siebzehnjährigen Mädchens zeigte sich in der Redeweise wie im Betragen sehr ausdrucksvoll. Frau Charlotte betrachtete mich prüfend, als ich ihr vorgestellt wurde, dann rief sie: „Ach sind Sie's, der das goldige Büchle geschrieben hat?“ Sie reichte mir die Hand, und knüpfte in ihrem

besten Schwäbisch, in welcher sie zu verfallen liebte, wenn sie sich gehen ließ, eine Unterhaltung an. Als aber die Musik geräuschvoll wieder begann, und Minna in die Reihen gezogen wurde, erklärte die Mutter, es sei ihr unmöglich weiter zu reden, ich möchte sie nur bald besuchen, dann könnten wir „besser schwätze". — Nun war es mir merkwürdig, daß eine Frau, die wir Jüngeren um ihrer dramatischen Leistungen willen eigentlich bitter haßten, mir den angenehmsten Eindruck gemacht, ja sogar bei ihrer persönlichen Originalität anziehend genug geworden, um die Einladung in ihr Haus mit Vergnügen anzunehmen. Die Schauspiele der Frau Birch-Pfeiffer beherrschten damals das deutsche Theater, und manche von ihnen leben noch heut auf der Bühne. Wir ließen ihr als Schauspielerin, besonders in komischen Rollen, gern Gerechtigkeit widerfahren, aber wir verdammten die seichte Theaterkost, welche sie für das Publikum zurecht machte, mit den kleinsten Wirkungen rechnend, mit scheinbarem Glanz die Menge blendend, und den Geschmack durch verderbliche Mittel schädigend. Daß eine solche Herrschaft über Theater und Publikum denn doch nicht ohne eminente Technik, eine immer geschäftige Phantasie, und was man so guten Griff nennt, zu gewinnen war, konnten wir uns nicht entschließen zuzugestehn. Ueberdies lebten wir noch in dem frischen Aerger, daß sie eine der schönsten Geschichten von Auerbach als „Dorf und Stadt" für das Theater verarbeitet und verunstaltet hatte.

Trotzdem meldete ich mich bei ihr am nächsten Sonntage zu einem Vormittagsbesuche. Ich wurde in einen Empfangssaal gewiesen, und aus dem Nebenzimmer rief Frau Charlotte, die ich noch nicht zu sehen bekam, sie wolle Gottes lieben Sonntag nicht länger verderben, sondern gleich kommen. Unmittelbar darauf hörte ich sie als Lady Macbeth jammern, daß alle Wohlgerüche Arabiens den bösen Fleck nicht von

ihrer Hand verlöschen könnten, und in bester Laune trat sie ein, mit dem Tintenfleck kokettierend und zur Entgegnung herausfordernd. Plötzlich rief sie: „Daß junge Herren, wie Sie, nicht wegen meinem wieschten Theatergeschreib zu mir kommen, kann ich mir schon denken: Also sprechen wir gar nicht von so Sachen!!“ Sie plauderte nun in der lustigsten Weise fort, dann unterbrach sie sich: „Jetzt aber sagen Sie mir, essen Sie wohl ein Schweinenes?“ Ich verstand, daß das eine halbe Einladung zu Tische war, und erklärte mich für einen besonderen Liebhaber des „Schweinenen“. Sie klatschte in die Hände, versprach, daß der Braten ausreichen werde, obgleich sie noch zwei „Münchener Buben“ zu Mittag erwartet, die mit ihrer Tochter aus dem Museum bald zurück kehren müßten. Dann ließ mich die Hausfrau allein, um in der Küche nach dem Rechten zu sehen, und verwies mich an einen Cacadu, einen Tisch voll Bücher, und einen geöffneten Flügel, an welchem Jenny Lind, die schwedische Nachtigall, die vor einigen Jahren bei ihr gewohnt, täglich ihre Lieder gesungen hatte. Ich wählte das Fortepiano zur Gesellschaft, schlug ein Notenheft auf und begann zu klimpern. Während dem trat die Tochter ein mit den beiden „Münchener Buben“, alle drei über meine musikalische Gegenwart nicht minder erstaunt, als ich kürzlich über die singende Baptistengemeinde in meiner Wohnung. Als wir zu Tische gehen sollten, wurde die Hausfrau mit lebhaftem Schreckensausruf inne, daß sie drei Herren zu Gaste, aber keinen Wein auf der Tafel und auch nicht im Keller habe. Sie wollte die Magd danach schicken, da diese erklärte, im Materialladen nebenan sei auch Wein zu haben. Gegen diese Sorte aber that ich Einspruch, ohne sie zu kennen, und erbot mich, wenn denn doch Wein getrunken werden sollte, selbst danach zu gehen, denn eine größere Handlung wußte ich in der Nähe. Mein Vorschlag wurde mit Lachen halb abgelehnt, halb zugestanden, ich aber machte

mich schnell auf den Weg, und kehrte bald darauf mit zwei Flaschen Moselblümchen zurück, von dem befriedigten Gelächter der Gesellschaft empfangen. Nach Tische mußte ich neben der Hausfrau auf dem Sofa Platz nehmen, im Angesicht einer großen Kaffeemaschine, welche sie überwachte. Einer der Studenten spielte einen neuen Tanz, welchen Minna den Beinen des andern kundig einübte. Die Mutter sah wohlgefällig zu, dann gab sie mir einen Schlag auf die Schulter, und rief, einen Vers von Grillparzer citierend: „Siehst du, mein Freund, so lebt nun deine Sappho!" In mein Lachen stimmte sie mit unbefangener Selbstironie ein. Sie verstand Humor, und war persönlich humoristischer und origineller als in ihren Schriften. — Charlotte Birch-Pfeiffer ist mir im Laufe der Jahre noch häufig in Berlin begegnet, wenngleich mir so familienhaft harmlose Stunden in ihrer Gesellschaft nicht wiederkehrten. Minna verließ Berlin, um sich, sehr gegen den Wunsch der Mutter, auf der Bühne zu versuchen. Nur kurze Zeit, denn sie verheiratete sich früh, und ihr Talent kam auf ganz anderem Gebiete zur Erscheinung. Als Frau Wilhelmine von Hillern bewies sie ihre Phantasie und Darstellungskraft in einer Reihe von Romandichtungen, welche allgemein bekannt sind.

Daß ich den sonstigen Berliner litterarischen Größen und Kreisen näher getreten wäre, kann ich nicht sagen. An die vornehmen hatte ich keine Empfehlung, obgleich ich einige, wie Frau Bettina von Arnim, gern kennen gelernt hätte. Ich hoffte es durch Varnhagen von Ense, bei welchem ich mich mit einem schriftlichen Gruße von Prutz meldete. Er empfing mich in seiner liebenswürdig aushorchenden Weise, wußte mich reden zu machen, ohne selbst viel zu sagen. Ich trug doch einen angenehmen Eindruck von ihm mit mir, auch ohne eine Aufforderung zur Wiederholung meines Besuches empfangen zu haben. Ueberrascht aber war ich, als

nach seinem Tode die Tagebücher des vielnotierenden Mannes herausgegeben wurden, auch meines ersten Besuches darin erwähnt zu finden. Erst mehrere Jahre nach diesem hatte ich Gelegenheit, eingehender mit ihm zu verkehren.

Wenn ich mich aber von den litterarisch lebhafteren Persönlichkeiten, welche im Kuglerschen Hause nicht verkehrten, fern hielt, so hatte das seine guten Gründe. Die Mehrzahl der Mitglieder der Tunnelgesellschaft war mir wegen meines hartnäckigen Ausweichens ohnehin nicht günstig gesinnt. Die Verschiedenheit der politischen Anschauungen, welche damals alle Verhältnisse beherrschte, mußte mich von vielen Persönlichkeiten dieses Kreises unbedingt trennen. In jener Reaktionszeit auf die allgemeinen deutschen Bestrebungen der letzten Jahre machte sich auch unter den Schriftstellern vielfach ein rabbiates und wahrhaft borniertes Preußentum breit, welches den erbittertsten Haß gegen politischen und geistigen Fortschritt in sich trug. Ich war immer ein guter Preuße, aber diese plumpe Wütigkeit, des damaligen Berliner Preußentums, mit dem stets heimtückischen Lauern und dem Wachtstubenton der Form, war mir zuwider. Ein Hauptvertreter dieser Richtung war Louis Schneider, bis vor Kurzem Komiker am königlichen Schauspielhause, Verfasser vieler Singspiele, Possen und Novellen, plötzlich Vorleser des Königs und Hofrat, und in seiner „Preußischen Wehrzeitung“ ein auserwähltes Rüstzeug der politischen Reaktion. Neben ihm stand George Hesekiel, Verfasser zahlreicher Romane und Mitarbeiter der „Kreuzzeitung“. Beide, persönlich nicht einmal von den Parteigenossen besonders geschätzt, machten sich durch öffentlich anklägerisches Treiben gefürchtet, und in litterarischen Kreisen übermäßig vorlaut, und wichtiger als sie waren. Von ihnen und andern wurde nun Christian Friedrich Scherenberg, der Dichter von „Waterloo“ und „Leuthen“ mit Beschlag belegt, und zum Hauptvertreter der preußischen

Reaktionslitteratur gemacht. Und doch lag in jenen mit ungewöhnlicher Kraft hingeworfenen Kriegsbildern Scherenbergs nichts, was sie dazu berechtigte, als etwa die Stoffe, die er gewählt hatte. Ich anerkannte das Originelle dieser Dichtungen gern, die Formlosigkeit derselben aber stieß mich ein für allemal zurück.

Was von eigentlicher Reaktionslitteratur von auswärts her an uns gelangte, regte uns auch vielfach auf. Zwar so etwas, wie das „Märlein“ von Oscar von Redwitz, von dem Bächlein, dem von dem Bäumlein ein Kreuzlein auf die Lebensreise nachgeworfen wird, konnten wir als schaale Kinderei verlachen, und so auch seine dramatische „Sieglinde“, welche sich aus Kindesliebe und Frömmigkeit zu Tode rennt. Dagegen war der Roman „Eritis sicut Deus“, über dessen Verfasser man nicht zur Gewißheit kommen konnte, in allen Händen, und wir lasen ihn, wenn schon mit Unwillen gegen seine Tendenz, doch mit Interesse und nicht ohne Anerkennung des Talentes. Der Kampf gegen die Philosophie, gegen geistige Selbständigkeit, gegen Goethes Bedeutung, wurde darin mit jesuitischer Berechnung und Bosheit gefochten, und, wenn dem lebendigen Geiste selbst nicht beizukommen war, mit aller Spiegelfechterei der Verläumdung, gegen die Vertreter und Träger desselben gewendet. Es war eines der glänzendsten und infamsten Bücher, freilich nach kurzem Sturmlauf längst vergessen.

Da nun die künstlerischen und kunsthistorischen Studien und Arbeiten bei der Mehrzahl meiner Genossen Lebensaufgabe waren, und die täglichen Tischgespräche sich vorwiegend auf diesem Gebiete hielten, so machte es sich von selbst, daß auch ich mehr und mehr zur Teilnahme dafür angeregt wurde. Eggers, der Alles was in seine Nähe kam, zur Mitarbeit an seinem Kunstblatte zu gewinnen suchte, verfolgte sogar den Plan, mich von meinen litterarhistorischen

Studien abzubringen, und ganz auf das Gebiet der Kunstgeschichte herüber zu locken. Es gelang ihm doch nicht nach Wunsch, obgleich ich zur bildenden Kunst immer ein vertrautes Verhältniß gehabt hatte, und, wenigstens was das Eingehen und Lernen betraf, willfährig genug war. Ich begleitete ihn und die Freunde gern in die Sitzungen mancher Kunstgenossenschaften, hörte und sah mit Teilnahme allerlei im Architektenverein, im Verein für mittelalterliche Kunst wobei meine Kenntniß von Personen und Werken sich erweiterte. Aber die Privatstudien, die ich daran knüpfte, führten mich eher dahin, meine eigne Kunst, die Dichtung, mehr im Sinne der Kunst zu fassen, leiteten mich andrerseits mehr auf den Weg zur antiken Litteratur. Horaz ging mir eigentlich in dieser Zeit erst auf, um dann von Properz abgelöst zu werden, dessen Elegieen mich für lange Zeit nicht losließen. Ich suchte einige davon nachzubilden, und ein Teil meiner Lyrik ergoß sich in den nächsten Jahren in die antike Form. Veröffentlicht wurden damals nur (in „Künstler-Albums“) zwei derartige Dichtungen „Tonio“ und „Niobe“. Von dem was sonst von dieser Gattung übrig blieb, konnte in späterer Zeit noch Einiges bei der Herausgabe des Buches „Idyllen“ benutzt werden.

Es war in unsrem Kreise ein rastloses Arbeiten, ein andauernder Fleiß, und zwar durchaus geboten bei Eggers, Lübke und Fontane, welche für ihre Existenz auf journalistische Thätigkeit angewiesen waren. Eine solche wäre für mich damals eine Unmöglichkeit gewesen, da ich nicht die Fähigkeit hatte, mich schnell zu fassen und der Feder zu vertrauen. Wie oft scheiterte ich an dem Versuche, wenn Eggers mich himmelhoch bat, über ein Gemälde, ein künstlerisches Ereigniß, worüber er einen Bericht brauchte, schnell etwas aufzusetzen. Für das Gespräch hatte ich die Gesichtspunkte und Gedanken beisammen — „Vortrefflich! rief dann

wohl der Freund: So schreib es auf! So brauch ich es grade! Laß es mich bis übermorgen haben!" — Aber ich setzte wohl drei- bis viermal an, und kam dann doch mit leeren Händen. Zu einem Gedichte war ich schnell bei der Hand, das kleinste „Artikelchen" machte mir Schwierigkeiten, zumal ich mit Unbehagen daran ging. Es bedurfte einer langen Lernzeit und Ueberwindung, bis ich auf diesem Gebiete einige Sicherheit gewann. — Ich mußte wohl zu der Ueberzeugung kommen, daß es für mich nicht denkbar sei, meine Zukunft allein auf Schriftstellerei zu gründen, gesetzt daß ich diese Absicht schon gehabt hätte. Nun aber konnte eine Docentenlaufbahn auf Jahre hinaus auch nichts Einträgliches sein, und überdies hatte ich mir den Eintritt in dieselbe durch dichterische Anrüchigkeit sehr erschwert. Der Gedanke an die Zukunft fing an, mich etwas sorglich zu beschäftigen, obgleich meine Lage zu jener Zeit eine günstige war. Die Einnahmen, welche ich durch die häufige Erneuerung meiner ersten Dichtungen hatte, brachten mir anfangs mehr, als ich zu verbrauchen gewohnt war. Die Unregelmäßigkeit dieser Einkünfte ließ aber zeitweise auch eine Ebbe eintreten, die in Verlegenheit setzte. Ich mußte darauf gefaßt sein, daß dieses Glücksspiel sich einmal zu meinen Ungunsten wenden könne. Es kam mit den Jahren auch wirklich so — aber wer denkt in der Jugend, daß es dabei immer noch ganz anders kommen könne? Und wer bewahrt, auch bei einem ernsthaft fragenden Blick in die Zukunft, nicht gute Zuversicht und glücklichen Leichtsinn?

Zweites Kapitel.

In dieser Lage ging eine innere Veränderung mit mir vor, die, als ich mir ihrer bewußt wurde, mich in die größte

Verwunderung versetzte. Die Briefe mit meinem poetischen Freunde zu St. Afra waren regelmäßig hin und her gegangen. Als Beilagen kamen häufig Gedichte von ihm, in der zierlichen reinsten und schönsten Handschrift, welche seiner Tochter angehörte, und durch welche die Erinnerung an sie bei mir immer lebendig erhalten wurde. Schon im Herbst war die Einladung gekommen, meinen Besuch zu wiederholen, was damals nicht thunlich war. Als nun aber der Wunsch ausgesprochen wurde, das Weihnachtsfest mit der Familie zu feiern, sagte ich gern zu. Ich reiste ohne jede bestimmte Absicht, nur mit der Hoffnung, etwas Anmutiges und Schönes wiederzusehen, und freundliche Eindrücke zu erneuen. Mit Herzlichkeit wurde ich empfangen und schon wie ein Zugehöriger des Hauses begrüßt. Ein paar Tage vergingen in den gewölbten Zimmern der alten Schulburg in behaglicher Abgeschlossenheit und unter Gesprächen über Poesie. Die letzten Vorbereitungen zum Feste bewirkten, daß ich mit Julien viel allein blieb, und während solcher Stunden empfand ich, wie sich mein Herz dem lieben Mädchen mehr und mehr öffnete. Aber eine Befangenheit und Scheu hielt mich ab, ein verfrühtes Wort zu sprechen, welches ich nicht verantworten zu können glaubte, und überdies begegnete mir, wie es schien, eine Zurückhaltung und Kühle, die mich nicht ermutigte. — Da erschien eines Tages Freund Kögel, der inzwischen eine Stellung als Lehrer an der „Blochmannschen Anstalt“ in Dresden eingenommen, zum Besuch in St. Afra. Er war Bräutigam, und sprach bei Tische, wie er nun ernstlich danach streben müsse, eine Pfarre zu erlangen. Als ich ihn zur Post begleitete, sagte er: „Wenn du als Verlobter von hinnen gehst, kann ich dir von Herzen Glück wünschen!“ — Ich hatte ihm noch keine Andeutung gemacht, daß ich dergleichen beabsichtigte, und konnte auch jetzt nichts entgegnen. Aber daß seine Augen genug gesehen, brachte mir

die Schlußfolge nahe, daß auch die Familie zu gleicher Vermutung gelangt sein konnte. Die so schnell nicht erwartete Nähe der Entscheidung raubte mir den Schlaf über Nacht, und unruhig erwog ich, wie ich ohne Stellung, ohne Aussicht für die Zukunft, bei einer völlig in der Luft schwebenden Existenz, mit so ernstem Wunsche vor die Eltern treten sollte? Es war eine Unmöglichkeit, dachte ich. Ueber's Jahr wollte ich wiederkommen, und hoffentlich mit besserer Begründung meiner Wünsche.

Tags darauf, am Morgen des heiligen Abends, galt es in dem mit den Wohnräumen nicht unmittelbar zusammen hängenden Saale den festlichen Tannenbaum zu schmücken, ein Geschäft, welches Julien und mir zugewiesen wurde. Wir blieben allein, Stunden lang allein. Ich redete anfangs viel, dann wurde ich einsilbiger, während wir beim Walten um die Tannenzweige uns dies und jenes zureichten, um Rat fragten, oder einander halfen. Aber der Schmuck des Baumes wurde nicht vollendet, denn wir hatten uns plötzlich gefunden, und hielten uns umschlungen. Ich hatte dennoch gesprochen und war nicht abgelehnt worden. So durften wir noch lange im ersten Taumel des Glückes verweilen, bis ich Julien den Arm bot, uns die Einwilligung der Eltern zu holen. Wir fanden sie beisammen, nicht erschreckt, nicht einmal überrascht durch unser Eintreten, doch von dem Ernste des Augenblickes durchdrungen. Es war, als hätte es so kommen müssen, und im Stillen erschien ich mir als der einzige Verwunderte, daß es schneller so gekommen war, als ich für denkbar gehalten hatte.

So glückliche Weihnachtstage, die sich sogar auf Wochen ausdehnten, zu beschreiben, soll man nicht versuchen. Mein Gewissen trieb mich, den Eltern Juliens zu bekennen, daß ich ohne sichere Grundlage meine Hand nach der ihrer Tochter ausgestreckt hätte, zugleich mit dem Versprechen, nun nichts

zu verzögern, was unsrer Zukunft dienen könnte. Aber davon sollte gar nicht die Rede sein. Der Idealismus des Hauses lehnte jede Verfrühung praktischer Forderungen ab. Die Eltern, die sich einst als halbe Kinder gefunden, waren dreizehn Jahre lang verlobt gewesen, und wollten darin keine trübe Erinnerung erblicken. Sich von ihrer Tochter, die noch so jung war, bald zu trennen, däuchte ihnen überdies schrecklich. Ein glückerfülltes Zuwarten, und wenn es Jahre dauerte, sollte die Gemeinsamkeit um so schöner machen. War ich nicht ganz dieser Ansicht, so hatte ich doch für den Augenblick dem nichts entgegen zu setzen, beschloß aber, unter der Hand mein Dasein sichrer zu stellen. Am liebsten hätte man gesehen, ich wäre nun ganz in St. Afra geblieben, um als Hausgenosse meine poetischen Arbeiten zu vollenden, und in seliger Weltvergessenheit mit der Geliebten zu leben. Aber meine thätige Natur, welche viel Raum, Luft und Bewegung brauchte, widerstrebte einer solchen Abgeschiedenheit. Ich kehrte nach Berlin zurück, um mich doch schon nach einigen Monaten, zum Osterfeste, in St. Afra wieder einzustellen.

In dieser Zeit wurden mir zuerst Charaktereigenheiten an Julien deutlicher, die zum Teil durch des Vaters frühere Stellung bedingt, anderenteils durch seine Gemütsart genährt worden waren. Er hatte bis vor wenigen Jahren, ehe er dem Ruf an die Fürstenschule St. Afra in Meißen gefolgt war, als Lehrer am Blochmannschen Gymnasium in Dresden gewirkt, und war zugleich Lehrer verschiedener Prinzen gewesen, welche mit ihren Erziehern in der sächsischen Hauptstadt ihre Schulstudien machten. Mit diesen, zuerst den Prinzen von Hohenlohe, dann denen von Taxis, auch dem Erbgroßherzog von Mecklenburg, wohnte er und die Seinen in einem schönen großen Hause, umgeben von Gärten, vor der Stadt wie in einer Kolonie zusammen, und so war der gesellschaftlich höfische Einfluß nicht ohne Wirkung auf die

Familie, und besonders auf die Erziehung der Tochter geblieben. Julie war schön, sie hatte den Anstand und das Wesen einer jungen Prinzessin, sie hatte gelernt, was eine Prinzessin zu lernen pflegt, besonders neuere Sprachen, Malen, Zeichnen und etwas Musik. Von den Geschäften des Hauses hielt man sie fern, und sie gestand selbst, daß sie zu Allem was weibliche Arbeit, besonders Nadelwerk, heißt, weder Neigung noch Geschick habe. Sie war träumerisch, in ihren Empfindungen zur Schwärmerei geneigt, lebte in Anschauungen, deren phantastische Verstiegenheit ich zur Wirklichkeit herabzulenken versuchte, was sie jedoch lächelnd ablehnte. Der Rosennebel und Golddust, die lyrische Treibhausatmosphäre, welche der Vater durch stundenlanges Vorlesen von Gedichten, deren er sich nicht ersättigen konnte, über uns verbreitete, war das eigentliche Element der so erzogenen Tochter. Ganz schöne Seele, ganz Empfindung, in jedem Augenblick bereit sein, in einem poetischen Gespräch das Gefühl auszuströmen, galt für das höchste Tagewerk. Mir wurde oft schwül in dieser Temperatur, ich bekannte es offen, half mir mit Humor und scherzhaften Gewaltstreichen durch die Unterhaltung, die man denn wohl einmal gelten ließ, aber doch nicht gern sah. Ich, der Poet, mußte die Prosa vertreten und mich dadurch zum Ketzer machen! Man lachte zuweilen darüber, hielt es für Uebermut des Glücklichen, um keinen Preis aber für Ernst. Allein es war mir nicht recht, daß ich reale Dinge, wie künftige Hochzeit, nicht berühren durfte, ohne Thränen hervorzulocken, Thränen darüber, daß ich an das Ende eines so idealen Glückes, wie des Brautstandes, denken konnte. Zuweilen ergriff mich ein Bangen, wie es möglich sein werde, eine so zartbesaitete Natur, ein Wesen welches so ganz einem Traumdasein angehörte, künftig unter die rauhen Forderungen des Lebens zu führen. Von den Eltern, die ihre Tochter abgöttisch liebten, wurde ich nicht unterstützt in meinen Be-

mühungen, ihr den Weg zur Wirklichkeit langsam anzubahnen. Denn obgleich ich von ihnen sehr geliebt wurde, fanden meine Wünsche gar kein Verständniß, während ich immer neue Zugeständnisse zu machen hatte. Sie waren dem Liebenden freilich nicht schwierig, und dem Bräutigam mußten sie anständig erscheinen, zuweilen aber gingen sie auch völlig gegen meine Natur, und begegneten einiger Schroffheit auf meiner Seite. Außerdem wollte ich mich gegen die Außenwelt wehren, denn wir sahen doch Menschen, gaben und empfingen Besuche, um nicht als ein ganz Andrer zu erscheinen, als ich war.

Da verfiel ich auf ein Mittel, von dem ich mir versprach, die Geliebte aus ihrer Wolken- und Aetherwelt zu locken, und meinem Erdendasein geneigter zu machen. Eine Dichtung sollte dies bewerkstelligen. Ich hatte, noch im Frühjahr eine Wohnung in einem überaus lieblichen Mühlenthale, dem sogenannten Buschbade, etwa eine Stunde weit von Meißen, genommen, um dort den Sommer über zu verweilen und zugleich thätig zu sein. Jeden Nachmittag schritt ich über den waldigen Hügelrücken und dann im Elbthale fort nach der Stadt, um Abends, oft spät in der Nacht, die Wanderung zurück zu thun. Eigentlich hatte ich vor, ein bereits begonnenes Gedicht „Hans Haidekuckuck" dort zu vollenden, aber ein andrer Stoff fiel mir in die Hände, den ich dramatisch zu behandeln beschloß. Ich hoffte ihm mit einigen, freilich starken Aenderungen, etwas auf meine Lage und die der mir so werten Personen Passendes abzugewinnen, und ihnen darin ein Spiegelbild zu erschaffen, zugleich meine Wünsche und Hoffnungen, wie sie dieselben kannten, in poetischer Form auszusprechen. Das Stück, welches ich „Das Reich der Träume" nannte, wurde in etwa sechs Sommerwochen vollendet. Da es nur wenig gekannt ist, will ich die Grundzüge des Inhalts wiedergeben, nämlich des Inhalts

meiner Dichtung, welche dann schließlich ganz andre Wege ging als die altfranzösische Novelle.

Ein Vater, den ich Graf von Ormonde nannte, hat sich durch mittelalterliche Grübeleien und Studien, Astrologie, Goldmacherei, Geisterbeschwörungen, in welchen er durch einen Charlatan bestärkt wurde, auf seinem sonst wohlbestellten und schönen Besitztum von der Welt abgeschlossen, und in dieser Traumwelt auch seine einzige Tochter erzogen, und sich mit ihr vereinsamt. Er stirbt, und hinterläßt die Unglückliche in diesem Geisterglauben, dazu aber in einem Zustande des Traumwandelns, in welchem sie hofft, ihr Genius werde ihr erscheinen, um sie zu ihrem Vater zu führen. In solcher Lage, da sie mit den Geistern redet, begegnet ihr Nachts ein junger Herzog Silamont, der in den Garten gedrungen ist, ohne zu ahnen, was ihm begegnen sollte. Als sie ihren Genius fragt, wann er kommen werde, gibt Silamont, hingerissen von ihrer Erscheinung, ihr ungesehen Antwort, und verkündet ihr seine Wiederkehr auf dieselbe Stunde der nächsten Nacht. Sie glaubt nun zu wissen, daß sie um diese Stunde sterben werde, nimmt Abschied von ihrer Dienerschaft, und begibt sich in den Garten. Aber nicht zum Sterben, sondern zu einem neuen Leben. Denn Silamont, dem sie als ihrem Genius unbedingten Gehorsam leistet, heißt sie den Verkehr mit der Geisterwelt aufgeben, malt ihr die Schönheit des Lebens, und gibt ihr Rat und Anweisung, wie sie fortan ihr Dasein zu führen habe. Noch ist ihr Alles rätselhaft und befreundlich, da es Allem widerspricht, was sie sich in ihrem Wahn vorgespiegelt hatte, aber da der Genius als ein Liebender spricht, so schleicht in ihr noch unberührtes Herz zugleich mit dem Gehorsam auch die Neigung. Zur Freude ihrer Umgebungen, die von diesen Vorgängen nichts wissen, läßt sie wenigstens äußerlich gleich eine Umwandlung mit sich vorgehen, indem sie in Gewändern auftritt, wie sie

der Herrin geziemen. — Silamont aber ist ein Verbannter, seine Heimkehr bringt ihm Todesgefahr, er muß fliehen, wenn er seinen Feinden nicht zum Opfer fallen will. Das Mädchen, nach kurzer Ueberraschung, kommt schnell zur Besinnung, sie heißt ihn sich retten, sie ist zu jedem Opfer für ihn bereit. Jetzt in neuer Einsamkeit verkehrt sie nicht mehr mit Traumbildern, der Genius ist unvermerkt in den Geliebten übergegangen. In Sehnsucht und Liebe bangt sie um den Freund, der nichts Außerirdisches mehr sein darf, den sie nur als Menschen denkt und zurückverlangt. Die psychologische Heimkehr zur realen Welt vollzieht sich unschwer durch kleine Mittel, vorzüglich durch ein ländliches Brautpaar, welches der Herrin sein junges Glück schildert. Endlich ist für Silamont die Gefahr abgewendet, und, vom König begnadigt, kehrt er zurück. Unkundig dessen, was inzwischen die Geliebte in sich selbst erlebt hat, bekennt er ihr in banger Vorsicht, daß er sie mit der Erscheinung des Genius getäuscht habe. Sie aber entgegnet:

„Du bist mein Genius!
Ob sterblich deine Bildung, wie die meine,
Du bist und bleibst mein treuer Genius!
Ich weiß es, ich war krank, weiß was du thatest,
Du mußtest mich ja täuschen, mich zu heilen.
Du warst bei mir, da wähnt' ich mich im Himmel,
Du gingst von mir, da kam der Schmerz der Erde,
Und lehrte mich, das Loos der Menschen lieben.
Laß ihren Schmerz und ihre Lust uns teilen!
Wir wollen Menschen sein!“

Indessen ich nun in meinem Mühlenthale während der Morgenstunden beschäftigt war, und die beste Stimmung mich Nachmittags nach St. Afra begleitete, wurde man dort immer neugieriger, etwas von meiner Arbeit zu hören, und wünschte die Mitteilung auch bruchstückweise. Ich aber bestand darauf, erst nach der Vollendung das Ganze vorzu-

tragen. Ueberdies täuschte ich die Familie, was mir auf die Länge etwas bedenklich wurde, da ich sie in dem Wahn gelassen, ich arbeite an dem „Hans Heidekuckuck“.

Meine Eltern, welche mit ihren jüngeren Kindern auf einer größeren Reise waren, hatten mir, um meine Braut und deren Familie kennen zu lernen, ihren Besuch angekündigt, und mir aufgetragen, ihnen im Buschbade Wohnung zu machen. Die älteste meiner Schwestern, Emilie, war als Vorläuferin bereits im häuslichen Kreise zu St. Afra eingetroffen. Mit ihrem klaren Verstande, ihrem praktischen Blicke, ihrer Kenntniß des Hauswesens, erregte sie Bewunderung und Zuneigung, und da Juliens Mutter leidend war, zögerte sie nicht, manches in die Hand zu nehmen und zu ordnen, was ihr zum allgemeinen Vorteil ersprießlich schien. Ich hatte längst bemerkt, daß sie Julien und mich zuweilen befremdet musterte. Als ich einmal mit ihr allein war, sagte sie: „Ihr seid ein sonderbares Brautpaar! Man könnte glauben, ihr stündet noch ein Jahr vor eurer Verlobung!“ — In der That war unser Betragen vor den Augen Andrer ein überaus zurückhaltendes: Denn darin war ich mit Juliens Wünschen ganz einverstanden, fremder Beobachtung kein Schauspiel zu geben. Widerwärtig waren ihr wie mir die Zärtlichkeiten, das Schönthun, das verliebte Wesen, wodurch sich Brautleute vor der Gesellschaft lächerlich machen und den Anstand verletzen. Wir aber ließen uns auch bei einem Kusse nicht von der Familie überraschen, unter vier Augen wußten wir uns dafür schadlos zu halten.

Der Tag war gekommen, da ich der Familie mein fertiges Stück mitteilen konnte. Ueber die Verwunderung, daß es etwas Andres war, als man erwartete, kam man bald hinaus, da schon der Titel „Das Reich der Träume“, etwas nach dem Sinne des Hauses hoffen ließ. Aber mit befangenerem Mute und stärkerem Herzklopfen habe ich nie-

mals eine Vorlesung begonnen, denn mir sagte ein Gefühl, daß etwas auf dem Spiele stand. Und doch habe ich niemals einen aufmerksameren und empfänglicheren Zuhörerkreis gehabt, als in jenen Stunden. So kam ich in Stimmung und las mit Hingebung einige Akte weg. Als ich eine Pause machte, traf mein Blick zufällig auf die Augen meiner Schwester, welche mit einem gewissen Tiefschauen mir etwas zu sagen schienen. Ich merkte sofort, sie hatte bereits entdeckt, was ich mit meinem Gedicht wollte. Nicht so schien es bei den Uebrigen. Man war angeregt, herzlich erfreut, erwartungsvoll auf den Verfolg. So las ich zu Ende, und die allgemeine Befriedigung wurde in warmen Worten ausgesprochen. Ein wenig Kritik gegen Nebendinge konnte ich mir schon gefallen lassen und einige kleine Aenderungen zugestehen. Ueber die eigentliche Hauptsache fiel kein Wort, aus dem ich hätte schließen können, ob man meine Beziehung auf die gegebenen Verhältnisse billigte oder anfocht, oder überhaupt verstanden habe. Das Phantastische und zugleich Grüblerische, ein gewisser Zug des Krankhaften der dieser Dichtung, mit welcher eine Art von Kur beabsichtigt war, nicht abzusprechen ist, schien der Stimmung des Hauses grade zusagend zu sein. Freilich erwartete ich auch nicht, schon nach der ersten Mitteilung einen Erfolg zu sehen.

Ich brach etwas später auf als sonst, um die Rückwanderung nach dem Mühlenthal anzutreten. Noch kürzlich hatten wir Sterne durch die Fenster gesehen, in unsrer von hohem Gemäuer umgebenen Schulburg aber nicht bemerkt, daß bald der ganze Luftraum von Gewölk bedeckt war. Trotz der Finsterniß fand ich meinen abkürzenden Weg durch Aehrenfelder und Wiesen, über welche in nächtlicher Schwüle die Blütendüfte zogen. Diese Nacht ist mir bis in alle Einzelheiten unvergeßlich geblieben. Ich war mit den Gedanken bei Julien, beschäftigt mit der Frage, was sich in ihrem Ge=

müte nach dem heut Vernommenen wohl regen mochte, und mußte doch zugleich aufmerksam auf meinen Weg sein, den ich im Dunklen in jedem Augenblick verlieren konnte. Das Wetter grollte dabei langsam näher, und plötzlich zuckte ein Blitzstrahl nieder, gefolgt von krachendem Donner. Einige starke Tropfen fielen, und ich beschleunigte meinen Weg nach dem Waldesrücken, den ich zu überschreiten hatte. Aber es folgte kein Regenguß, das Gewitter hatte einen andern Weg genommen. Da, am Rande des Waldes angelangt, höre ich einen gräßlichen Aufschrei der Angst, mitten im Wege, und zwar in der besten sächsischen Mundart: „Ach Herr Jesus! Herr Jesus! Jetzt geht's über mich her!" Betroffen suchte ich nach dem Rufenden und fragte, was ihm geschehen sei. Da aber das Gewimmer nicht aufhörte, tastete ich mich näher, und fand eine zusammengekauerte Gestalt auf einem Schubkarren sitzen. Von dem Geängstigten bekam ich dann heraus, daß er aus der Stadt, und noch spät mit einer Bestellung nach der Mühle geschickt worden sei. „Aber durch den Wald traue ich mich nicht, fuhr er fort, weil der Irrwisch drinnen ist — ich hab ihn schon leuchten sehn! Und nun kam von der andern Seite auch noch jemand, der mich gleich totmachen konnte!" Dem armen Menschen war seine Furcht vor dem Irrwisch nicht auszureden, endlich schloß er sich mir doch an. Als wir aber den Wald betraten, kamen wir wirklich in den Bann des Irrwisches, denn tausende von Leuchtkäfern schwebten um die Gebüsche, bis in die Wipfel hinauf, und verbreiteten ein wahrhaft magisches Licht von grünen, gelben, blauen Farbenspielen. Die Märchendichtung könnte einen Zauberwald nicht köstlicher ersinnen, als ich ihn in jener Nacht gesehen habe. Mein Gefährte freilich war in nicht so empfänglicher Stimmung. Er schauderte zurück vor den schwebenden Lichtern, und schrie mit allen Ausdrücken der Angst, wenn sie ihm näher kamen oder sich gar auf seine

Kleider setzten. Zu welch einer Tragikomik die sächsische Zunge sich im Pathos der Verängstigung steigern kann, ist mir in jener Nacht erst aufgegangen. Nach Abschluß dieses phantastischen Nachspiels, welches ich auf das Reich der Träume heut erlebt hatte, konnte ich den kleinen krummbeinigen Gesellen endlich in der Mühle abliefern, deren großes Rad meine nächste Nachbarschaft war, und dessen nächtliches Arbeiten mich im Schlaf schon nicht mehr störte.

In der Frühe des anderen Morgens kam durch die Botenfrau aus der Stadt die Anfrage, ob ich heil am Ziele angelangt sei? Das Gewitter, von welchem ich so wenig betroffen worden, hatte sich über der Stadt sehr heftig entladen, und man war meinetwegen nicht ohne Besorgniß. Ich machte mich gleich selbst auf den Weg, um die Familie früher als sonst zu überraschen. Bei meiner Ankunft fand ich meine Schwester allein, da der Vater in der Schule und die Damen noch nicht zum Empfang gerüstet waren. Unser Gespräch kam gleich auf die gestrige Vorlesung, und Emilie gestand mir, daß sie im Anbeginn betreten, ja erschrocken gewesen sei, aber sich bald beruhigt habe. Sie glaubte nicht, daß man den Inhalt der Dichtung so aufgefaßt, wie ich ihn verstanden wissen wollte, die Familie erblicke in diesem Reich der Träume eher eine Huldigung für ihre Eigenart, als eine Darlegung meiner Wünsche und Hoffnungen. Ich hatte mit meiner Schwester noch niemals eingehender über meine Braut gesprochen, fortan geschah es häufiger. Was ich selbst aber in der nächsten Zeit beobachtete, war doch anderer Art, als die Bemerkung meiner Schwester, und machte mich stutzig. Denn eine gewisse Zähigkeit des Verharrens im Austausch von Meinungen, ein lächelnder Eigensinn gegen mich, machten sich geltend, und schienen mir zu sagen, daß man mich recht wohl verstanden habe, mir aber in der Romantik des Idealismus entschiedene Gegenwehr bieten wolle. Wie dem nun

sein mochte, die Freude an meiner Dichtung, so wie unsre Eintracht blieben unverkümmert.

Meine Eltern waren in Dresden angelangt. Ich holte sie und die Geschwister im Dampfschiffe nach Meißen ab. Die ersten Stunden wurden in St. Afra verlebt, dann die Wohnung für einige Tage im Buschbade aufgeschlagen, wohin auch Julie für diese Zeit mitging. Sie wurde von meinen Eltern auf's Herzlichste als Tochter begrüßt. Zu meiner Freude entwickelte sie eine Heiterkeit der Stimmung, wie ich sie so an ihr noch nicht kennen gelernt hatte. Sie schien auf die Munterkeit meiner Schwester Adelaide und meines Bruders, des Studenten, ganz einzugehen. Es waren schöne Tage, welche die Familie hier feierte. Wald- und Bergspaziergänge, Spiele im Freien, Abends wohl ein Tänzchen zu einer verstimmten Geige, mit welcher ein Mühlknappe uns zu Hülfe kam. Ich sah Julien Lachen und Tanzen, ich tanzte mit ihr, sie schien ganz ein junges Mädchen sein zu wollen — wer war glücklicher als ich?

Um so glücklicher, als, bald nach der Abreise meiner Eltern, sich mir eine überraschende Aussicht für die Zukunft bot. Am Blochmannschen Gymnasium in Dresden wurde durch den Weggang einiger jüngeren Lehrer, darunter W. Herbst und Kögel, Raum für neue Kräfte. Von dem letzteren aufmerksam gemacht, begab ich mich zum Direktor Dr. Bezzenberger, um mich vorzustellen. Ich war fast verblüfft, daß er mich sofort willkommen hieß. Aber da bei dem Wechsel jüngerer Lehrer bereits Verschiebungen stattgefunden hatten, konnte er mir vorerst nur eine wenig umfangreiche Thätigkeit anbieten. Ich sollte in der Prima und Sekunda den Unterricht im Deutschen und in der Litteratur übernehmen. Geschichte, sogar einige philologische Stunden, je nachdem es nötig werden sollte, wurden mir in Aussicht gestellt. Nicht eine Stunde hatte unsere Unterhaltung ge-

dauert, und ich war als Lehrer in Pflicht genommen, und mit den Collegen bekannt gemacht; und zwar ohne Verpflichtung, mich bei höheren Vorgesetzten vorzustellen oder zu bewerben, denn der Direktor verfügte mit voller Freiheit bei der Wahl seiner Lehrer. Ich werde über diese umfassende und merkwürdige Schulanstalt, die mir für meine Erfahrung, Menschenkenntniß und Bildung so wichtig werden sollte, später im Zusammenhang zu erzählen haben.

Noch vor einem Jahre hätte ich die Zumutung, Gymnasiallehrer zu werden, als etwas Unmögliches verlacht. Jetzt war ich es, zu meiner eigenen Ueberraschung, und ein neuer Lebensweg lag vor mir, noch unversucht, und ich konnte ihn anfangs nur mit Bangen und wenig Zuversicht betreten. Und doch wurde er mir lieb, wurde mir zum Bedürfniß, und ich habe meinen Entschluß glücklich zu preisen gehabt. Meine Uebersiedelung nach Dresden war bald bewerkstelligt. Die Freunde in Berlin hätten mir eher alles Andere zugetraut, als den Sprung in die Schulmeisterei. Sie versprachen aber ihre Besuche in der kunstgeschmückten Elbestadt, und hielten auch wirklich, ja wiederholt, einer nach dem anderen ihr Versprechen.

Bei der Nähe von Dresden war nun St. Afra schnell zu erreichen, im Sommer auf dem Dampfschiffe, im Winter mußte man sich ein Stündchen im Postwagen bis zum nächsten Bahnanschluß nicht verdrießen lassen, so daß ich die Sonntage dort verleben konnte. Aber bekümmerte Tage standen uns bevor. Juliens Mutter war nur dem Anscheine nach gesund. Sie that sich Zwang an, allein ein tiefes Leiden erschöpfte ihre Kräfte mehr und mehr. Viel Rücksicht war geboten, auch wenn sie leidlich wohl zu sein schien. Jetzt nahm ihre Krankheit schnell sich steigernden Verlauf, und bald umstanden wir ihr Sterbelager. Nach den letzten traurigen Pflichten am Begräbnißtage, brach ich mit der Familie auf, die es

nötig hatte, in der Stille die erschöpften Lebensgeister zu erfrischen, und den lästigen Besuchen noch für einige Zeit zu entgehen. In Schandau an der Elbe fanden wir es ruhig, der Reiseverkehr belästigte nicht mehr, es waren noch schöne Tage vor dem herbstlichen Blätterfallen. Der Vater suchte die Bäche mit seiner Angel (mit der er auch zu Hause täglich zum Fischen ausging) das Brüderchen machte für sich Wanderungen mit dem Hammer, und prüfte die Gesteine, Julie und ich durften frei umherschweifen. Trotz der ernsten Gemütsstimmung verlebten wir schöne Tage, die mir rein in der Erinnerung stehen. Wir waren eigentlich zum erstenmal allein miteinander, ja uns ganz überlassen, und so, während wir durch die Thäler gingen, oder uns Bergpfade suchten, wurde manches ausgesprochen, was mir tröstlich war und mich beglückte.

Es sollten die letzten Tage hoffnungsvollen Glückes bleiben. Einen Winter lang folgten zuerst kleine Verstimmungen, die sich steigerten; eigensinniges, sogar trotziges Verharren auf beiden Seiten, bei Grundanschauungen, die durch verschiedenartige Naturanlagen bedingt waren. Ich konnte nicht zugeben, daß der Humor etwas Widerwärtiges sei, dessen man sich zu entschlagen habe; ich hätte die Hälfte meines Wesens damit aufgeben müssen. Ich begriff nicht, wie der Verkehr mit den Freunden in Berlin, so viel ich davon erzählte, etwas Abstoßendes haben könne? Ich bekämpfte lebhaft den Satz, daß man zu stolz sein müsse, sich liebenswürdig zu geben. Und was gab es in der Kunst, besonders in der Dichtung, in der Naturbetrachtung, in der geselligen Welt nicht Alles, was auf gegensätzliche Ansichten stieß! Vielleicht hätten sich diese Gegensätze ausgleichen lassen, aber ein zähes Verharren bei Vorurteilen forderte oft meine Heftigkeit und Schroffheit heraus, und ablehnende Kühle suchte jedem Einlenken auszuweichen. Es schien den Ansichten ganz

verwehrt, noch in irgend einem Punkte zusammen zu treffen. Schlimm war es auch, daß es bald kein ruhiges und unbewachtes Aussprechen mehr gab. Denn für die Geschäfte der Hausfrau war bald eine Dame aus der französischen Schweiz eingetreten, welche Juliens Vater nicht lange darauf zu seiner zweiten Gattin wählte. Ihre Gegenwart legte uns selbstverständlich ein Schweigen auf, über Mißklänge, welche sofort hätten gelöst werden müssen, um nicht gefährlich nachzuwirken. So wurde denn Alles innerlich fortgetragen, und arbeitete auf wachsende Verbitterung hin. Wir waren auf briefliches Aussprechen angewiesen, welches, trotz der regelmäßigen Sonntagsbesuche, die Woche über gepflogen wurde. Aber wie leicht wird ein geschriebenes Wort mißverstanden, wie oft ein harmlos gefaßter Satz in falschem Sinne gelesen, zumal wenn die Gemüter bereits zur Erregbarkeit aufgestachelt sind! Traurig ist es, wenn zwei Menschen, die sich trotz all ihrer Verschiedenheit eigentlich von Herzen lieb haben, die Kluft zwischen sich täglich erweitern, um sie zu ihrem eignen Schmerz endlich nicht mehr überbrückbar zu machen. Trotz des unsäglichen Druckes, der auf mir lastete, wollte ich festhalten. Aber ich fühlte das Bedürfnis, einmal freier aufzuatmen, um innere Ruhe zu gewinnen. Daher beschloß ich, zum Osterfeste, anstatt nach St. Afra zu gehen, meine Familie in Bromberg zu besuchen. Denn von dorther kamen fröhliche Briefe, voll von Zufriedenheit und Behagen im neuen, eignen Hause, welches kürzlich bezogen worden war. Schon stand mein Reisekoffer gepackt, als ich von Julien als Reisesegen einen Brief erhielt, zu meiner Verwunderung so voll von Vorwürfen, Anklagen, Bedingungen, daß meine Fassung plötzlich zu Ende ging, und ein wahrer Ingrimm mich packte. Sofort setzte ich mich nieder und schrieb in die Nacht hinein eine Entgegnung, in welcher sich Alles von Herzen losbrach, was sich an Unmut, Groll und Bitterkeit in mir aufgesammelt

hatte. Ja, ich schrieb es mit einer Rücksichtslosigkeit und Schärfe, wie sie nur in jungen Jahren beim Abwerfen eines lange getragenen Zwanges, wenn nicht entschuldbar, doch erklärlich ist. Als ich das Geschriebene am andern Morgen überflog, zauderte ich noch, es abzusenden. Ich steckte beide Briefe ein, und nahm sie mit auf die Reise. In Berlin mußte mich Freund Lübke für einige Tage festzuhalten. Daß meine Stimmung nicht die beste, mußte den Freunden auffallen, doch schwieg ich über die Ursache. Als ich aber in einer einsamen Stunde Juliens Brief nochmals durchlas, wirkte er auf mich, wie beim ersten Lesen. Schnell entschlossen versiegelte ich meine Entgegnung und sendete sie ab.

Meine Eltern und Geschwister fand ich wohlgemut und glücklich im neuen Hause. Es war geräumig, fast zu groß für Eine Familie. Aus dem Speisezimmer führte eine breite Veranda und Freitreppe in den Garten, der, auf Grund eines älteren (einst den Eltern meines Schwagers Scheffler angehörigen) neu angelegt, mit Obstbäumen, Spalieren, sogar einem Bassin und Springbrunnen, alle Sommerfreuden versprach, auch bereits die ersten Veilchen darbot. Die Geschwister freuten sich ihrer schönen Zimmer, es gab des Betrachtens und Bewunderns kein Ende, und die lastende innere Schwüle, die mich auf der Herreise begleitet hatte, begann sich zu lösen. Ich säumte nicht, in der ersten ruhigen Stunde meinen Eltern zu bekennen, daß für meinen Bräutigamsstand nicht mehr viel Gutes zu erwarten sei. Sie wollten dergleichen schon gewittert haben, bedauerten den Ausgang, überließen mir aber selbstverständlich alle ferneren Schritte. — Bald kam denn auch ein Brief — nicht von Julien, welche auf meine Entgegnung nicht füglich mehr die Feder ergreifen konnte, sondern von ihrem Vater. Er setzte mich dadurch in Erstaunen, daß er in seiner lyrischen Traumwelt von allen unseren Mißhelligkeiten auch nicht das Geringste bemerkt

hatte, und nun, bei allem Tadel meiner Schroffheit, die Einlenkung wieder erstrebte. Ich aber fühlte mich dadurch nur um so mehr verletzt, denn nun war ich der allein Schuldige, der zurückgerufen wurde, um gründlich gescholten zu werden. Meine Antwort an ihn fiel nicht gelind aus. Es wurden noch einige Briefe gewechselt, da dem poetischen Freunde ein völliger Abbruch undenkbar erschien. Es mußte doch so kommen. Die letzten Briefe lenkten, wenn nicht in die versöhnte Stimmung, doch in die gemessene Form ein.

Die Meinigen ließen mich in dieser Zeit unbehelligt meiner Wege gehen, man sprach kaum über meine Angelegenheit, wohl wissend, daß man in solcher Lage nur mit sich allein zur Ordnung kommen kann. Ueberdies machte sich im Hause eher ein fröhliches Leben geltend, denn meine Schwester Adelaide war Braut, der Bräutigam, Kreisgerichtsrat Lach, ein angesehener Jurist, Allen als neues Mitglied der Familie willkommen. Ich streifte auf einsamen Wegen um die Stadt viel allein umher, um den Meinigen ein leidlich ruhiges Gesicht zurück zu bringen. Innerlich war mir weh genug. Denn sollte es gleich zu Ende sein, ich konnte und wollte Julien nicht aus dem Herzen thun. Und ich brauchte es nicht, so durfte ich mir später sagen, trotzdem die Trennung für uns geboten war. Ich konnte, nachdem der innere Sturm vorüber, reiner und freundschaftlicher an sie denken, ja, ich konnte es mit der Zeit als ein Glück für sie preisen, daß sie von dem Druck, von den mannigfachen Trübungen, die meinem Leben bevorstanden, unberührt blieb. Sie war für die harten Forderungen des Daseins weder erzogen noch erschaffen. Wir konnten einander die innere Gemeinsamkeit nicht gewähren, über deren Möglichkeit wir uns eine Zeit lang getäuscht hatten. Und wollte man mein schroffes Abbrechen für eine Schuld erklären, so wurde durch diese Schuld einem größeren Unheil vorgebeugt, als die Schmerzen des Scheidens aufwogen.

Drittes Kapitel.

Ich habe nun von der Schule zu sprechen, welcher ich drei Jahre lang als Lehrer angehören sollte, so wie von den zahlreichen litterarischen und künstlerischen Beziehungen, die ich in dieser Zeit anknüpfte. Karl Justus Blochmann, ein Schüler von Pestalozzi, hatte in Dresden eine Erziehungsanstalt für Knaben gegründet, welche darauf mit einem älteren Institut, der Vitzthum'schen Stiftung, vereinigt wurde. Diese, ein Alumnat, verfügte über reichliche Stipendien für Angehörige „des Geschlechtes Derer von Vitzthum", bis in die entferntesten Verwandtschaftsgrade, die sogar auf Söhne ihrer Beamten, Verwalter, Förster, ausgedehnt werden konnten. Die Zöglinge wohnten zusammen mit den Lehrern in einem großen alten Gebäude, und erhielten bald Zuwachs aus allen Weltgegenden, während andre Schüler aus der Stadt nur die Lehrstunden besuchten. Die Schüler wurden somit als interne und externe bezeichnet. Der Anzahl nach rivalisierte die Anstalt damals mit der sogenannten Kreuzschule, dem älteren Gymnasium der Stadt, und hatte, wie diese, die Berechtigung, ihre Zöglinge mit dem Zeugniß der Reife für die Universität zu entlassen. Blochmann, welcher, mit dem Titel eines Geheimen Schulrats, die Anstalt Jahre lang geleitet, hatte um die Zeit, da ich eintrat, die Direktion seinem Schwiegersohne Dr. Bezzenberger, bereits übergeben, lebte mit seiner Gattin aber nach wie vor im Hause, allgemein beliebt und verehrt, in den Spielstunden mit seiner guten Laune bald unter den Jüngsten, bald unter den Aeltesten verkehrend. Er hatte seiner Anstalt vor Allem die Form des Familienhaften gegeben, und dies wurde auch festgehalten, so weit es bei mehr als hundert Pensionären möglich war. In dem großen Speisesaale saßen Mittags der Direktor mit

Frau und Kindern, sowie deren Erzieherin und einer Anzahl von Lehrern an demselben Tische, während die übrigen Lehrer an verschiedenen Tafeln zur Aufsicht über die Zöglinge verteilt waren, je nachdem sie der Tag in der Reihenfolge traf. Ich war nicht verpflichtet, an den gemeinsamen Mahlzeiten teilzunehmen, da ich zu den wenigen externen Lehrern gehörte, aber es wurde gern gesehen, wenn ich mich Sonntags dazu einstellte.

Unsre Anstalt war in gewissem Sinne eine aristokratische, und bot ein Gemisch von allen europäischen Völkerrassen dar. Von kleinen Prinzen, besonders aus den Donauländern, wimmelte es. Sie jagten sich im Hofe mit deutschen Förstersöhnen, mit Sprößlingen bedeutender englischer und schottischer Familien, mit blonden mecklenburgischen Grafen und schwarzköpfigen Italienern umher. Vorwiegend waren es Kinder reicher Leute, welche, neben den Stipendiaten, eine sehr erhebliche Pension steuern mußten. Trotzdem war der Zudrang größer, als die Räume der Anstalt bewältigen konnten. Wenn nun das Zusammenleben ärmerer Knaben mit von Hause aus verwöhnteren und anspruchsvolleren, für ihre Zukunft immerhin bedenklich sein konnte, so war wenigstens einigermaßen vorgebaut durch eine ganz gleichmäßige Behandlung, ausnahmslose Strenge, und einen Verkehr ohne Unterschied der Herkunft. Die Frau des Direktors, deren Mutter, die Kinder, die Erzieherin, pflegten im Sommer in dem großen gartenartigen Hofe zu sitzen, wo sie das Treiben in den Spielstunden nicht sowohl überwachten, als vielmehr von Allen gesehen werden konnten. Jeder der Zöglinge durfte sich mit Anliegen, Mitteilungen, auch wohl zur bloßen Unterhaltung zu den Damen gesellen, während die Jüngsten von ihnen in besondere Obhut genommen wurden. Bei Krankheitsfällen aber, die bei einer so großen Anzahl von Knaben nicht ausblieben, galten die Frauen des Hauses für musterhaft.

Ein Uebelstand der Schule war freilich der fortwährende Wechsel der Lehrkräfte. Die Blochmannsche Anstalt stand in dem Rufe, gute Lehrer und Erzieher auszubilden. Dies hatte endlich die Folge, daß die wenigsten lange zu fesseln waren, da fortwährend Anträge und Berufungen kamen, welche günstigere Aussichten gewährten. So gab es in jener Zeit nur ein paar ältere, verheiratete Lehrer, welche sich ansässig gemacht hatten und auszudauern versprachen, während die überwiegend größere Zahl aus jüngeren, sogar sehr jungen Männern bestand, welche die Anstalt nur als eine Durchgangsstation betrachteten, um dem ersten Rufe, der sie traf, Folge zu leisten. Dem Direktor erwuchsen daraus dauernde Verlegenheiten, bei welchen er selbst zeitweise mehr Unterrichtstunden übernehmen mußte, als seine Kräfte erlaubten, und fortwährende Verschiebungen des Lehrplans eintraten. Auch war es wohl vorgekommen, daß junge Kollegen als Hausgenossen sich nicht korrekt erwiesen hatten. Daher denn Bezzenberger gegen die Lehrer strenger verfuhr, als gegen die Schüler, sich sogar durch manche Härte gefürchtet machte. Er schien im Hause gradezu allgegenwärtig, Alles durchschauend, allwissend, ein gewaltiger Selbstherr, während ihm doch niemand kleine oder niedrige Mittel nachweisen konnte, mit welchen er zu dieser Durchdringung der umfassenden häuslichen Verhältnisse gelangt wäre.

Alles in Allem stand ich mich stets gut mit dem Manne, der den Kollegen so häufig Herz und Nieren aufregte. Vielleicht um so besser, weil ich gewöhnt war, mit Menschen aller Kreise zu verkehren, und freiweg aussprach, was Andre dem Direktor gegenüber schwer über die Lippen gebracht hätten. Ein Glück für mich war es, daß ich kein Talent für den Schul-Aerger besaß, da mir Alles, was denselben von oben oder unten her veranlassen kann, mehr von humoristischer Seite erschien, und ich durch persönliches Eingreifen in ge-

lassener Weise mehr ausrichtete, als Andre mit ihrem Aufwand von Erbitterung. Als ich mit Bezzenberger einmal ganz offen darüber sprach, schlug er die Hände zusammen, nannte mich einen beneidenswerten Sterblichen, und gestand, daß er gegen diesen Dämon des Schul-Aergers auf das Härteste in sich zu kämpfen habe. Dasselbe gestand mir in der Folge die Mehrzahl aller Schulmänner, mit welchen ich in Berührung kam.

Auch zu den Schülern fand ich bald ein gutes Verhältniß, sobald wir nur erst Fühlung zu einander gewonnen hatten. Die ersten Schritte eines noch unversuchten Lehrers, gegenüber erwachsenen oder heranwachsenden Jünglingen, sind immer verhängnißvoll. Da gibt es von ihrer Seite so viel tastendes Herausfordern, so viel scheinheilig keckes Prüfen des Charakters, daß Besonnenheit, Ruhe und Behutsamkeit gewahrt werden müssen. Ich hatte gleich anfangs einige Gegenwehr einzusetzen, aber es dauerte nicht vier Wochen, so brachte man mir einzeln ein solches Vertrauen entgegen, daß ich oft stutzig wurde und dagegen steuern mußte. Denn ich wurde eingeweiht in Geheimnisse, die ich nicht wissen durfte, und es kam vor, daß ich geplante dumme Streiche erfuhr, noch ehe sie begangen wurden, und gegen die ich nicht einschreiten konnte, da mir Namen und Personen verschwiegen blieben. Ja, ich mußte hinterher froh sein, unter den Thätern des Anschlags nicht mitgenannt zu werden. Das waren vereinzelte Fälle, aber sie lehrten mich auf der Hut sein. Auch fehlte es anfangs nicht an einigen Mißgriffen von meiner Seite in den Lehrstunden, die nicht allein von mir empfunden wurden. Denn wer ist überall so vorbereitet, daß er durch plötzliche Querfragen nicht in Verlegenheit zu setzen wäre? Solche Querfragen hatte ich aber gestattet, um mich zu den Schülern in ein persönliches Verhältniß zu setzen. Daß böser Wille den Versuch machte, dergleichen auszubeuten, ist selbst-

verständlich. Vorwiegend geschah dies in den Stunden, in welchen ich die deutschen Aufsätze — ich hatte deren alle drei Wochen etwa achtzig durchzulesen! — recensierte und zurückgab. Aber ich sah auch bald den bösen Willen der Versucher dahinschwinden. Selbst anerkannte Rüpel, die der Verdruß Aller waren, zeigten sich mir mit der Zeit gefügig und der Vernunft zugänglich. Daß mir auf diesem Gebiete manches gelang, lag vielleicht mit darin, daß ich nur Lehrer gehabt, die sich nicht um mich gekümmert, Lehrer die mich eher verkannt, mißliebig betrachtet und häufig übel behandelt hatten. Aber trotz dieses Gelingens will ich nicht behaupten, daß ich ein musterhafter, oder auch nur regelrechter Gymnasiallehrer gewesen, wie ich auch niemals ein richtiger Schulmann hätte werden können. Denn mir fehlte das Interesse, vor Allem der Respekt vor jeder systematischen Pädagogik. Mir erschien das allgemeine Regelbuch dieses Gebietes immer höchst wunderlich und aller Menschenkenntniß zuwider laufend. Die Erfahrung sagte mir, daß die Pädagogik bei jedem Individuum von vorn anzufangen habe.

Durfte ich nun selbstverständlich keinen Anspruch erheben, von den Kollegen als Dichter beachtet zu werden, oder als solcher auch nur gekannt zu sein, so kamen doch gleich anfangs Fälle vor, für welche Bezzenberger nicht umsonst einen Poeten unter seinen Lehrern haben wollte. Unser würdiger Patron, Vater Blochmann, starb auf einer Reise, in der Schweiz, und zu seinem Gedächtniß war eine Schulfeierlichkeit in der Ordnung. Ich wurde aufgefordert, ein Gedicht dafür zu verfassen, welches denn durch einen Schüler zum Vortrag kam, um darauf gedruckt an die Anwesenden verteilt zu werden. Dann gab es einen Regierungswechsel in Sachsen. Prinz Johann, wegen seiner Gesinnung längst ersehnt, um seiner hohen Bildung geschätzt, als Uebersetzer des Dante, unter dem Namen Philalethes, rühmlich be-

kannt, bestieg den Thron. Die Schule sollte unter all den Glückwünschenden nicht zurückstehen, und so rief der Direktor meine Reimkünste an. Einen Gelehrten und Mann der Wissenschaft, wie König Johann, stand ich denn auch nicht an, in Versen zu begrüßen, wobei jedoch mein Name hinter dem der Anstalt völlig verschwand. Auch dieses Gedicht wurde gedruckt und, ich weiß nicht mehr durch wen, überreicht. —

Unterdessen war „das Reich der Träume“ im Buchhandel erschienen. Ich war lange Zeit nicht imstande, das Büchlein auch nur zu berühren. Als ich es aber nach zwanzig Jahren wieder einmal aufschlug, fand ich doch, daß trotz der technischen Mängel, welche es vom Theater ausschließen, trotz des krankhaft verschwommenen Zuges, trotz aller Fehler, das Stück doch genug Poesie in sich hat, und ich mich seiner nicht zu schämen brauche. — Besser als dieses wurde das erzählende Gedicht „Hans Haidekuckuck“ aufgenommen, welches in der ersten Zeit in Dresden zum Abschluß gedieh. Was ich sonst in dieser Zeit in Angriff nahm, mißlang unter dem Druck, der auf meinem Gemüte lastete, unter den Aufregungen und Verstimmungen, welche, auch nachdem ein nicht mehr haltbares Verhältniß gelöst war, nicht so bald weichen wollten. Eine Novelle, welche ich damals schrieb, „Das Hünengrab“, wurde zu einem effekthaschenden, unförmlichen Machwerk, ohne sich über Gewöhnliches zu erheben. Etwas besser gelang die Erzählung „Der Maigraf“, aber auch sie trägt die Spuren eines Arbeitens, in welchem ich damals eher Vergessen suchte, als ernsterem Schaffen nachging. Ich hatte niemand, dem ich mich mitteilen konnte, oder wollte, und war in dem Wahn, daß, wenn ich vor mir selbst bunte Bilder auskramte, damit auch schon etwas geleistet sei.

Einer kleinen Arbeit aber, die aus den ersten Monaten meines Dresdener Aufenthaltes stammt, und für die ich immer eine Vorliebe behalten habe, erwähne ich hier noch. Ich

machte die Bekanntschaft eines feingebildeten Juristen, Regierungsrats von Witzleben, der für einige Zeit die Redaktion der Leipziger Zeitung übernommen hatte. Er redete mir zu, ihm Beiträge zu schicken, über was ich immer wollte. Ich hatte mich bisher nur auf novellistischem Gebiete versucht, und zögerte, mich in ein Tageblatt zu wagen. Endlich entschloß ich mich, und schrieb den Aufsatz „Macugnaga und der Monte Rosa", jenen Reisebericht, dessen Inhalt ich unter meinen Erlebnissen bereits mitgeteilt habe.

Da ich nicht verpflichtet war in dem Gebäude der Schulanstalt zu wohnen, fand ich bald ein paar Zellen, die mir zusagten. Zwei Stübchen über der Gärtnerwohnung des damaligen Eichlerschen Gartens, mit dem Blick aus drei Fenstern ins Grüne. Das Asyl erinnerte etwas an meine Hallesche Laterne. In jener Zeit überblickte man von einem Altan an der Mauer weite Aehrenfelder, während am Horizonte die Bergformen der sächsischen Schweiz hervortraten. Jetzt ist dort durch einen neuen Stadtteil Alles verändert. Aber meine Wohnung bestand aus leeren Wänden, und so blieb mir nichts übrig, als mir eignes Mobiliar anzuschaffen. Es ist der Grundstamm meiner fahrenden Habe geblieben. Auch ein Pianino wurde gemietet, und die Musik, besonders das Singen, eifriger wieder aufgenommen. Franz Schubert war unter den Liederkomponisten mein Liebling, und es gab unter seinen Gesängen, selbst aus seinem Nachlaß, wohl kein Stück, an dem ich mich nicht versucht hätte. In dieser Gartenwohnung, welche ich während der Zeit meines Dresdener Aufenthaltes behielt, besuchten mich denn auch meine Berliner Freunde. Nach der Reihe kamen Lübke, Eggers, Lucae, um Kunststudien zu machen, und die landschaftlichen Schönheiten der Elbgegenden zu genießen. Mit jedem von ihnen lernte ich in der Kunst auf seine Art sehen, prüfen, auffassen, um mir das oft Gesehene endlich selbst zurecht zu legen.

Viertes Kapitel.

Mit der Zeit that ich auch die ersten Schritte in die Dresdener Gesellschaft. Sie bestand aus verschiedenen Schichten und Gruppen, war vielgestaltig und vielgegliedert. Die große Schicht der Eingeborenen, Beamten, Kaufleute und andrer Klassen, bildeten eine festgefugte Masse für sich, ohne jede Gastlichkeit für den Fremden. Hier einzudringen war unmöglich und noch weniger wünschenswert, denn hier waltete ein so dickfelliges Philistertum und kleinstädtisches Wesen, daß man nicht begriff, wie so viel Kunstthätigkeit, so viel geistiges Leben rings umher sich damit vertragen konnte. Dieses stand thatsächlich in gar keinem Verhältniß zu den Eingeborenen. Man sah sie auch kaum in den Museen, noch im Theater, nur draußen beim „Töpfchen“ Bier oder bei dem berüchtigten „Blümchenkaffee“. Die man in den Hallen der Künste sah, waren Fremde, Eingewanderte, aus ihren bestand die geistig gehobene Gesellschaft. Es gab eine beträchtliche deutsch-russische Kolonie, es hatten sich hunderte von Familien aus ganz Deutschland dauernd in Dresden niedergelassen. Die Mehrzahl der Lehrstühle an der Kunstakademie waren mit solchen Fremden besetzt, und eine bedeutende litterarische Gruppe, brachte der Stadt ein bewegtes geistiges Leben.

Ich hatte mich nirgends vorgestellt, wollte nicht zudringen, zumal ich bereits erfahren zu haben glaubte, daß man als Lehrer hier zu Lande auf der Hut sein müsse. Ich wollte abwarten, ob und wie sich eine Annäherung zu den Größen der Kunst und Litteratur finden würde. Da war es Berthold Auerbach, den ich längst von Ansehn kannte, sogar in meiner Studienzeit in Heidelberg, wo er damals wohnte, oft gesehen hatte, dieser war es, der mich jetzt ent-

deckte und mir gleich mit Herzlichkeit entgegen kam. Er war es auch, der mich mit einer Menge litterarischer Persönlichkeiten bekannt machte. Wenn man auf der Brühlschen Terrasse einher wandelte, war es kaum möglich, nicht Diesem oder Jenem zu begegnen, der zu der schriftstellerischen Gesellschaft Dresdens gehörte. So lernte ich Julius Hammer kennen, den Dichter sinniger Lieder. Er war in jener Zeit Mitherausgeber der „Constitutionellen Zeitung“. So auch Robert Giseke, welcher, drei Jahre jünger als ich, damals den Glanzpunkt seines Schaffens eigentlich schon überschritten hatte. Sein Roman „Moderne Titanen“, den er mit zwanzig Jahren geschrieben hatte, erregte nicht geringes Aufsehn, der Erfolg desselben aber wirkte nicht günstig auf den Verfasser, der sich ein blasiert vornehmthuerisches Wesen angewöhnt hatte, und, trotz seines jugendlichen Alters, sich durch rechthaberische Streitsucht mißliebig machte. Mir sagte er bei der ersten Begegnung auf den Kopf zu, meine Lehrerschaft sei nur Maske, ich sei nach Dresden gekommen, um eine Wochenschrift zu gründen. Diese Furcht verbreitete sich auch bei Andern. Denn es waren außer ihm noch Mehrere, welche dergleichen beabsichtigten, und sich Einer durch den Andern gefährdet glaubten. Mit Giseke hatte ich wenig Verkehr. Da er mit seinen Plänen in Dresden nicht durchdrang, ging er nach Leipzig, um dort die Redaktion einer „Novellenzeitung“ zu übernehmen. — Auf der Terrasse auch war es, wo ich der Schriftstellerin Amely Bölte vorgestellt wurde, um ihr später in der Gesellschaft als einer im Umgang harmlosen Person, in welcher man die Romanschriftstellerin nicht gesucht hätte, häufig zu begegnen. — Um so wichtigthuerischer trat Wilhelm Wolfsohn auf, mit dessen Eitelkeit und Weichlichkeit nicht auszukommen war. Ein immer nervöser und zimperlicher Mann, zumal wenn er den Weisen spielt, und mit Orakelsprüchen nicht enden kann, ist niemals ange-

nehm. Ich lief endlich aus Leibeskräften davon, wenn ich seine Stimme in der Nähe vernahm. Er war ein russischer Jude, aus Odessa gebürtig, und verkehrte hauptsächlich in deutsch-russischen Kreisen, aus welchen er immer ein Gefolge von Damen um sich hatte, das mit ihm schön that und ihn verhätschelte. Seine Frau, die er nie in Gesellschaft mitnahm, bekam auch sonst Niemand zu sehen. Konnte ich mich mit seinen Dichtungen nicht befreunden, so mußte ich ihm doch für andre litterarische Gaben dankbar sein, vorwiegend für seine Uebersetzungen von Novellen russischer Dichter, und die dazu verfaßten biographischen Einleitungen.

In meinem zweiten Dresdener Winter trat ich dann mehr in die litterarischen und künstlerischen Kreise ein, zumal ich von Auerbach in die „Montagsgesellschaft“ eingeführt wurde, zu welcher man sich Abends zwanglos versammelte. Fremde wurden hier stets gastlich empfangen. So sah ich hier zuerst den dänischen Dichter Andersen, den weltbekannten Märchenerzähler; so auch den Norweger Biörnson, von dem ich damals freilich noch nichts kannte, und nur die ungewöhnliche Beleibtheit des hübschen jungen Mannes bewunderte. Heinrich König, dessen Roman „die Klubbisten in Mainz“ mir in frischer Erinnerung war, erschien ebenfalls zum Besuch. Häufig auch traf ich mit Claus Groth zusammen, der in Dresden einen längeren Aufenthalt genommen hatte. Sein „Quickborn“ hatte für die plattdeutsche Dichtung Bahn zu brechen bereits angefangen. Etwas später traf vorübergehend auch Eduard Tempeltey in Dresden ein. Noch Student in Berlin, kam er von der Aufführung seiner Tragödie „Klytämnestra“ aus Wien, deren Erfolg ihn mit Ehren überschüttet hatte. Aber als guter Junge fühlte er, daß es dessen vorerst schon zu viel sei, und sehnte sich, wieder mit den Unberühmten zu verkehren. Seine „Klytämnestra“ wurde bald auch in Dresden mit großem Beifall dargestellt.

Die Montagsgesellschaft gab in jedem Winter ein Fest, bei welchem eine dramatische Aufführung beliebt war. Zu diesem Zweck schrieb Professor Helbig von der Kreuzschule einen dritten Akt zu dem Fragmente „Esther und Mardochei" aus Goethes „Jahrmarktfest zu Plundersweilern. Mir, dem damals jüngsten Mitgliede, fiel die Rolle der Königin Esther zu. Die Thorheiten aber, welche auch von den Aeltesten getrieben wurden, waren erstaunlich. Karl Andree, der Geograph, und Dr. Klee, der würdige Direktor der Kreuzschule, Mitarbeiter am Grimm'schen Wörterbuche, und andre ernste Männer der Wissenschaft, konnten an solchen Abenden durch Einzeldarstellungen die Gesellschaft zu unerschöpflichem Gelächter fortreißen.

Es war an einem Sommertage, als mich Auerbach zu dem kranken Dichter Otto Ludwig führte. Er wohnte in einer Vorstadt, zu ebner Erde, nach der Gartenseite. Wir traten zuerst in ein kahles Zimmer, in welchem Leinen gezogen waren, behängt mit Kinderwäsche, während an der Wand ein aufgeklappter Sessel stand, von derjenigen Art, die man sonst in den entlegneren Räumen zu bergen pflegt, umgeben von Geschirren zu verwandtem Gebrauch. Aus dem Nebenzimmer aber erscholl Kindergeschrei und das Zurufen von Frauenstimmen. Wir bückten uns unter der Wäsche durch, und da unser Pochen von dem Lärm übertönt wurde, traten wir unaufgefordert ein. Die Frauen, mit irgend einer Hausumkehr beschäftigt, wiesen uns in den Garten, wo wir in einer Laube den noch in jüngerem Lebensalter stehenden und schon schwer heimgesuchten Dichter fanden. Ueberreizung der Nerven hatte ihm die freie Verfügung über seine Glieder geraubt, so daß Arme und Beine häufig in plötzlichen Zuckungen emporgeworfen wurden. Zwar vorbereitet auf seinen Zustand, erschrack ich doch, als ich diese Bewegungen im Gespräch zuerst auftreten sah. Er lebte damals in großer Dürftigkeit, die

allgemeinere Teilnahme an seiner Lage trug ihm erst später Unterstützung von verschiedenen Seiten ein. Eigentlich erschien es als eine Unmöglichkeit unter solchen Verhältnissen für eine Familie von den Erträgnissen seiner Feder leben zu müssen. Ich lasse dahingestellt sein, ob ich damals seine Novelle „Zwischen Himmel und Erde" schon gelesen hatte, dieses gewaltige Stück psychologischer Entwickelung und Konsequenz. Doch kannte ich seinen „Erbförster", und konnte ihm von der Aufführung seiner „Makkabäer" erzählen, die ich in Berlin gesehen hatte. Besonders freute ihn, daß ich Gewicht auf die Musik legte, da die Ouvertüre und die sonst zu der Tragödie verwendete Instrumentalbegleitung von seiner eignen Komposition war. Denn Otto Ludwig kam von der Musik her, hatte in Leipzig seine Studien gemacht, und durch sein Orgelspiel die Aufmerksamkeit Mendelssohn-Bartholdys gewonnen. Da traf den hoffnungsvollen Kunstjünger das nervöse Leiden, welches dem ausübenden Musiker eine Schranke setzte. Er sollte in einer anderen Kunst bedeutend werden, freilich unter Entbehrungen und harten Leiden. Denn er kam zu Jahren, und konnte, wie er selbst später sagte, „das fünfunddreißigjährige Jubiläum seiner Krankheit" feiern. Als ich ihn zuerst sah, war er geistig belebt, gesprächig und mitteilsam. Von seiner Lage war mit keinem Worte die Rede. Er teilte einige Arbeitspläne mit, und verstand andrerseits „gut zuzuhören", wie Auerbach besonders betonte, da dieser, was ihn beschäftigte gern im Erzählen sich entwickeln ließ. So hoch ich Ludwigs Talent hielt, seine Dichtungen mit Teilnahme und Bewunderung las, so wiederholte ich die Besuche bei ihm doch nur selten. Wir fanden persönlich keine rechte Fühlung zu einander. Und wer sucht in der Jugend nicht lieber die Gesunden als die Kranken auf?

Eben so wenig, wiewohl aus andern Ursachen, konnte ich ein Verhältniß finden zu demjenigen, der sich als das

eigentliche Haupt der Litteratur, und nicht nur des Dresdener Kreises, durchzusetzen strebte, nämlich zu Gutzkow. Er stand in diesen Jahren auf der Höhe seines Ruhmes und auch seines Schaffens. Denn alle seine bedeutenderen Dramen waren erschienen, wurden auf allen Theatern gegeben, und sein umfangreicher Roman „Die Ritter vom Geiste“, hatte Epoche gemacht. Die hervorragendsten seiner zahlreichen Schriften kannte ich, und wenn ich ihn nicht zu meinen Lieblingsschriftstellern rechnete, seinen Styl sogar abscheulich fand, so stand mir seine litterarische Bedeutung doch unzweifelhaft fest. Ließen dies auch Andre gelten, so machte ihnen doch sein persönliches Betragen manche Not, und den geselligen Verkehr recht schwierig. Denn er verlangte nicht nur Bewunderung, sondern unbedingte Unterwerfung. Jeder Widerspruch reizte und stachelte ihn auf, wurde niemals von ihm vergessen und erhielt ihn in gehässiger Stimmung. Er ärgerte sich leicht, und traute Vielen zu, daß sie ihn ärgern wollten. So sah er zuletzt überall Feinde, und machte sich Feinde. Jeder Schriftsteller war eigentlich sein geborener Feind. Denn litterarische Eifersucht, Neid, Mißgunst, Verkleinerungssucht, haben selten einen so schroffen Ausdruck gefunden als bei Gutzkow. Man wußte das, man spottete, man war unwillig darüber, aber man schonte ihn doch, denn man fürchtete ihn. Er redigierte ja immer irgend eine gefährliche Zeit-, Monats- oder Wochenschrift, jetzt die „Blätter am häuslichen Herd“, er übte damit eine Macht, er konnte über ihm mißliebige Leute so viel Böses als möglich sagen, und that dies sehr gern. So mußte die Stimmung der litterarischen Kreise in Dresden im Ganzen gegen ihn sein. Aber Gutzkow hatte auch Freunde. Diese erklärten, er sei besser und gemütvoller, als er sich gebe; sie bemitleideten ihn wegen seiner Zustände. Denn er sei nicht glücklich, und überreize seine Nerven durch Arbeit. In der That hatte er

für eine große Familie und einen nicht kleinen häuslichen Aufwand, ganz allein seine Feder zu rühren. Eine solche Arbeitsfähigkeit ist immer anerkennenswert. Es mochte denn wahr sein, daß er auch liebenswürdig sein konnte, für gewöhnlich war er unausstehlich.

Als ich durch Auerbach den litterarischen Kreisen zugeführt wurde, verstand es sich von selbst, daß ich mich auch bei Gutzkow zu einem ganz feierlichen Besuch meldete. Er empfing mich herablassend, aber nicht unhöflich. Das Gespräch schlug gleich den Grundton an, den er durchklingen ließ, so oft ich in der Folge in Berührung mit ihm kam. Die Augen eingekniffen, die als „impertinent“ bekannte Nase in die Höhe gerichtet, begann er mich auszufragen. Als hätte er noch nie von mir gehört — während ich wußte, daß er sich nach meinen Plänen bereits erkundigt hatte — begann er mit der Frage, was ich in Dresden zu „ambieren“ dächte? Daß ich Lehrer sei, wie er wohl wußte, ließ er vorerst bei Seite. Dann verlangte er von mir zu erfahren, ob ich etwa schon etwas geschrieben hätte? — während mir bekannt war, daß er sich über meine ersten Dichtungen bereits wegwerfend geäußert hatte. Nachdem ich ihm eine knappe Auskunft gegeben, meinte er: Lyrik sei zwar etwas recht Schönes, aber mit einem lyrischen Heftchen werde man noch nicht eigentlich zum Dichter. Vor Allem glaube man nicht, daß man dadurch schon befähigt sei, etwa — eine Wochenschrift herauszugeben. Eine Wochenschrift! Das war es, worauf er hinaus steuerte! Er fürchtete die Konkurrenz, und sah in jedem jungen Schriftsteller einen Nebenbuhler, der sein litterarischer Gegner werden mußte. Sehr väterlich riet er mir, auch von den poetischen Bestrebungen nicht zu viel zu erwarten, die Zeit sei diesen Dingen nicht günstig. Ich möchte mich auf die Schule beschränken, das sei ja auch eine schöne Lebensaufgabe. — Ich gewann von ihm bei diesem

ersten Besuche den Eindruck eines nicht sehr gewiegten Comödianten, den man zugleich etwas ganz Andres „bei Seite" sagen hört, als das was er ausspricht. Die Befürchtung, ich könnte ihm durch ein Journal zum Brodabschneider werden, wurde er nicht los, und von verschiedenen Seiten mußte ich immer wieder von seinen geheimen Erkundigungen hören. Die Sache fing an, mir Spaß zu machen, und wenn in der Gesellschaft etwas recht Tolles zur Sprache kam, sagte ich wohl: Das ist etwas für meine Wochenschrift! Bald schenkten mir Andre auch etwas „für meine Wochenschrift", und endlich wurde im engeren Kreise die Bezeichnung „Wochenschrift" zu einer Rubrik, unter welcher Alles lief, was man gegen Gutzkow auf dem Herzen hatte. Ich war nicht der Einzige, gegen den er den Verdacht einer Konkurrenz hegte. Wer jemals etwas mit der Feder zu thun gehabt, bis zum bescheidensten Zeitungsgehülfen, wurde von ihm notiert und überwacht. Und er kannte sie Alle, Alle! Ein feinerer Geruch für Tinte, eine schärfere Witterung für geheimes, sogar verschämtes Artikelchenschreiben, wird nicht leicht wieder zu finden sein.

In diesen Tagen entdeckte Auerbach in der Leipziger Zeitung meinen Reisebericht über „Macugnaga und den Monte Rosa". Da er ihm gefiel, schlug er Lärm, und der Aufsatz wurde überall gelesen. Er machte meinen Namen in Dresden mehr bekannt, als es meine bisherigen Dichtungen vermocht hatten. Daß er auch von Gutzkow gefunden wurde, versteht sich von selbst. „Da haben wir's! Hier ist der Anfang! Nicht lange, und der Redakteur ist fertig!" So rief er zu einem seiner Vertrauten, welcher es sofort weiter „vertraute".

Die Eigenheiten in Gutzkows Charakter hinderten mich aber nicht, das Gute und Geistreiche, was er bot, mit Anteil zu empfangen. Ein neues Stück von ihm im Theater war mir stets ein Ereigniß. „Lenz und Söhne", so wie

„Ella Rose“ wurden damals zuerst aufgeführt, getragen von Darstellern wie Emil Devrient und Bogumil Davison. Da ich mich eher gestimmt fühlte, zu empfangen und mich anregen zu lassen, als zu kritisieren, so hatte ich manchen Genuß, den Andre nicht finden konnten.

Im Theater aber war es, wo mir Gutzkow einen Skorpionstich zugedacht hatte, der ihm zur besonderen Genugthuung gereichte. Auch demjenigen, welchen er tief unter sich sah, verschmähte er nicht, etwas Unangenehmes zu erweisen. Als er eines Tages auf der Straße bei mir stehen blieb, und in seiner näselnden Manier sagte: „Ich habe kürzlich Ihren Namen in sein historisches Recht wieder eingesetzt“ — da verstand ich ihn nicht, und sah dem Dahinschreitenden befremdet nach. Als ich aber einige Tage darauf sein „Urbild des Tartüffe“ im Theater sah, wurde mir seine Absicht deutlich. Bisher nämlich war dieses Urbild ein Präsident Lamoignon gewesen, von jenem Abend an wurde ein Abbé Roquette daraus, und ist es auf der Bühne geblieben. Die Umwandlung des Namens gründete sich auf eine Notiz, die Gutzkow in einem französischen Journal gefunden hatte. Sie erregte im Dresdener Kreise viel Widerspruch, da jeder, der seinen Charakter kannte, sich über den Zweck einer solchen historischen Berichtigung nicht täuschte. Auch sonst war man hie und da in der Presse damit nicht einverstanden. Es hat selten ein Schriftsteller ein so geringes Maß von Wohlwollen im Busen getragen, wie Gutzkow. Dieses innere Arbeiten von andauernder Aufstachelung machte ihn zum unglücklichen Manne. Als in späterer Zeit eine düstre Wolke sein Gemüt umnebelte, in welcher er überall Verfolgung wähnte, und ich von den Anzeichen seiner Krankheit erfuhr, fand ich darin nur eine Steigerung längst bekannter Erscheinungen. Denn er hatte von jeher und überall Feinde gesehen, dieselben angegriffen, und sich dadurch erst in Zwietracht mit den

Menschen gesetzt. Und als er für genesen erklärt war, zeigte das Buch, welches er „Dionysius Longinus“ nannte, wie furchtbar sein Gemüt noch im Alter mit Gift und Galle geladen war, die nur einer scheinbaren Herausforderung warteten, um noch einmal nach allen Seiten hinzusprühen.

Wenn aber einer von den damals in Dresden versammelten Schriftstellern mich ganz gewann, so war es Berthold Auerbach. Von seinen novellistischen Dichtungen war ich längst eingenommen, von manchen ganz entzückt, und nun gewährte seine persönliche Freundschaft, in fast täglichem Verkehr, mir die reichste Anregung. Es gab kaum einen zum Umgang bequemeren Menschen. Immer voll von Ideen, immer zu ernsteren Erörterungen gestimmt, dabei jedem Scherz zugänglich, und der Thorheit nicht abgeneigt. Sah Gutzkow überall Widersacher, so sah Auerbach in Allen, die ihm entgegen traten, mit naivstem Selbstbewußtsein, Verehrer und Freunde. Und waren sie es noch nicht, so wurden sie es durch sein gewinnendes Wesen. Er regte an, und ließ sich leicht anregen. Es mochte ihn einmal die trübste Stimmung überkommen, ein Wort der Anerkennung, ein Hinweis auf irgend etwas Liebenswürdiges in seinen Dichtungen, verscheuchte die Schatten, er war wie umgewandelt. Viele tadelten seine Eitelkeit, die denn freilich nicht zu leugnen war. Er gab sich aber darin ganz unbefangen, er verhehlte sie nicht, ja er konnte durch einen kleinen wohlangebrachten Spott darüber zum Lachen fortgerissen werden. Teilnahme und Verständniß aber freuten ihn dermaßen, daß er das Bedürfniß fühlte, zärtlich zu werden. Ich denke an einen Auftritt auf der Terrasse. Ich hatte seine Novelle das „Barfüßele“ gelesen, die kürzlich veröffentlicht worden war, und hielt ihn bei der nächsten Begegnung fest, um ihm meine Freude darüber auszusprechen. Erst hörte er mir mit strahlenden Augen zu, nickte und lachte beifällig, dann faßte er mich unter den

Arm, führte mich bei Seite und rief: „Ich könnt' Euch umarmen, ich könnt' Euch hier vor den Leuten abküssen, daß Ihr mir das gesagt habt!“ In vertraulichen Augenblicken pflegte er das ihm heimischer klingende Ihr dem höflichen Sie bei der Anrede vorzuziehen.

Fünftes Kapitel.

Zu Pfingsten des Jahres 1855 entschloß ich mich, meinen Ferienausflug nach Weimar zu machen. Durch freundschaftliche Beziehungen war bereits eine Annäherung an den Maler Friedrich Preller und sein Haus angesponnen worden, in dessen Kunstwelt ich nun zu blicken hoffte. Ueberdies hatte ich mich schon früher einmal an andrer Stelle brieflich nach Weimar gemeldet. Das Amt eines Bibliothekars war dort frei geworden, und ich folgte der Ueberredung, mich selbst dafür anzutragen. Zwar erfuhr ich, daß über die Stellung im Stillen schon verfügt gewesen, aber es folgte eine Einladung des Großherzogs Karl Alexander zu einem Besuche in Weimar. Konnte ich derselben damals nicht folgen, so dachte ich jetzt Gelegenheit zu nehmen, mich vorzustellen. Es waren die ersten schönen Junitage. Noch ehe ich mich bei irgend jemand gemeldet hatte, eilte ich in den Park, um dort in klassischen Erinnerungen gleichsam meine Andacht zu halten. Und wo könnte man in Gedanken bei unseren großen Dichtern erinnerungsreicher weilen, wo vor Allem den Spuren Goethes schöner nachgehen, als auf diesen Wegen, zwischen Felsen, Edel-Eschen, Wiesen, diesen Anlagen, welche Wieland einst „neue Goethesche Dichtungen“ nannte. Sie sind heut noch das Schönste, was man im ländlichen Parkstil sehen kann, obgleich die Gartenkunst den Plan großartiger erweitert, und die Stadt sich in denselben vorgeschoben hat.

Ich wurde in Weimar wohl aufgenommen, wie vom Großherzog, so von anderen hervorragenden Persönlichkeiten. In lernte in Hoffmann von Fallersleben eine merkwürdige Originalfigur kennen: Sehr plump und grob, aber gemütlich; ohne Lebensart, und wie mit Verwunderung auf die Leute blickend, welche Lebensart hatten; immer über die Gesellschaft brummend, und doch als guter Gesellschafter gerne gesehen. Der Sechzigjährige hatte sich ein Jahr zuvor zum erstenmal, und zwar mit einem vierzig Jahre jüngeren Mädchen verheiratet, und befand sich somit auch wohl zum erstenmal in einem geordneten Hauswesen und bei späten Vaterfreuden zufrieden. Ich holte ihn ein paarmal zum Spaziergang ab, wo er während des Gesprächs große Sträuße von wilden Blumen mit Kunst zu binden verstand. — In der allgemein geachteten Familie des Schauspielers Genast, reich an Goetheschen Erinnerungen, lernte ich hübsche und liebenswürdige Töchter kennen, darunter eine künstlerisch hervorragende Sängerin, und in dem Sohn Wilhelm ein vielversprechendes dichterisches Talent. Auf der sogenanten Altenburg, einem Schlößchen auf einer von Park umgebenen Anhöhe, noch zur Stadt gehörig, residierten damals die Fürstin Wittgenstein mit ihrer schönen Tochter, der Prinzessin Marie, und Franz Lißt. Dieser war das Haupt der neuen musikalischen Schule in Weimar, welche sich in zahlreichen jungen Vertretern aus ganz Europa um ihn sammelte. Die Altenburg umschloß ein geistreich bewegtes Leben, eine kleine Hofhaltung, fröhlich unbefangener, als der großherzogliche Hof sich gestatten durfte. Durch diesen Kreis schritt ich vorerst nur flüchtig, doch mit dem Versprechen baldiger Wiederkehr, sogar eines längeren Besuches.

Am meisten doch fesselte mich Friedrich Preller, seine Familie, seine Werkstatt und der Freundeskreis, der sich um ihn gesammelt hatte. Von seinen Gemälden bekam ich nur

Seestücke und ältere Landschaften zu sehen, und im Schlosse das Wielandzimmer mit den Wandgemälden aus dem Oberon, welches mir unter all den gemalten Dichtersälen am besten gefiel. Wenn aber Preller seine Mappen und Skizzenbücher öffnete, gewann man erst einen Einblick in den Reichtum seiner Kunst. Die Aquarellen, Sepiablätter, Zeichnungen, Studien, zeigten zwar immer die Landschaft, aber in hundertfacher Abwechselung. Diese Einsamkeiten zwischen Felsen und Wald, nur belebt etwa durch einen träumenden Faun oder einen lesenden Mönch; diese Fülle von bald großartigen, bald einfachen Motiven, bald ernst und düster, bald wie im Sonnenjubel strahlend, gaben einen nicht endenden Genuß. Gleich merkwürdig war mir sein Porträtalbum, in welches er Jeden, der ihm irgendwie näher trat, mit Bleistift leicht und meisterhaft einzeichnete. Von seinen großen Odysseebildern war nur erst als Wunsch und Hoffnung die Rede. Doch erfuhr ich, daß er in seiner Jugend schon einmal einen Odysseecyklus ausgeführt, und zwar an den Wänden eines Saales des Härtelschen Hauses in Leipzig. Es reizte mich wohl, diese Gemälde zu sehen, doch mußte ich es mir noch aufsparen. Preller hatte seine Wohnung im „Jägerhause“, worin die Zeichenschule sich befand, an welcher er lehrte. Kleine Stübchen, unscheinbares Mobiliar, knappes Hauswesen, dabei offenste Gastlichkeit für Jeden, der am Theetische Platz nehmen wollte. Das Entgegenkommen war das einfachste und wohlthuendste. Umstände wurden mit niemand gemacht. Die Hausfrau, ganz aufgehend in dem Kunstbereich ihres Gatten, dem auch der jüngste, siebzehnjährige Sohn als Schüler bereits angehörte, lebte ganz für ihre Männer (sie hatte nur Söhne) ihr Haus und die Freunde desselben. Das Gespräch am abendlichen Theetische behandelte vorwiegend die bildende Kunst, und Preller, der der freien Rede sehr mächtig war, verstand vortrefflich zu erklären, einzuführen

und zu urtheilen. Er wurde auch wohl recht derb, wenn die Rede auf ihm widerwärtige Richtungen oder Leistungen kam, und dann suchte seine Bezeichnungsfähigkeit ihres Gleichen. Gern erzählte er auch von seiner Reise nach Norwegen, von dem ersten Aufenthalt in Italien, von allgemeineren Beziehungen, von wo er dann leicht auf sein Verhältnis zu Goethe und Herzog Karl August zu bringen war. Für Goethe hatte er als Schüler zuerst Wolkenstudien malen müssen; Goethe war es, der ihm die Reise nach Italien vermittelte; in Prellers Armen war August Goethe in Rom gestorben. Aber Preller hörte auch gern zu, und ließ auch die jüngsten seiner Schüler zu Worte kommen, um, in die Ecke des Sofas gedrückt, über alle Thorheiten, die sie hervorbringen durften, unerschöpflich zu lachen. In diesem, durch ein paar Freundinnen erweiterten Kreise wurde ich eines Abends aufgefordert, den „Hans Haidekuckuck" vorzulesen, welcher einen sehr vergnügten Zuhörerkreis fand.

Mein Aufenthalt in Weimar mußte abgekürzt werden, da ich auf Wunsch des Großherzogs die Wartburg besuchen sollte. Es hatten sich, wie ich auf der Altenburg erfahren, bereits Aussichten eröffnet, mich dauernd an Weimar zu binden, Aussichten, welche später immer wieder hervortraten, mir aber im Verlauf der Zeit nicht mehr so einladend erschienen, als in jenen Tagen. So fuhr ich nach Eisenach, in Begleitung zweier Söhne Prellers, eines Studenten und eines Kunstjüngers, da die Familie mit dem Kommandanten der Wartburg, Major von Arnswald, befreundet war. Ich fand auf der ehrwürdigen Burg eine Aufnahme, die mich höchlich überraschte. Herr von Arnswald zeigte mir den Brief, in welchem der Großherzog mich ihm angekündigt hatte. Hier ein Quartier für mich zu finden, als ein Erwarteter mit Herzlichkeit aufgenommen zu werden, kam mir ganz traumhaft vor. Ich verlebte ein paar herrliche Tage

in der besten Gesellschaft. Denn auch Moritz von Schwind wohnte auf der Wartburg, um in dem Neubau die letzte Hand an die Wandgemälde zu legen. Dieser Neubau, der eigentliche Palast, obgleich noch nicht bewohnbar, stand so gut wie vollendet. Die Fresken des Sängersaales, so wie der übrigen Gemächer, waren fertig, nur in der Galerie malte der Künstler noch an den „Werken der Barmherzigkeit“. Meister Schwind betrachtete mich anfangs mürrisch und mit Vorurteil. Er vermutete „so Einen von der Feder“, der ihm da zum Berichterstatten über den Hals käme und lästig werden könnte. Als er aber meine Freude an seinen Werken sah, und sich über meine Person, und den Wunsch, der mich hergeführt, unterrichtet hatte, thaute er auf, um sich in seinem Humor und in seiner künstlerischen Natur unbeeinträchtigt zu geben. Mir war es in Weimar nahe gelegt worden, mich über die Geschichte der heiligen Elisabeth zu unterrichten, und mir dieselbe auf irgend eine poetische Gestaltung hin anzusehen. Nun zeigten zwar die Bilder Schwinds die junge Burgherrin in der holdseligsten Gestalt, aber ihr Wesen, welches sie der Heiligkeit würdig machte, erschien mir noch unnahbar und eigentlich nicht anziehend, und gar das Buch von Montalembert über die „Chère Sainte“, welches ich gleich an Ort und Stelle zu lesen begann, fand ich ebenso kindisch als abgeschmackt. Ich verhehlte Schwind und dem Kommandanten nicht, daß mir durch das eine Jahr, da der deutsche Bauernsohn als Junker Georg hier gewohnt, die Wartburg historisch und poetisch bedeutender erscheine, als durch alle Generationen von Landgrafen, Minnesängern und Heiligenlegenden. Man hörte das nicht gern, ließ es aber vorerst hingehen, der Kommandant aber that Alles, mir wenigstens Teilnahme für die Burg und die Umgebung einzuflößen. Das war nicht schwer an einer Stelle, die zu den herrlichsten Deutschlands zu zählen ist. Wir schweiften manche

gute Stunde durch die Wälder und die Felsenthäler, wo dann an der Hand des kundigsten Führers das Mögliche zu lernen war, über Geschichte und Forstwirthschaft, Geologie und Botanik, Kulturleben und Industrie, kurz über Alles, was die Umgegend nur irgend betraf. Der Major von Arnswald war es, der die Idee einer Wiederherstellung der Wartburg zuerst ausgesprochen, den Plan immer festgehalten, ihn unter großen Schwierigkeiten und bei manchem Widerstreit durchzusetzen geholfen hatte. Ihm war es eine hohe Genugthuung, das Werk der Vollendung entgegen gehen zu sehen, und als der Lenker und Beaufsichtiger im Mittelpunkte desselben zu walten. So war sein ganzes Lebensinteresse mit der Wartburg und dem Umkreise, den das Auge von hier aus erreichte, verwachsen. Es gab keinen Pfad und keine pfadlose Einsamkeit in den Bergen, keinen Quell und keinen Baum, den er nicht kannte, und sich zu ihm gleichsam in ein persönliches Verhältniß gesetzt hätte. Daß ein solcher Mann auch Sammler war, versteht sich von selbst. Nicht Sammler für sich, wenn auch für's Erste für seine Wohnung, Sammler von historischen, naturwissenschaftlichen, lokalen, auch wohl kuriosen Dingen, welche auf Haus und Gegend nur irgend Beziehung haben konnten. Er liebte jedes Stück, jeden Stein seiner Burg, er hätte einen ausgefallenen Thürnagel des Holzstalles um keinen Preis von der Burg heruntergelangen lassen, und wenn man ihm bewiesen hätte, daß die Reliquie vor ein paar Jahren von Eisenach herauf geliefert worden wäre. Er war Gemütsmensch ganz und gar, und man konnte ihm keine größere Freude bereiten, als wenn man Teilnahme zeigte an dem, was ihm am Herzen lag. Auch dichterisch hätte er gern Alles um sich her verherrlicht gesehen. So ließ er Keinen, der nur irgend im Geruche des Reimens stand, von seiner Burg, ohne daß derselbe ihm etwas auf das Haus und seinen Umkreis Bezügliches für sein Album in Verse gebracht hätte,

wobei er die zu besingenden Gegenstände gern selbst angab. Er führte seinen Mann sogar an Ort und Stelle, und hoffte, daß die Vorliebe, die er gerade für diesen Felsen, diesen Baum, diesen Aussichtsplatz hegte, für den Poeten gleich zur Begeisterung werden sollte. Das war oft nicht leicht, zumal es schnell geschehen mußte, denn der Kommandant hielt fest, wen er einmal zum Dichten gefaßt hatte. Aber er war auch leicht befriedigt, und freute sich, nur überhaupt etwas zu erhalten, was sein Album in seinem Sinne erweiterte. Für den Rosenkranz andächtiger Liebe zu seiner Burg war es immer eine Perle mehr, ob von Gold, Kristall oder schlechtem Thon, er nahm es nicht so genau. Wer diesen Mann, der übrigens ein feiner Weltmann, und auf vielen Gebieten unterrichteter und angenehmer Gesellschafter war, in seinem Heimwesen kennen gelernt, wird ihn nie vergessen haben. Zu diesem Heimwesen gehörten im alten Bau die Burgkapelle, der Waffensaal und die Lutherzimmer, die er mit gleicher Liebe umfaßte, wie den mehr fürstlich großartigen Neubau. Als wir einmal in das Gemach traten, in welchem Luther das Tintenfaß nach dem Teufel an die Wand geworfen, fanden wir den zum Loch gewordenen Fleck an der Wand so abgeschabt durch wallfahrende Fremde, die sich ein wenig Staub davon mitgenommen, daß keine Spur von Schwärze mehr zu erkennen war. Es wurde ein Tintenfaß geholt, und ich hatte die Genugthuung, das historische Dokument mit auffrischen zu helfen. Und als meine Stunde des Abschieds von der Wartburg kam, gab ich die Versicherung baldiger Wiederkehr nur zu gern, das Versprechen, mich für die „liebe Heilige" zu begeistern, konnte ich nicht so unbedingt geben. Von diesem Pfingstausfluge aber brachte ich Anregungen nach Dresden zurück, und hatten sich Beziehungen angeknüpft, die meinem Leben manches Bedeutende bringen sollten.

Sechstes Kapitel.

Ein Sommer in Dresden bietet, bei der Schönheit der umgebenden Natur, der Fülle der Kunstschätze und dem lebhaften Verkehr, des Angenehmen genug, aber er kann, hauptsächlich durch die fröhlich und rücksichtslos Reisenden, auch in ganz verzweifelte Lagen bringen. Meine Freunde und manche von ihnen Empfohlenen empfing ich gern, und führte sie umher, da ich über die Museen und die Gegend genugsam unterrichtet war. Aber die Empfohlenen schickten nun auch ihre Freunde zu mir, und diese empfahlen wiederum ihre Bekannten an mich, so daß meine Höflichkeit endlich ins Gedränge geriet. Denn den ganzen Sommer lang, sollte ich bei mir ganz unbekannten Leuten, deren manche den Lohndiener dadurch zu sparen hofften, den Fremdenführer spielen. Endlich riß mir die Geduld, und, um meine Zeit für die Arbeit zu wahren, saß ich hinter verschlossener Thür, und ließ schellen, pochen, lärmen, wer da mochte! Denn die Anregung zu einer neuen dramatischen Arbeit hatte ich von Weimar mitgebracht, und zwar durch den wohlwollendsten aller Intendanten, den Freiherrn von Beaulieu-Marconnais. Zwar „das Reich der Träume" reizte ihn nicht zu einer Aufführung (und ich selbst wäre der Letzte gewesen, sie zu wünschen!) aber ein anderer Stoff, den ich ihm mitteilte, hatte seinen Beifall. Er machte mir Mut dazu, und versprach thätige Unterstützung. Ich hatte mir den „Ruhwart von Flandern", Jakob von Artevelde, zum Helden einer Tragödie erkoren, und brachte das Stück im Laufe des Sommers, in der ersten Fassung, zustande.

Doch fehlte es auch nicht an kleinen Ausflügen, von welchen ich hier nur eines Besuches auf dem Gute Maxen erwähnen will, wo ich mit dem dänischen Dichter Andersen

einige Tage verlebte. Es gehörte dem Major Serre, der sich im Verlauf der Zeit für die Schiller-Lotterie und ausdauernde Thätigkeit zu Gunsten der Schillerstiftung rühmlich und dankenswert bekannt machte. Und wie im Sommer in Maxen, so war im Winter sein Haus in der Stadt eins der gesellschaftlich belebtesten. Das Serresche Ehepaar, in den günstigsten äußeren Verhältnissen, wußte alle Persönlichkeiten um sich zu versammeln, welche die bildende Kunst, die Litteratur, die Musik, das Theater, damals so reichlich in Dresden vereinigte, so wie auch alle Durchreisende von Bedeutung herangezogen wurden. Im Serreschen Hause sah ich auch den alten „Kavalier auf Reisen“, Neigebauer, wieder. Er trug noch immer die rötlich blondgelockte Jugendperrücke, und war der nie alternde, geistreiche Weltmann geblieben. Die Erinnerung an das Haus meiner Eltern in Bromberg stimmte ihn denn auch gegen mich außerordentlich freundlich und mitteilsam. Und erzählen konnte er, der inzwischen, zum Teil in diplomatischen Stellungen, ganz Europa bereist, und in einer Reihe von Büchern die europäische Gesellschaft beschrieben hatte! Berühmte Namen von Engländern, Italienern, Dänen (Andersen war ein immer wiederkehrender Freund des Hauses) hörte ich in den Serreschen Gesellschaftsräumen zuerst nennen, und konnte die Gefeierten wenigstens betrachten und mustern. Glanzgestirne von exotischen Konzertsängerinnen, berühmte Geigenvirtuosen, Gräfinnen, welche meisterhaft die Harfe spielten, dazu Diplomaten und schöne Romeos im Frack, alle wurden mit Begeisterung empfangen — wenn denn auch die Begeisterung in etwas zu gleichmäßigem Akkord angeschlagen, und nur zu Gunsten der am weitesten Hergereisten noch um eine Klangfarbe gesteigert wurde.

Rauschte hier ein mehr internationaler Verkehr vorüber, so gab an einem anderen Sammelpunkte der Dresdener

Gesellschaft das Familienleben den Grundton. Es war das Haus des Malers Grahl. Aeußerlich ein palastartiges Gebäude an der Bürgerwiese gelegen, von Semper gebaut, ebenso wie die prächtige, im Sommer bewohnte Villa Rosa an der Elbe, gegen Loschwitz zu, zeigte es den reinsten Stil, wie denn beide Gebäude als architektonische Meisterwerke kunsthistorisch geworden sind. Sich in solchen Räumen nur aufzuhalten war schon ein Genuß. Hier saß die Hausfrau mit den Töchtern bei ihren kleinen Stickereien und empfing die Gäste, die für gewöhnlich nur aus der Nähe erschienen, aber doch täglich den Familienkreis erweiterten. Hier lernte ich den Maler Friedrich Gonne mit seiner klugen und geistvollen Frau Philippine kennen, mit welchen beiden mich bald ein freundschaftliches Verhältriß verknüpfte, welches für das Leben dauernd geblieben ist. Hier verstand ich mich zuweilen dazu, etwas von meinen eigenen Dingen vorzulesen, aber nur im engsten Kreise, wenn keiner von den großen Propheten der Litteratur gegenwärtig war. Denn von diesen wäre mir dergleichen sehr übel genommen worden, auch hätte ich es nicht einmal Auerbach gegenüber gewagt. Einmal hatte ich versprochen den „Tonio" vorzulesen, ein Gedicht in Hexametern, zu welchem ich durch meine Wanderung an den italienischen Seen angeregt worden war. In dem kleinen Kreise meiner Zuhörer befand sich auch, und zwar mit einem großen Strickzeug beschäftigt, Jenny Lind, jetzt Frau Goldschmidt, welche, nachdem sie der Bühne entsagt, sich in Dresden niedergelassen hatte. Sie war eine sehr dankbare und liebenswürdige Zuhörerin, und forderte mich auf, auch ihr Haus zu besuchen, was ich mir nicht zweimal sagen ließ. Sie hatte sich ein schönes Vermögen ersungen, aber anstatt in großem Stil zu leben, zog sie es vor, mit ihrem Gatten und ihrem Kinde ein ruhiges Familienleben zu führen, und nur mit einem kleinen Kreise von Freunden zu verkehren.

Oeffentlich oder außer ihrem Hause zu singen, ließ sie sich um keinen Preis erbitten, dagegen war sie als Wirtin erbötig ihren Gästen vorzusingen, was und so viel sie begehrten. Und ihre Stimme klang noch wunderbar schön und unbeeinträchtigt. Für gewöhnlich sang sie Lieder, war aber einmal eine Oper aufgeschlagen, etwa eine Gluck'sche Iphigenie, dann überwältigte die Musik sie plötzlich. Die Tenorarie sei zu schön! rief sie dann, die müsse sie auch singen. Und dann der Chor, dieser himmlische Cor — sie mußte auch den Chor singen. Sie sang nicht um sich hören zu lassen, sondern um das, wovon sie sich hingerissen fühlte, den Zuhörern mitzuteilen. —

Schon bevor ich der Einladung der „schwedischen Nachtigall" zum erstenmal gefolgt war, hatte ich das Haus öfter betreten, denn in demselben wohnte, halb als Einsiedler, auch der Mann, welcher mir als die Blüte aller Bildung erschien, Graf Wolf Baudissin. Durch die Schwester seiner Gattin, Frau Philippine Gonne, war ich bei ihm eingeführt worden. Schon ein alter Herr, körperlich nicht sehr rüstig, geistig völlig jugendfrisch und Allen überlegen, die damals in Dresden lebten, besuchte Graf Baudissin niemals Gesellschaften, und sah nur selten mehr als ein paar Gäste bei sich, zumal seine bei weitem jüngere Gattin, bei ihrer zarten Gesundheit großer Schonung bedurfte. Selbst ihr meisterhaftes Klavierspiel konnte sie nur noch wenig ausüben. Sie war anerkannt als „Bach-Spielerin", und wußte unter den Modernen vorzüglich Chopin zur Geltung zu bringen. Die Verdienste des Grafen Wolf Baudissin um die Uebersetzungskunst sind nicht so anerkannt, als sie es sein sollten. Daß fast die Hälfte der Stücke Shakespeares in der Schlegel-Tieck'schen Uebersetzung von ihm übertragen worden ist, wußten auch in den litterarischen Kreisen Dresdens nur Wenige, und um sein Werk „Ben Johnson und seine Schule" kümmerten diejenigen sich

nicht, welche grün und gelb vor Aerger wurden, daß es in der Litteratur noch etwas anderes geben sollte, als etwa die Firma „Gutzkow und seine Schule“, oder wer sonst gar zu gerne Schule gemacht hätte. Baudissin war ein vornehmer Mann im besten Sinne, und stand dem litterarischen Kleintreiben ganz fern, er dachte auch über die Größen, welche damals in Dresden lebten, nicht sehr hochachtungsvoll. Sein freies Urteil übte gern Anerkennung und wußte sie in reiner Form zu spenden, auch entging seinem rastlos umschauenden Blicke nichts, woran sich mit einem Gemütsanteil anknüpfen ließ. Eitle Schaustellung aber, unwahres Wesen oder Lärmsucht durften gar nicht in seine Nähe kommen. Er war eine der idealsten Naturen, und verlangte von Anderen, wenn er Teilnahme für sie fassen sollte, Sauberkeit des Charakters, von dem Schriftsteller aber durchaus künstlerisches Streben. War er selbst doch in einer Zeit erwachsen, da unter dem noch persönlichen Einflusse Goethes das künstlerische Gesetz in der Dichtung noch volle Geltung hatte, und daneben, in der romantischen Schule, der Kunst eine bestimmte, wenn auch anders gefaßte Bedeutung zugewiesen war. Er überschätzte die Romantiker nicht, selbst nicht den ihm so lange verbündeten Tieck, aber er wollte erst recht nichts wissen von der Unterschätzung ihrer reichlich ausgestreuten Bildungselemente, welche er in dem damaligen Dresdener Litteraturleben nicht finden konnte. — Ich hatte das große Glück, zu den Wenigen zu gehören, welche er um sich leiden mochte. Durch die Frauen war ich unterrichtet, daß er unerwartete Besuche nicht annehme, und ich mich von ihm rufen lassen müsse. Dies geschah denn häufig durch ein Zettelchen, bald zum Thee oder zu Tische, oder auf ein Plauderstündchen ohne sonstige Gesellschaft. Was mich in den Augen mancher Anderen herabsetzte, nämlich, daß ich von dem journalistischen und Litteratenwesen nichts wissen wollte, und mich der Schul-

meisterei zugewendet hatte, das gefiel ihm gerade, und er bestärkte mich durchaus darin. Aber er bestärkte und unterstützte mich sogar auf einem anderen Gebiete, auf dem die pädagogische und psychologische Erfahrung auch von Vorteil sein konnte. Er begünstigte nämlich meine dramatischen Bestrebungen, und hoffte denselben Bahn zu machen, zumal er, trotz seiner Zurückgezogenheit nicht ohne Verbindungen war, und auf die Intendanten des Hoftheaters ab und zu schon Einfluß gewonnen hatte. Noch in späteren Jahren that er in diesem Sinne zu meinen Gunsten einige Gänge, leider vergeblich, da diese Herren, die sich im Ganzen nur für Opern und französische Stücke interessierten, mit etwas Neuem in ernsthaftem Stil es nicht wagen wollten. — Daß ein Mann wie Wolf Baudissin, der sich so lange in allen bevorzugten Kreisen bewegt, alle bevorzugten Personen näher kennen gelernt hatte, etwas erzählen konnte, läßt sich denken. Die litterarischen Kreise waren es doch vorwiegend, von welchen er gern Auskunft gab. Ging er bei den Persönlichkeiten an Anekdotischem nicht vorüber, so behandelte er doch meist tiefer gehende Fragen aus ihren Werken, und wußte die Unterhaltung vom Einzelnen in's Allgemeine zu lenken. Das geschah auch, wenn er einmal ein paar Gäste mehr an seinem Tische versammelt hatte.

An einem solchen Abende war es, wo mitten im Gespräch ein Herr die Worte fallen ließ: „Eben so wenig, wie man unter einer am Tische sitzenden Gesellschaft eine Novelle spielen lassen kann —" Oho! rief ich plötzlich halblaut dazwischen, die Rede des selbstbewußten Mannes unterbrechend, und selbst erschrocken über meinen vorlauten Einwurf. Der Redner sah mich scharf an. „Versuchen Sie es, wenn Sie den Mut dazu haben!" entgegnete er in verweisendem Tone. „In der That! nahm Baudissin begütigend das Wort, indem er mir zunickte. Das gäbe eine Variation der Kunstform! Machen Sie sich

an's Werk, und dann lassen Sie uns durch eine Vorlesung daran teilnehmen". Ich erklärte mich bereit dazu unter der Bedingung, daß ich für die Aufstellung der Speisekarte auf weibliche Mitwirkung rechnen dürfte. Die drei anwesenden Damen, Frau Jenny Lind-Goldschmidt, Frau Gonne und die Wirtin, versprachen sogleich ihre thätige Beihülfe. Wirklich erhielt ich einige Tage darauf von den Damen, auf an einander gehefteten Papierstreifen eine zwei Ellen lange Speisekarte, untermischt mit allerlei scherzhaften Gerichten, welche für den novellistischen Teil etwa zu verwerten wären. Aber auch der rein kulinarische Teil war noch so überreich, daß ich mir eine Vereinfachung desselben erbitten mußte. So entstand die in guter Laune geschriebene Schnurre: „Bei Tische. Eine gastrosophische Novelle." Zu einer Vorlesung kam es freilich nicht. Sie erschien später mit anderen zusammengedruckt, und zwar zu einer Zeit, da veränderte Verhältnisse in dem Kreise, für den sie bestimmt war, manches verschoben hatten, und somit der eigentliche Scherz dabei verloren ging. Sie fand aber im Baudissinschen Hause Beifall. Obgleich sie sonst wenig bekannt wurde, erwarb sie sich hie und da Freunde, wo ich sie nicht vermutet hätte. —

Da ich nun in der Blochmannschen Anstalt die Söhne von Rietschel, Schnorr von Carolsfeld, Bendemann, Hübner, Reissiger, und anderer Künstler unter meinen Schülern hatte, ergaben sich Beziehungen zu den Vätern, und bald auch zu den Familien. Manchen Gang habe ich in die verschiedenen Ateliers gethan, und wurde freundlich aufgenommen. Ueber wie viel Neues wurde ich da belehrt, und wie viel Schönes habe ich in jener Zeit entstehen sehen! Als ich Rietschel zuerst in seiner Werkstatt besuchte (es war damals noch die „alte Gipsbude" auf der Terrasse) stand ich den vereinten Gestalten Goethes und Schillers, die für Weimar bestimmt waren, gegenüber. Fast auf gleicher Diele

mit dem Beschauer und in geschlossenem Raume, erschienen die überlebensgroßen Figuren noch riesenhafter. Sie standen im feuchten Thonmodel und zwar nackt da, und der Künstler ging daran, sie nun erst zu bekleiden. Manchem Gespräch habe ich da beigewohnt, manches mitzuführen versucht, über die Zulässigkeit der Gruppirung, über Stellung und Kostüm; manchen harten Kampf führen gehört über Goethes Frack und Schillers Weste. Und als sie nun angezogen waren, erlebte ich auch das Entsetzen der ganzen Werkstatt, als Schillers Kopf zum dritten Mal abgesägt werden mußte, da derselbe dem Meister immer noch nicht zum Ganzen genügen wollte. Unter seinen Schülern zeichnete sich damals schon Adolf Donndorf (übrigens noch ganz der kleine Lehrjunge) als der talentvollste aus.

Empfing ich durch den Verkehr mit Rietschel mannigfache Belehrung und Anregung, so konnte ich an der Werkstatt seines Nebenbuhlers Hähnel auch nicht vorübergehen. Beiden Künstlern hatten sich zahlreiche Schüler hingegeben, welche für die beiderseitigen Richtungen eintraten. Blieben bei dieser Gegnerschaft lustige Reibereien nicht aus, so kam es doch nicht zu eigentlicher Befehdung, wie mir denn grade in der Vereinigung sämmtlicher Kunstschüler (dem jüngeren Künstlerverein) noch einige Aufgaben gestellt werden sollten. Hähnels idealistische Richtung stand mir eigentlich näher, als der sogenannte Realismus Rietschels. Wenn aber in der Persönlichkeit des letzteren die Gemütlichkeit, die reine Sittlichkeit des Wesens, angenehm berührte, so war das Wesen Hähnels in seinem herausfordernden Cynismus mit seinen idealen Werken schwer in Einklang zu bringen. Ein überaus geistreicher Mann, mit der feinsten Fühlung für die Schwächen Anderer, verband er die boshafteste Zunge mit dem sichersten Zutreffen auf die verwundbare Stelle desjenigen, den er sich zum Opfer ausersehen. Er machte sich gefürchtet bei den

Leuten, bei welchen er etwas künstlerisch Gegensätzliches witterte, er war der unterhaltendste Mann, wo er sich auf neutralem Boden glaubte. Ich hatte mich immer seines Entgegenkommens, ja seiner Gunst zu erfreuen. Der Gegensatz von Hähnels idealer und Rietschels realistischer Richtung wurde durch ein Scherzwort der Kunstjünger so gefaßt, daß Rietschel Gestalten mit Hosen, aber ohne Hut, Hähnel dagegen ohne Hosen aber mit einem Hut erschaffe. Ganz zutreffend war es nicht, denn Rietschel hat auch nackte Gestalten, wie den Orest in der Erynniengruppe (im Giebelfelde des Semperschen Theaterbaues) und Anderes der Art gebildet, während Hähnel, neben seinen Centauren und Heroen, auch bekleidete Gestalten erschuf, wie seinen Dante und Rafael, und viele andre. Und gerade diesen entzückenden Rafael sah ich unter seinen Händen entstehen, und vom ersten Entwurf sich immer feiner und durchsichtiger entwickeln. Hähnel lebte in Ernst und Scherz mehr mit seinen Schülern, er gestattete ihnen mehr Freiheit der Werkstatt, als Rietschel, der etwas pedantisch war. Er gestattete, daß sie durch die Fenster Weinreben vom Spalier hereinzogen, und so an Schnüren lebendige Gewinde bis zur Decke hinaufführten. Das Leben der Jugend um ihn her hatte etwas Fröhlicheres, es ging flotter, so zu sagen italienischer her.

Unter den Ateliers der Maler umfaßte dasjenige Schnorrs von Carolsfeld damals wohl die größte Anzahl von Schülern. Doch erinnere ich mich nicht, dort ein größeres Werk von Belang darin miterlebt zu haben. Denn für die Arbeit, welche den Künstler ausschließlich beschäftigte, genügte der Zeichentisch in seiner Wohnung. Es war das klassische, umfangreiche Werk „Die Bibel in Bildern", wovon ich eine Reihe der schönsten Blätter, frisch auf Holz gezeichnet entstehen sah. Und da ich bald in der Familie Schnorrs eingeführt war, und häufig am Theetisch erscheinen durfte, so wurde mir auch

der Einblick in die künstlerischen Schätze des Hauses gewährt, und besonders das große „Landschaftsbuch“ gern aufgeschlagen. — Am wenigsten gelang es mir unter den Malern Ludwig Richter näher zu treten, der mehr aus freier Wahl denn aus Notwendigkeit, abgeschlossen und in kleinbürgerlichen Verhältnissen lebte. Aber seine köstlichen kleinen Bildchen waren als Illustrationen überall zu finden. Auch er hatte seine Schule, in welcher sich Oskar Pletsch damals schon vorteilhaft auszeichnete. —

Solche Wanderungen durch die Werkstätten der Künstler waren doch nur Erholungen der Mußestunden, denn der Sommer brachte Thätigkeit vollauf. Ich hatte außer dem Artevelde einiges Novellistische gearbeitet, und die Schule gab ihre Pflichten. Es war immer Etwas, wenn alle vierzehn Tage achtzig Hefte mit deutschen Aufsätzen einliefen, welche durchgesehen werden mußten. Die Ferien erschienen daher als eine willkommene Zeit, um einmal auszufliegen, nämlich wenn man mit seiner Wohnung nicht an die Anstalt gebunden war. Denn die große Anzahl von ausländischen Schülern blieb meist auch in den Ferien, und somit auch die Mehrzahl der Lehrer zu ihrer Beaufsichtigung zurück. Da sie sich dazu von vornherein hatten verpflichten müssen, wäre dies allein schon ein Grund gewesen, daß von den jüngeren Kollegen keiner längere Zeit bei der Anstalt aushielt. Diese Zurückbleibenden warfen dann in die beginnende Ferienstimmung der Glücklicheren all ihre hadernde Wut, die sich oft in sehr komischer Weise äußerte. Einer der Aelteren, welcher mit größerer Seelenruhe die Dinge hinzunehmen pflegte, hatte ein förmliches „Ferienfluchregister“ angelegt, in welches er Jahr aus, Jahr ein, alle vernommenen Ausdrücke der Verstimmung, des Ingrimms, der Mißgunst, des Unbehagens jeder Art, eintrug, und in wissenschaftlich humoristischer Weise unter Rubriken brachte.

Siebentes Kapitel.

Ich aber machte mich in den Herbstferien (1855) auf den Weg nach Mainz, wohin mein Schwager Scheffler versetzt worden war. Eine Woche lang freute ich mich des Zusammenseins mit Schwester, Schwager und Kindern, bei kleinen Ausflügen in die Umgegend. Einen größeren machte ich allein, um Trier und die Moselgegenden kennen zu lernen, und über Koblenz nach Mainz zurück zu kehren. Aber da die Ferien nur drei Wochen währten, und ich noch viel vorhatte, mußte ich den Abschied beschleunigen. Denn mir lag vorerst daran, meine Tragödie Jakob von Artevelde in Weimar zu überreichen. Aber, daselbst angelangt, mußte ich ein paar Tage verloren geben, die ich bettlägerig im Gasthofe zubrachte, da mir eine Erkältung scharf zusetzte. Diesmal war mein erster Gang zum Intendanten des Theaters. Herr von Beaulieu hieß mich mit meinem Manuskript willkommen, und schlug mir vor, um die Sache kurz zu machen, meine Arbeit ihm und einigen Vertrauensmännern selbst vorzulesen, und zwar bei dem Schauspieler Genast, wofür er die Vermittelung selbst übernahm. Die Damen des Hauses wollten auch Zuhörinnen sein, ja, selbst Liszt erschien und hielt mit merkwürdiger Unverdrossenheit bis zu Ende aus. Ich war ganz glücklich, daß man sich über die Technick einverstanden erklärte, von der Bühnenwirksamkeit Gutes erwartete, und Herr von Beaulieu die Aufführung versprach. Nur wurden im Rate der Sachverständigen noch einige Aenderungen gewünscht, von deren Notwendigkeit man mich überzeugte.

Nun aber sollte ich von anderer Seite, woher ich ihn nicht erwartet hatte, einen Angriff erfahren, der zwar nicht als ein Sturm kam, sondern als ein sehr schmeichelndes Lüftchen, mich darum aber um so wehrloser fand. Auf der Altenburg teilte mir die Fürstin Wittgenstein unter vier

Augen mit, der Großherzog wünsche nun einmal eine künstlerische Gestaltung seiner Ahnherrin, der heiligen Elisabeth, zu haben, und Liszt sei erbötig eine Kantate zu komponieren, in der Hoffnung, daß ich den poetischen Teil übernehmen würde. Welche Bedenken ich auch gegen die mir gar nicht sympatische Heilige aussprach, eine Ablehnung sollte es nicht geben. Da trat die Tochter der Fürstin herein, recht wohl wissend, was das Gespräch behandelte, um ihre Waffen gegen mich spielen zu lassen, und bald darauf kam Liszt, mit den Damen gegen mich verbündet. Wie hätte ich der Suade der Fürstin, der Liebenswürdigkeit Liszts, und nun gar den reizenden Bitten der Prinzessin widerstehen sollen? Ja ich konnte von Glück sagen, daß es nur eine Kantate war, die man von mir verlangte. Der Plan wurde nun in den nächsten Tagen genauer besprochen, wobei ich freilich, und später schriftlich, noch manche Not hatte, um begreiflich zu machen, daß aus der ganzen Legende eigentlich nur wenig poetisch brauchbar sei. Mußte ich gleich einiges Ungarische, was Liszt, dem geborenen Ungarn, sehr am Herzen lag, zugestehen, so setzte ich in der Hauptsache doch meine Fassung durch. —

Noch eines wunderlichen Festes bei diesem Besuche in Weimar will ich erwähnen, nämlich einer Heuernte in Goethes Garten. Das Gartenhaus Goethes am Parke wurde in jener Zeit vermietet, und nachdem es eine Reihe von Bewohnern gehabt hatte, hausete damals in den engen Räumen eine kinderreiche deutsch-ungarische Pfarrersfamilie, die auf der Wanderschaft sich in Weimar festgesetzt hatte, und alles mögliche that um sich hervor zu thun. Von dieser kam die Einladung, und zwar an lauter junge Mädchen und junge Männer. Man lachte bereits beim Hingehen, und hatte Not, gefaßt zu bleiben, als an der Gartenthür die Wirtin des Festes, in einem halb schäferlichen Kostüm, jeder Dame einen mit bunten Bändern geschmückten Rechen, und jedem Herrn

eine Sense überreichte. Wir erfuhren, daß wir die Wiese selbst abmähen sollten, um dann darauf zu tanzen. So betraten wir den Garten, und vernahmen aus einer Laube Saitenspiel. Ein großer, als Amor verkleideter, oder vielmehr fast entkleideter Junge, eine Guitarre im Arme, begrüßte uns darin mit einem Liede von Goethe. Wenige Schritte weiter wurden wir förmlich erschreckt durch eine Gruppe im Gesträuche, bestehend aus drei Kindern, in unerhört gedachtem griechischem Kostüm, die uns unisono anschrieen mit dem Liede „Füllest wieder Busch und Thal —“ und das am hellen Nachmittag um drei Uhr! Das Lachen war einmal entfesselt, und nun mochte kommen, was da wollte, an eine ernste Haltung war nicht mehr zu denken. Man ging an die idyllische Thätigkeit des Mähens, wobei es ein Glück war, daß ein geschickter Knecht vormähte, und endlich die Arbeit allein that. Das Tanzen mußte aber auf dem abhängigen Boden aufgegeben werden, und so wurde der Vorschlag gut geheißen auf der Wiese Platz zu nehmen und Volkslieder zu singen. Während dem hatte sich auf dem Wege vor dem Garten die Menge der Spaziergänger versammelt. Liszt stand vorn an unter den Applaudierenden. Als aber einige junge Mädchen ihre Angehörigen draußen erblickten, machten sie so wenig Umstände mit den Wirten, daß sie hinauseilten, um sich ihnen anzuschließen, wodurch der allgemeine Aufbruch beschleunigt wurde. Trotz alles Uebermutes war ich eigentlich im Innersten empört über dieses Fest. Denn ich hatte eine Umschau in dem Häuschen gehalten, dessen Schwelle ich wie die eines Tempels betrat, und in den Räumen die Armseligkeit einer verlotterten Existenz, schlechter Wirtschaft und unverhehlten Schmutzes in allen Ecken eingenistet gefunden. Daß man allgemein unwillig war über die Goetheschen Enkel, dieses von Erinnerungen geweihte Asyl um eines geringen Vorteils willen zu vermieten, konnte mich wenig trösten.

Ich hatte noch zwei Ferientage, und da ich in Weimar wieder mit Preller in Verkehr gewesen, wollte ich sie benutzen, um in Leipzig seine älteren Wandgemälde aus der Odyssee zu betrachten. Das Härtelsche Haus war in den Besitz eines Musikalienverlegers übergegangen. Als ich um einen Einblick in das Prellerzimmer bat, wurde mir die Bitte anfangs abgeschlagen. Man begriff nicht, was ich wollte, und schien nicht zu wissen, welchen Schatz man besaß. Endlich gab man mit einer gewissen Verlegenheit nach, indem man eine Entschuldigung hinzufügte, daß die Wandgemälde nicht eben günstig zu betrachten wären. Ich trat ein und fand den Saal als Speicher für Verlagswerke benutzt, welche übereinander aufgeschichtet lagen, die untere Hälfte der Bilder ganz verdeckend. Ich sprach dem jungen Manne, welcher mich begleitete, meine Entrüstung über diese Nichtachtung aus, und dieser, überrascht durch den Anblick der von ihm zum erstenmal gesehenen Gemälde, begann sogleich die Wände frei zu machen, wobei ich ihm ohne Umstände zur Hand ging. Meine Freude über die endlich enthüllten Bilder schien auf ihn überzugehen. Sehr wesentlich unterscheidet sich dieser leipziger Cyklus von Odysseelandschaften von den späteren Meisterwerken. Noch in Tempera gemalt, ist er in der Farbe etwas unruhig, und zeigt noch nicht die volle Harmonie von Figuren und Landschaft. Diese aber ist schon ganz in großem Styl behandelt und zeigt den bedeutenden Künstler. Wären die Fresken im Museum zu Weimar niemals zu Stande gekommen, so dürfte man schon diese erste Fassung als ein eigenartiges und überaus reizendes Werk begrüßen. Ehe ich aus dem Hause schied, hielt ich den Herren im Geschäftslokale noch eine vorwurfsvolle Ansprache, welche mit Achselzucken und Verbeugungen angehört wurde.

Als ich in Dresden wieder eintraf, fand ich an meinem Arbeitstische Freund Eggers sitzen, der sich schon seit einigen

Tagen in meiner Wohnung einquartiert, und auf einen längeren Besuch eingerichtet hatte. Unbedingte Gastlichkeit, auch in der Abwesenheit, war Styl unter uns, und so durfte er sich willkommen wissen. Und wie es wohl geschieht, daß man das zuletzt Erlebte und Geschehene zuerst erzählt, so berichtete ich, noch unter dem vollen Eindrucke, dem Kunstfreunde über die Odysseebilder. Diesmal erwachte der Redakteur in ihm mit ganzer Energie. Er sprach mir dringend in's Gewissen, ihm darüber einen Aufsatz für das Kunstblatt zu schreiben. Die Gelegenheit über dieses Werk zu sprechen, sei endlich einmal da, und mir sei die große Pflicht geworden, den Schatz vor der Welt zu enthüllen. Er konnte wundervolle Standreden halten, wenn er für seine Zwecke etwas durchzusetzen beabsichtigte. Ich versprach ihm dann einen Bericht, welcher in der nächsten Zeit geschrieben und bald darauf im Kunstblatt abgedruckt wurde.

Achtes Kapitel.

Da ich nun die Verhältnisse in Dresden schon mannigfach kennen gelernt, wußte ich auch, wie ich beim Herannahen des neuen Winters mir das Leben einzurichten hatte. Vor allem war mir klar geworden, daß ich in den schriftstellerischen Kreisen garnichts lernen konnte, wenigstens nichts Gescheites oder Zweckmäßiges. Das Parteiwesen, die Spaltung, die Gegnerschaft unter ihnen war sehr böse, und zeitweise so unbequem, daß man auf der Straße heftig angefahren werden konnte, weil man mit Einem von der anderen Klique gesprochen hatte. Nur darin waren die Aeltesten einig, wachsam darüber zu bleiben, daß die Jüngeren nicht etwa zu wichtig würden. Denn die Großen wollten herrschen. Da nun aber

von den Großen sich jeder für den Größesten hielt und allein herrschen wollte, war an einen erquicklichen Verkehr nicht zu denken. Schlimmer noch wurde es, da Hettner als Professor an die Kunstakademie berufen worden war. Eigentlich Archäolog, erhielt er den Lehrstuhl für Kunstgeschichte, hatte aber bereits einige kleinere litterarhistorische Werke herausgegeben, und neigte sich mehr und mehr zur Litteraturgeschichte und Kritik. Ich kannte ihn von Heidelberg her, hatte ihn dann auch einmal in Jena besucht, und hoffte jetzt viel von einem Verkehr mit ihm. Schlug diese Hoffnung fehl, so wurde doch wenigstens das Einvernehmen nicht getrübt. Nicht so gestaltete sich dasselbe für ihn mit den Größen der Litteratur. Wer auch immer die Veranlassung zu Mißhelligkeiten gegeben haben mochte, Hettner stand bald inmitten der unerquicklichsten Gegnerschaften, in welchen er sich keineswegs als der nur Leidende verhielt. Von diesen Parteiungen schloß ich mich mit Unwillen aus, und da keiner auf mich, oder gar auf meine Feder, zu rechnen hatte, durfte ich auch von keinem Rat oder Vertrauen erwarten.

Ein Mittelpunkt des Dresdener Kunstlebens war damals auch das Theater, welches, vorwiegend im Schauspiel, hervorragende Kräfte aufzuweisen hatte. Bleibende Eindrücke verdankte ich den Rivalen Emil Devrient und Bogumil Davison, welche, beide gleichmäßig in der Gunst des Publikums stehend, so bittere Feinde waren, daß, wenn der eine auf der Bühne applaudiert wurde, der andere hinter den Kulissen vor Wut in Krämpfe verfiel; die, auf der Bühne Worte des schönsten Einvernehmens deklamierend, wenn sie abtraten, einander vor Haß und Neid hätten umbringen mögen. Dieses Verhältnis setzte manches Stück, in welchem sie gemeinsam aufzutreten hatten, in die äußerste Gefahr, von welcher sogar die öffentlichen Blätter in Ernst und Humor zu künden wußten. Man war über den ungestörten Verlauf

eines Stückes nur dann ganz ruhig, wenn nur einer von beiden die Bühne beherrschte. Emil Devrient, zwar in tragischen Rollen vielfach in Schönmalerei der Deklamation verfallend, wußte doch manche Gestalten, wie Tasso, Egmont, Posa, mit einer Idealität auszustatten, wie man sie nicht leicht wieder finden wird, und feinere, schönere, vornehmere Liebhaber, als der schon sechzigjährige in manchen Lustspielen gab, werden auch selten wiederkommen. Gleichwohl war sein Umkreis beschränkt, und an kräftigeren Gestaltungen, wie etwa Wilhelm Tell, scheiterte sein Talent gänzlich. — Viel umfangreicher war der Rollenkreis Davisons, wiewohl er sich auf dem Gebiet des Dämonischen, ja des Diabolischen, am glänzendsten bewegte. Richard III., Macbeth, Mephisto, waren seine am meisten ausgestalteten Charaktere. In anderen vergriff er sich völlig, wie im Shylock, den er zu einem Heros machte, in welchem von Shakespeares Juden nichts mehr zu finden war. Charakteristisch ist es für die Tyrannei, die er über die Bühne ausübte, daß wenn er im Kaufmann von Venedig spielte, der fünfte Akt gestrichen werden mußte, da Shylock darin nicht mehr auftritt. — Ich hatte Gelegenheit, beide Künstler persönlich kennen zu lernen. Emil Devrient besuchte ich einmal des Morgens, mein „Reich der Träume" in der Tasche, um welches er mich ersucht hatte, da man ihm gesagt, es sei eine für ihn sehr günstige Rolle darin. Er empfing mich in einem Morgenanzuge, der mich stutzen machte. Der ganze Kopf war durch Papierwickel wie in einen Igel verwandelt, die Schminke, die er auch bei Tage trug, über das ganze Gesicht bereits aufgetragen. Dazu erschien er in einem weiten Schlafrock von veilchenblauem Damast, mit rosenfarbener Seide gefüttert, und die feinste Battistwäsche, in allerhand Krausen gefältelt, um Hals und Brust gelegt — ein Bild unmännlichster Eitelkeit! Für die Gesellschaft war er nicht zu brauchen, da er meist in irgend

einer wohlausgedachten Stellung verharrte und sich in Schweigen hüllte. Ganz anders Davison. Außerhalb der Bühne auf seine Erscheinung wenig bedacht, war er ein unterhaltender geistreicher Weltmann, der sich in Dresden gleich als Hausbesitzer bürgerlich ansässig machte, umfassenden Verkehr liebte, und sich im Hause gastfrei, in der Gesellschaft anregend zeigte. Wie wenig er jedoch mit bürgerlichen Einrichtungen und mit Gesetzen vertraut war, oder auch dieselben genial zu überspringen hoffte, bewies ein Fall, der in der Oeffentlichkeit viel Heiterkeit, ihm selbst aber Verdruß bereitete. Sein eben eingerichtetes Haus mit einem Vorgärtchen lag an einer von Baumreihen beschatteten Straße. Da ihm die Bäume den Blick auf das Treiben der Straße wegnahmen, ließ er ohne Umstände Holzfäller kommen, welche in aller Frühe die Bäume aus der Allee herausschlagen mußten. Sein Erstaunen war nicht gering, als er erfuhr, daß das straffällig sei, und er geriet außer sich, daß für die Unannehmlichkeiten, die ihm daraus erwuchsen, ihm niemand ein ernstes Mitgefühl entgegen brachte. — Wie aber in der Gesellschaft, so stellte sich im Dresdener Theater die Mißlichkeit heraus, gar zu berühmte Schauspieler zu besitzen. Die Einzelnleistung wurde tyrannisch betont, das Gesammtspiel recht sehr vernachlässigt. Ich war ein eifriger Besucher des Schauspiels, und meine Lust an dramatischer Produktion steigerte sich mehr und mehr.

Inzwischen wurde mir Gelegenheit, wenn auch nur auf sehr engem Gebiete, meine Erfahrungen zu machen in der Technik des theatralischen Einrichtens und der Regieführung. Es war in der Blochmannschen Anstalt hergebracht, den Schülern in jedem Winter eine dramatische Aufführung zu gewähren. Die Fürsorge wurde mir übertragen, und damit eine umfangreiche Arbeit, da ich vom Einüben des Gehens, Stehens, Sitzens und Redens an, bis zum letzten Knopf

beim Anziehen, und bis zum Heraustreten auf die Bühne, für Alles zu sorgen und einzustehen hatte, und um Alles befragt wurde. Da nun die Wahl eines Stückes schwierig war, zumal möglichst viele mitspielen wollten, auch bei ganz ungeübten Kräften, so ging ich modernen Stücken aus dem Wege, und sah mich bei Holberg um. Ich bearbeitete die personenreiche Posse „Der verpfändete Bauernjunge" und studierte sie ein. Sie kam durchaus zur Wirkung, aber unter dem gebildeten Publikum wollte man sich mit der Wahl eines solchen Stückes gar nicht einverstanden erklären. Ich ließ mich nicht irre machen, und da ich bei dem Direktor darin ganz freie Hand hatte, bearbeitete ich im nächsten Winter (diesmal aber stärker umgestaltend) Holbergs „Geschwätzigen Barbier". Da ich für die Rolle des Helden sowie für die seiner eben so geschwätzigen Mutter zwei sehr redegewandte Bürschlein in's Feld führen konnte, kam der Scherz vollkommenen zur Geltung. Holbergs Stücke halte ich für solche Zwecke noch heut für sehr günstig, weil sie einfache Charaktertypen, keine große Verwickelung bieten, an die Szenerie keine Ansprüche machen, und ihre Derbheit unwiderstehlich wirkt. Manches ist in ihnen veraltet, daher eine Bearbeitung etwas nachhelfen muß. Leider haben einst Kotzebue und Genossen so viel daraus für sich entwendet, daß man bei den drolligsten Szenen die Erinnerung an Bekanntes nicht abweisen kann.

Während ich noch bei der Einübung der ersten Schulkomödie war, kam mir von anderer Seite ein Wunsch entgegen, der mich zum Theaterdichter, Direktor, Regisseur und Bühnenfaktotum begehrte. Neben der geselligen Vereinigung der Meister gab es einen jüngeren Künstlerverein, gebildet durch die gereifteren Schüler der zahlreichen Maler- und Bildhauerateliers, der Architekten und Xylographen, und was sonst zur bildenden Kunst gehörte. Viele dieser jungen Leute

hatte ich bei meinen Wanderungen durch die Werkstätten kennen gelernt, traf diesen und jenen in der Familie bei Schnorr, Rietschel und Anderen, manche von ihnen besuchten mich auch, und ich lernte sie auf Spaziergängen näher kennen. Von diesem Kreise wurde ich um ein Fastnachtsstück angegangen, welches bei einem Karnevalsfeste, zu dem man die Meister einzuladen beschlossen, gegeben werden sollte. Die Bedenkzeit, welche ich mir ausbat, konnte ich abkürzen, da man mit dem Stoffe, welchen ich vorschlug, einverstanden war. Das „Schönbartspiel Reinecke Fuchs“ wurde in kurzer Zeit von mir ausgearbeitet, um sofort einstudiert zu werden. Hatte ich hier nun ein erwachseneres Personal, so waren die Zwanzigjährigen, oder auch wohl Aelteren, darum noch nicht die Gewandteren. Da ich dies wußte, hatte ich das Stück gleich darauf eingerichtet, daß ein bewegliches Zusammenspiel nicht die Schwierigkeiten vermehrte. Trotzdem gab es manche Arbeit, aber auch ein stets williges Eingehen und Entgegenkommen meiner Leute. Und nicht nur in den Proben, auch sonst wurden die Zurüstungen stark betrieben. Denn die jungen Künstler malten die Dekorationen selbst, legten bis zum Zimmerwerk der Bühne Hand an, zeichneten die zierlichsten humoristischen Einlaßkarten und Programme, und sorgten für alles Erforderliche. Als Publikum waren nur Männer gedacht, zumal die Anzahl der einzuladenden Künstler, Schriftsteller, Freunde und Angehörigen schon groß genug erschien. Der Tag der Aufführung kam, und mit ihm, wie es zu geschehen pflegt, auch manche Verlegenheit. Ich hatte für den trauernden Henning ein Gefolge von zwölf jungen Hähnen angeordnet, welche auf einer Bahre die Leiche der Henne Kratzefuß trugen, ein Kondukt, welcher aus den jüngsten Schülern der Akademie zusammengestellt worden war. Da man aber nicht so viel rot-gelbe Schenkelstrümpfe auftreiben konnte, ließ man dieselben durch eine Handlung verschreiben. Der Tag der Aufführung

war da, aber noch nachmittags waren die Trikots nicht angekommen. Die Jugend geriet in Aengste, man überlief mich mit Fragen und Hülferufen. Da eine Beinbekleidung zum Ersatz nicht bei der Hand war, faßte ich einen kühnen Entschluß. Ich ließ einen Eimer mit roter und gelber Leimfarbe mischen, um vierundzwanzig nakte Beine bis an die Hüften damit anstreichen zu lassen. Die Anordnung wurde mit Jubel aufgenommen, und eine Stunde vor der Aufführung saß das Hühnergefolge an dem stark geheizten Ofen, um die frische Farbe zu trocknen. Die Wirkung auf das Publikum, welchem die neue Kostümerfindung nicht entgehen konnte, war nicht geringe. Im Uebrigen hatte ich den Darstellern anheim gegeben, sich nach eigener Wahl zu kostümiren. Eine einheitliche Tracht war ausgeschlossen, es genügte, wenn es bunt und faschingsmäßig auf der Bühne aussah. Und so geschah es. Das Stück wurde frisch und lebendig gespielt, und fand ein beifällig vergnügtes Publikum. Gern denke ich an jene erste Aufführung von Reinecke Fuchs zurück. Die Darsteller — ich nenne nur Oskar Pletsch, Adolf Donndorf, Theodor Große, Flinzer, Albert von Zahn — sind nachher ausgezeichnete Künstler und berühmte Leute geworden.

Die Darstellung von Reinecke Fuchs machte in Dresden mehr Rumor, als wir vorausgesehen hatten. Viele Andre wollten das Stück auch sehen, vor Allem die Frauen, nachdem sie erfahren, daß das Stück keineswegs nur auf ein Männerpublikum berechnet gewesen. Man beriet' sich im Verein, und beschloß, es vierzehn Tage darauf zu wiederholen. Dafür mußte aber ein umfassenderes Lokal gesucht werden, denn die Meldungen zu Eintrittskarten liefen zahlreich ein. Die Erwartung wurde noch bei weitem übertroffen. Inzwischen waren auch die Trikots für das Hühnergefolge eingetroffen. Aber mit Hohnlachen wurden sie zurückgewiesen. Denn den Vorteil der ersten Erfindung wollte man sich bewahren. So

wurde ich, als ich die Bühne betrat, auch diesmal von vierundzwanzig angestrichenen Beinen umhüpft, und von einer Stimmung begrüßt, in der sich eine gewisse Verachtung aller Beinbekleidung überhaupt zu äußern schien. Ja es wurde ausgesprochen, daß viele Leute nur um der angestrichenen Beine willen zur Aufführung gekommen wären. Dieser schätzbaren Belehrung gegenüber mußte der Autor den Schauspielern wohl ihren Willen lassen. Aber auch die Darsteller der eigentlichen Rollen zeigten angesichts des hereinwogenden Publikums eine Laune, welche der Regisseur nur durch flehentliches Bitten um Ordnung in Schranken zu halten vermochte. Gleichwohl hat es etwas Herzstärkendes, die Sorglosigkeit zu beobachten, welche dem Erfolge immerhin fraglicher Leistungen so zuversichtlich entgegen sieht. Und in der That war der Erfolg ganz überraschend, durchgreifender noch, als bei der ersten Aufführung. Auch daß der Vereinskasse eine beträchtliche Einnahme zu Teil wurde, durfte mir zur Befriedigung gereichen. Ja, es ging während der nächsten Tage in meiner Wohnung ein heitres Nachspiel in Szene, welches diesen Reineke Fuchs bereits als Gegenstand der Spekulation behandelte. Zuerst erschien der Direktor eines Vorstadttheaters bei mir, mit dem Antrage, ihm das Stück für seine Bühne zu überlassen, zugleich aber, es etwas umzugestalten, vor Allem, es mit Musik und Couplets auszustatten. Dann meldete sich ein Herr als Vorstand der Kleinkinderbewahranstalt „zur Krippe“, der es zum Besten seines Instituts nochmals aufgeführt wünschte, mit dem Bemerken, daß mir dies „höheren Ortes“ (die Anstalt stand unter Protektion einer älteren Prinzessin) hoch aufgenommen werden würde. Endlich erschien auch noch der wackere Major S e r r e, um mir eine Wiederholung zu Gunsten seiner „Tiedge-Stiftung“, die ihm damals noch vorwiegend am Herzen lag, abzudringen. Ich hatte meine Not mit den Herren, welche nicht glauben wollten, daß

eine dritte Aufführung gefährlich werden könnte. Doch blieb ich standhaft im Verweigern, gestützt auf die Zustimmung der jungen Künstler. Erst nach zehn Jahren wurde das Stückchen im ersten Bande meiner dramatischen Dichtungen abgedruckt, während dieser Zeit aber schon hie und da von akademischen Vereinen in Abschriften erbeten und aufgeführt (so in Leipzig, Breslau, Berlin) wie es später noch häufig dargestellt worden ist. Die Nachspielscene in meinem Zimmer aber habe ich später in dem Roman „Heinrich Falk", an einer Stelle, wo es sich um einen ähnlichen Faschingserfolg handelt, dem Selbsterlebniß nachgeschildert. — Und um über diese Fastnachtskomödien im Zusammenhang zu berichten, füge ich hier gleich hinzu, daß ich auch im folgenden Winter auf den Wunsch der jüngeren Künstlerschaft einging, in Versen etwas für sie aufzusetzen. Diesmal verzichtete ich auf eine eigentliche Bühne, und brauchte nur eine offene Erhöhung auf Stufen, in deren Mitte sich das noch geschlossene Zelt eines Wunderdoktors befand, des „Doktor Eisenbart", nach dessen Namen das Spiel betitelt wurde. Da auch die Mehrzahl der Zuschauer maskiert erschienen, saßen die Darsteller unter denselben versteckt, um einzeln oder paarweise aus ihnen hervor und auf den Plan zu treten. Das Ganze war als ein Volksfest gedacht, bei welchem sich die Haupthandlung dann um das Doktorzelt bewegte. Ein Wirt kam mit Küfer und Kellnern, stellte Tische und Bänke in Seitenzelten zurecht, in Erwartung der Gäste auf der „Vogelwiese". Dann kamen Landsknechte, Mädchen, Studenten, Ratsherrn und Frauen, Bauern, alle in knapp zugeschnittnem Dialog, nahmen Platz und gruppierten sich. Das Zelt des Wunderdoktors wird geöffnet, um zuerst eine Scene zwischen der Doktorsfrau und dem Diener Hanswurst vorzuführen, dann erscheint Doktor Eisenbart selbst, um seine Kuren und Mitttel anzupreisen. Neue Gestalten treten hinzu, um zu kaufen

und sich schlechten Rat zu holen, bis endlich ein dicker Ratsherr hereingeführt, und von dem Doktor untersucht wird. Es stellt sich heraus, daß derselbe ein Schock Narren im Leibe habe, welche herausgeschnitten werden müßten. Und nun folgte eine Nachbildung des „Narrenschneidens“ von Hans Sachs, wobei jedoch die herausgeholten Narren auf künstlerische und litterarische Richtungen und Personen mit satirischer Fastnachtslaune bezogen wurden. Dieser letzte Teil erregte unermeßliches Gelächter, und, wie sich später zeigte, auch einige Tropfen bösen Blutes, verlief aber im Ganzen zu unsrem Vergnügen. Das Manuskript habe ich später vernichtet, da es wenig original war und nur den Charakter des Gelegentlichen trug, die Personen des Doktorzeltes habe ich aber später aus der Erinnerung hergestellt und in einer Scene des „Gevatter Tod“ wieder auftreten lassen.

Meine Erzählung muß nun aber zurückkehren in den März des Jahres 1856. In der ersten Woche desselben war „Reineke Fuchs“ wiederholt worden, in der letzten des Monats stand die erste Aufführung des „Jakob von Artevelde“ in Weimar bevor. Nach leicht erworbenen Erfolgen mit dilettantischen Kräften sollte es dem ernsteren Wagniß auf der tragischen Bühne entgegen gehn. Die erste Aufführung einer Tragödie ist für jeden Dichter ein Ereigniß, und ich ging derselben nicht leichten Herzens entgegen, indem ich mir sagte, auf Alles gefaßt sein zu müssen. Ich traf am 25. März in Weimar ein, und meldete mich bei Herrn von Beaulieu. Dieser nahm mich gleich mit in das Theater, wo denn freilich „Lumpacivagabundus oder das liederliche Kleeblatt“ gegeben wurde. Von der Intendantenloge aus hörte und beachtete ich den erstaunlichen Jubel, den dieses Stück hervorrief, und eine gewisse Beängstigung schnürte mir das Herz ein. Ich dachte mir, wie ein Publikum, das sich an diesen Possen erfreute, sich meinen tragischen Gestalten gegenüber verhalten

werde, ich dachte mir einen Moment, wo dasselbe in ähnlichen Lärm, aber in strafenden Aerger der Enttäuschung gewandelt, ausbrechen könnte. Herr von Beaulieu, welcher dergleichen Gedanken bei mir wittern mochte, erklärte gleichsam entschuldigend, das Publikum feiere heut nur eine Art von Familienfest, da ein beliebter Komiker, als Weimarer Kind, zu seinem Benefiz eingeladen habe. — Das Entgegenkommen der Schauspieler auf der Bühne, vor der Hauptprobe, ihre gute Zuversicht für das Stück, hob auch mir die Stimmung wieder: Ich setzte mich in die Loge des Intendanten, sah zu, und redete nicht drein. Was man als Dramatiker in einer Probe alles lernen kann ist gar nicht zu sagen. Bei einer ersten Aufführung ist man erregt und zerstreut, pflegt überdies nicht viel zu sehen, da man entweder auf der Bühne oder sonstwo einen schlechten Platz hat. In der Probe sind die Darsteller noch ohne den täuschenden Glanz des Kostüms und der Beleuchtung, sie müssen in ihrer bürgerlichen Kleidung bereits auf die ganze Bühnenwirkung hinarbeiten. Gelingt diese schon jetzt, so ist meist die Aufnahme des Stückes überhaupt gesichert; scheint sie zu versagen, dann ist auch die Zuversicht für die Aufführung erschüttert. Lehrreich und unterrichtend ist ferner das Beraten, die letzte Feile des Ausdrucks, selbst die plötzliche Ueberzeugung einer notwendigen Aenderung. Die Generalprobe lehrt den Verfasser erst, was er gekonnt oder nicht gekonnt hat; sie lehrt ihn zuweilen, das, worauf er großes Gewicht gelegt hat, als gleichgültig oder nichtig erkennen; sie zeigt ihm auch wohl, daß ihm etwas gelungen ist, wo er es gar nicht vermutet hatte. Diese erste Hauptprobe nahm meine Aufmerksamkeit und Lernbegierde dermaßen in Anspruch, daß ich fast vergaß, einem eignen Werke gegenüber zu sitzen, und größere Mängel daran entdeckte, als ich glaubte verantworten zu können. Ich war am Schlusse so erschreckt, daß ich die Frage that, ob man

es denn wirklich mit dem Stücke wagen wolle? Die Schauspieler lachten über meine Unerfahrenheit, und hießen mich gutes Mutes sein. — Es war mir gar nicht recht, am Tage der Aufführung in später Mittagsstunde auf der Altenburg zu speisen und die Vorstellung von der Loge der Fürstin aus anzusehen. Ich wäre lieber für mich allein gewesen, um auf der obersten Galerie als ganz Unbekannter unter den Zuschauern zu sitzen. Aber da sollte kein Widerspruch gelten und ich war nur zufrieden, daß es in der Loge eine dunkle Ecke gab, in die ich mich hinter den Damen verstecken konnte. Man hatte das Stück mit Umsicht und Fleiß in Scene gesetzt und die Darsteller (ich nenne nur die Herren Grans und Genast, so wie die Damen Stör, Döllinger und Don) spielten vortrefflich. Das Publikum zeigte sich von Akt zu Akt angeregter und entgegenkommender, und so ging es über alle meine Erwartung dem Schluß entgegen. Meine dunkle Ecke mußte ich verlassen, um dem Ruf auf die Bühne zu folgen. War somit eine Feuerprobe auf dem Theater bestanden, so sprach sich die Kritik, welche damals durch Wilhelm Genast vertreten war, minder günstig aus, und tadelte vorwiegend den Charakter des Helden. Und zwar mit Recht. War ich selbst doch durch die Aufführung von den Mängeln des Stückes so überzeugt worden, daß ich bereits eine völlige Umarbeitung beschlossen hatte. Ich versendete es daher nicht weiter an die Theater, und trotzdem ich ihm später wirklich eine neue Fassung gegeben, ließ ich sie liegen, und es ist bisher (seit bald vierzig Jahren) nicht veröffentlicht worden. — In Weimar aber folgten nun noch einige vergnügte Tage. Von der Aufführung des Reineke Fuchs war schon eine Kunde hierher gedrungen, man wollte das Stück, welches ich auf den Wunsch des Intendanten mitgebracht, wenigstens anhören, und so mußte ich es in verschiedenen Kreisen, bei Herrn von Beaulieu, auf der Alten-

burg, bei Preller, vorlesen. Daß ich beim Abschied dem Intendanten das Versprechen, ihm bald wieder eine dramatische Arbeit zu schicken, sehr gern gab, brauche ich nicht zu versichern.

Auch bei diesem Besuche wurde die Möglichkeit, mich dauernd in Weimar zu fesseln, wieder ins Auge gefaßt. Was man mir vorläufig gewähren konnte, erreichte aber noch nicht die Höhe meines Dresdener Schulgehaltes, welches zweihundert und fünfzig Thaler betrug. Gern hätte man es gesehen, wenn ich auf gut Glück gekommen wäre, um abzuwarten, was sich eben bieten würde. Aber ich meinte, das letzte könnte ich ja auch von Dresden aus. Von meiner Schulthätigkeit mochte ich mich auch nicht gern trennen, und eine solche konnte man mir hier nicht bieten. Ueberdies gab es in Weimar einige Verhältnisse, die mir nicht behagten, und in welche ich mich nicht wollte verflechten lassen.

Das neue Schauspiel wurde nun meine Hauptarbeit des nächsten Sommers. Ich war durch eine Novelle von Varnhagen dazu angeregt worden, benutzte sie in sehr freier Umgestaltung und nannte das Stück „Die Sterner“. Es spielt in Basel, woselbst zwei Parteien mit einander in Streit geraten sind, welche sich, nach ihren ritterlichen Wappenzeichen, „die Sterner“ und „die Psitticher“ nennen. Zu den ersteren gehört auch Graf Rudolf von Habsburg, welcher, da ein förmlicher Krieg ausbricht, von den Seinen zum Feldhauptmann erwählt wird. Zwei Charaktere, der Bürgermeister von Basel, ein harter Partikularist, und Rudolf, als weitschauender Politiker, stehen einander gegenüber. Die Wahl Rudolfs zum Kaiser beendet den Streit und bringt Versöhnung in die verworrenen Verhältnisse. Als komisches Widerspiel der beiden Männer wandern zwei andre durch das Stück, ein Ritter von Landschaden und ein Ritter von Katzenellenbogen, verkommene Gesellen, die sich anwerben

lassen, wo Beute zu erwarten ist. Sie haben einander nie gesehen, wohl aber Einer von des Andern Nichtsnutzigkeit so viel gehört, daß sie darauf brennen als lustige Kumpane in derselben Partei zu stehen. Auf die Nachricht, daß der Eine zur Gegenpartei gehöre, schlägt sich der Andre sofort hinüber, aber in dem Augenblicke, da der Gesuchte bereits dasselbe gethan hat. Das Spiel wiederholt sich ein paarmal, und sie kommen nicht zusammen. Erst im letzten Augenblicke, da beide gefangen sind, wollen sie einander in die Arme stürzen. Die Freude ist ihnen aber schon vergällt, da der Kaiser grade gegen sie und Ihresgleichen seine ersten Maßregeln richtet. So viel ich mich entsinne, war das Stück ziemlich genrehaft, aber bühnenmäßig. Da es die Billigung der Berliner Freunde erhielt, schickte ich es nach Weimar, wo es für die nächste Saison angenommen wurde.

In diesem Sommer bat mich der junge Donndorf, ihm zur Modelierung eines Reliefporträtes meinen Kopf herzuleihen. Rietschel war meist selbst dabei in der Werkstatt gegenwärtig, und gab Anweisung, auch wohl Nachhilfe. Das Medaillon, etwas über lebensgroß, wurde gut, nur schwelgte der junge Künstler zu sehr in meinen Haaren, die ich zwar damals etwas lang hängen, aber doch nicht zu einer solchen Mähne erwachsen ließ. Als Kunstwerk aber gewann es den Beifall des Meisters. In Gips ausgegossen wanderte das Porträt dann als Geschenk an meine Familie und einige Freunde. In gleicher Größe modelierte Donndorf darauf das von Lübke, der mich in diesem Sommer auf einige Zeit besuchte. Es waren mit die ersten selbständigen Arbeiten Donndorfs.

Im Herbst reiste ich nach Bromberg. Zum erstenmal seit zehn Jahren fanden wir sechs Geschwister uns wieder zusammen. Meine Schwester Adelaide wohnte verheiratet am Orte; Manon war mit den Kindern zum Besuch ge=

kommen, auch Schwager Scheffler traf ein. Mein Bruder lebte als junger Arzt seit kurzem auch im elterlichen Hause. Das Haus umschloß zum erstenmal alle Kinder und dazu die Enkel. Die Eltern waren sehr froh über das Beisammensein, und besonders der Vater zeigte eine Frische und Lebendigkeit, in der er es mit den Jüngsten aufnahm. Seine Freude, der Garten, den er mit den schönsten Stauden und Blumen geschmückt hatte, wurde besonders Morgens und Abends unser Versammlungsort. Er bot für jede Tageszeit einen schattigen Platz. Mich überkam die Lust, einmal wieder zu zeichnen, und so nahm ich verschiedene Ansichten des Hauses von der Gartenseite auf. Nicht eben sehr kunstgerecht, aber in späterer Zeit zum theuren Andenken an die geliebte Stätte und an glückliche Tage. Denn es war uns nicht beschieden, ein solches Beisammensein zu wiederholen.

Bald nach meiner Rückkehr nach Dresden kam mir ein unerwarteter Antrag entgegen. Ich erhielt einen Besuch des Buchhändlers Georg Wigand aus Leipzig, welcher mich zur Wiederaufnahme des „Deutschen Jugendkalenders“ zu gewinnen suchte. Mehrere Jahrgänge dieses Werkchens, welches Robert Reinick im Verein mit Dresdener Künstlern begründet hatte, waren erschienen. Nach Reinicks Tode von dem ausgezeichneten Xylographen Hugo Bürkner fortgeführt, war es vor drei Jahren abgebrochen worden. Ein neuer Jahrgang 1858 sollte die Reihe durch mich wieder eröffnen. Ich zögerte, mich auf etwas einzulassen, worin ich mich noch nicht versucht hatte, mir auch bisher ganz fern gelegen hatte. Beim Betrachten der bisherigen Hefte, geschmückt mit zahlreichen Holzschnitten nach Zeichnungen von Ludwig Richter und anderen Vertretern der Dresdener Schulen, und beim Durchblättern der Geschichtchen und Gedichte, fand ich, daß es sich hier nicht sowohl um Kinderlitteratur handelte, als vielmehr um Darstellung des kindlich

Reizenden für Erwachsene. Für die Jugend war dabei auch gesorgt, schon durch die Gewöhnung des Auges an das Schöne, im Gegensatz zu den scheußlichen Karikaturen (wie der „Struwwelpeter") welche damals anfingen die Kinderbücher zu füllen und den Geschmack zu verderben. Bürkner, der als Redakteur des artistischen Theils, Mitherausgeber sein sollte, wurde nicht müde, mir zuzureden und hoffte das Beste für die Wiederaufnahme. Auerbach schlug sich auf seine Seite, versprach mir sogar eine Erzählung, wie er sich denn schon früher mit einem solchen Beitrage an dem Werke beteiligt hatte. So sagte ich denn zu, mit übrigens etwas gemischten Empfindungen. Eine kleine Erzählung „Das Sonntagskind", war bald geschrieben und zur Illustration gegeben. Die Dresdener Künstler, Bendemann, Hübner, sogar Schnorr, die jüngeren ungerechnet, waren bereit, mich zu unterstützen. Nun stellte sich aber eine sonderbare Verlegenheit ein. Die bildlichen Beiträge, zum Theil ausgezeichnet, liefen in großer Anzahl ein, ohne daß die Künstler auf einen Text gewartet, der zu illustrieren gewesen wäre. Jeder hatte bereitwillig aus seinen Mappen etwas hervorgesucht, oder auch wohl etwas Neues gegeben, während ich nicht wußte, wie ich das Alles verwerten sollte. Nicht die Hälfte konnte untergebracht werden, der Rest wurde für einen ferneren Jahrgang aufbewahrt. Aber das Verhältniß hatte sich umgekehrt, ich mußte die Bilder durch Text illustrieren bald durch ein Gedicht, bald durch etwas in Prosa, bald durch ein kurzes Sprüchlein, um doch irgend etwas daran zu knüpfen. Auerbach ließ mich freilich mit seinem Beitrag im Stiche. Dafür kam mir Hülfe von andrer Seite her, nämlich durch die Gräfin Baudissin, die mir das Manuskript eines Märchens zur Verfügung stellte. Diese Dame war ganz insgeheim eine beliebte Jugendschriftstellerin. In ihrer Gegenwart durfte davon nicht die Rede sein, die Eingeweihten

aber wußten, daß „Tante Aurelie“, unter deren Namen schon mehrere Werke bei der Jugend von Hand zu Hand gingen, niemand anders war, als die Gattin des Grafen Wolf Baudissin. Als später der Jugendkalender erschien, mit meinem Namen auf dem Titelblatte, konnten die Freunde in Berlin ihr humoristisches Erstaunen nicht unterdrücken, nahmen das künstlerisch allerliebst ausgestattete Werkchen aber doch wohl auf. Allein zu einer Fortsetzung für das nächste Jahr kam es nicht. Ich weiß nicht, ob meine Ablehnung allein daran schuld gewesen. Jedenfalls war ich nicht mehr in der Stimmung, den Scherz wieder aufzunehmen, von andrer Arbeit zu erfüllt, und von einer bitteren Lebenserfahrung zu ergriffen, um mich darauf, als auf etwas Ernsthaftes, noch einzulassen.

Nun aber muß ich von einer öffentlichen und für das Dresdener Kunstleben hochwichtigen Angelegenheit erzählen, welche ich mit zu durchleben glücklich genug war. Es ist die Uebersiedelung der Bildergalerie in das neue Museum. Die Vollendung dieses schönen Bauwerkes von Semper hatte ich heranreifen sehen. Ich kannte alle die Gestalten aus den Werkstätten von Hähnel und Rietschel, eines Raphael, Dante, Holbein u. A., die jetzt den Sims bekrönen, wo sie dem Beschauer zu weit entrückt sind; ich kannte sie aus der Nähe, gleichsam persönlich. Der äußere Schmuck des Hauses war vollendet, nun rüsteten sich die Innenräume, um die Werke so vieler Erlauchten der Kunst und ihr glänzendes Gefolge aufzunehmen. Ich kann wohl sagen, daß ich damals mit der gesammten Bildergalerie, so wie mit den Skulpturen vollständig vertraut war, ja daß es kaum ein Stück gab, das ich nicht gekannt hätte. Denn fast drei Jahre lang war selten ein Tag gewesen, daß ich dieser Kunstwelt nicht einen Besuch abgestattet hätte, und wenn auch nur auf eine Viertelstunde, um ein paar Schönheitswellen über mich hinströmen

zu lassen, ein paar Atemzüge der Kunst zu empfangen. Mit ganzem Herzen war ich daher bei der Ueberführung der Werke, freute mich des besseren Lichtes, und unterstand mich, meine Stimme bei der Gruppierung abzugeben. Denn Schnorr, der als Direktor der Gemäldegalerie das Ganze leitete, gestattete meine Gegenwart bei der Aufstellung. Und da die Hausdienerschaft mich stets in der Gesellschaft von Malern, Bildhauern und Architekten, die etwas in den Sälen zu sagen oder zu thun hatten, erscheinen sah, ließ sie mir, was sonst jedem Laien noch verwehrt war, wie einem Zugehörigen, freies Kommen und Gehen durch das ganze Haus. Der Belehrung Schnorrs von Carolsfeld verdanke ich für meine Studien auf diesem Gebiete sehr viel.

In der Familie Schnorr gehörte ich längst zu den gewohnten Gästen. Zu größeren Gesellschaften lud man hier nicht ein, der Hausstand an sich, mit erwachsenen schönen Töchtern und Söhnen war schon personenreich genug. Aber es verging kaum ein Abend, daß nicht Freundinnen der Töchter und Schüler des Meisters mit um den Theetisch saßen. Von den Söhnen des Hauses bildete sich der älteste, Ludwig, mit der wundervollen, später so berühmt gewordenen Tenorstimme, damals für die Musik aus, und war, obgleich erst neunzehnjährig, mit seinem Talent eigentlich schon auf der Höhe angelangt. Oft gab er uns Proben davon, wobei er es liebte, im dunklen Nebenzimmer allein am Klavier zu sitzen, und uns diese wahrhaft gottbegnadeten Jugendklänge zu spenden. Jede Begleitung, auch die schwierigsten Opernarien, verstand er auswendig zu spielen. Er starb schon nach einigen Jahren in München, zu früh und übermäßig angestrengt, wie es hieß, durch die Anforderungen der modernen großen Oper. Der dritte Sohn der Familie, Franz, der später so gelehrte Bibliothekar und Litterarhistoriker, saß damals noch unter meinen Schülern. Es war viel fröhliches

Leben in diesem Kreise. Der Hausherr sah es gern, wenn die Jugend sich zu gemeinschaftlichem Lesen, oder auch zu kleinen dramatischen Aufführungen vereinigte. Wir hatten schon ein paarmal gespielt, wobei unser Zuschauerkreis sich kaum auf zehn Personen belief, und der scenische Aufwand sich durch ein Paar verschiebbare Wandschirme herstellen ließ. Nun sollte zum Geburtstage des Vaters im März auch etwas aufgeführt werden, und ich übernahm es, selbst etwas auf ihn Bezügliches aufzusetzen. Ich schrieb ein kleines Festspiel, als dessen Scene Albrecht Dürers Werkstatt angenommen wurde, und zwar am Geburtstage des Nürnberger Meisters. Ein Farbenreiber Dürers und ein Diener Pirkheimers eröffnen das Spiel, worauf Pirkheimer selbst mit Frau Agnes Dürer in scherzhaftem Gespräche auftreten. Endlich erscheint der Meister selbst, und empfängt von dem Freunde, der eben aus Italien zurückgekehrt ist, Geschenke von Raphael, Zeichnungen, von deren Bedeutung er im Tiefsten ergriffen ist. Eine edle Nürnbergerin, Katharina Fürlegerin, deren Bildniß Dürer gemalt, tritt währendem ein, um ihm zum Danke einen Blumenkranz zu bringen. Er sträubt sich, trotz der Bitten der Freunde, sein Haupt damit zu schmücken, da tritt die Muse auf, und verlangt den Kranz, für den sie ein anderes Haupt weiß. Durch ihre Rede wird das Spiel aus der Vergangenheit in die Gegenwart gerückt, und der Kranz dem neuen Meister überreicht. Es spielten zwei Töchter des Hauses und eine Freundin derselben in dem Stückchen mit, und da die drei Mädchen von außerordentlicher Schönheit waren, und alle Beteiligten frisch und munter spielten, durfte der Gefeierte seine Freude daran haben.

Neuntes Kapitel.

Freilich war ich längst nicht mehr mit heitrem Gemüte bei dergleichen Dingen, und zwar der Nachrichten wegen, welche ich von meiner Familie erhielt. Denn während der zweiten Hälfte des Winters waren in allen Briefen Besorgnisse über das Befinden meines Vaters zu lesen. Diesen Mann, der in seinem Leben nicht krank gewesen, den ich noch im Herbst zuvor kräftig und gesund gesehen, den man sich gar nicht anders denken konnte, als gesund, frisch, und Alles um sich her belebend, diesen Man kränkelnd zu wissen, war mir etwas Unglaubliches. Auch kamen dann auch wieder Briefe, in welchen manche Besorgnis zurückgenommen wurde, zumal er selbst mit gewohnter Energie nicht krank sein wollte, es zu sein leugnete. Bald konnte er es doch nicht mehr. Am Tage nach jener häuslichen Festfeier in der Familie Schnorr empfing ich einen verzweiflungsvollen Brief von meiner Schwester Emilie, welche mir rückhaltlos entdeckte, daß es mit dem Vater zu Ende zu gehen scheine, und ich eilen müsse, wenn ich ihn noch am Leben finden wolle. Ich nahm Urlaub für unbestimmte Zeit, und machte mich noch an demselben Tage auf die Reise.

Ich fand den Zustand des Kranken zum Erschrecken. Der starke, kräftige Mann war in kurzer Zeit abgemagert, zum Schatten gewandelt. Ich werde den Blick nie vergessen, mit dem er mir vom Sofa aus die Hand zum Willkommen reichte. Meine Mutter war immer noch hoffnungsvoll, aber von meinem Bruder, der in der unglücklichen Lage war, hier einen ersten Fall von Bedeutung in seiner ärztlichen Praxis zu finden, vertraute mir, daß der Zustand unbedingt hoffnungslos sei, da die Zuckerkrankheit die Auflösung beschleunige. Aber es folgten noch drei schreckliche Wochen,

schrecklich für den Kranken, wie für die Umgebungen. Die Krankheit machte viel Hülfe nötig, und doch konnte sie nur in Linderung bestehen. Die Kräfte der Frauen reichten nicht mehr über den Tag hinaus, die Nächte über waren mein Bruder, ich und ein zuverlässiger Diener am Krankenbette. Und als am Morgen vor meinem Geburtstage der Todeskampf sich schloß, atmeten wir trotz des Schmerzes auf, daß ein acht Tage langes Sterben endlich ein Ziel gefunden. Wir saßen noch Stunden lang in der Dämmerung, und ließen es Tag werden, ohne uns entschließen zu können, die Frauen, zu wecken. Erst als Tritte über uns verkündeten, daß sie aufgestanden waren, ging ich hinauf. Das Uebrige wage ich nicht nicht zu schildern.

Mein Vater war sechzig Jahre alt geworden. Sein Tod erregte allgemeine Teilnahme. Er war einer der populärsten Männer der Stadt gewesen, beliebt, geachtet, als tapferer und unerschrockener Mann geschätzt. Für seine Familie mußte sein Tod, der innere Verlust ungerechnet, ein harter Schlag sein. Zwar waren seine Kinder, bis auf das jüngste Schwesterchen, erwachsen, aber mein Bruder hätte seiner Hülfe noch bedurft, und wie die Lage der Mutter sich gestalten würde, wußten wir noch nicht. Denn in seine Vermögensverhältnisse hatte der Vater niemand blicken lassen. Wenn er Einiges zurückgelegt, hatte er aber auch starke Verluste gehabt, und zwar durch den Fall des Geschäftshauses, dem er seine Ersparnisse anvertraut hatte. So viel war uns bekannt geworden. Wie es aber eigentlich stand, und ob die Mutter das Haus werde behalten können, das war die Frage. Sie hatte sich in den letzten schweren Tagen heroisch gehalten, sie wollte auch jetzt nicht kleinmütig sein.

Am Tage nach dem Begräbniß schritt meine Mutter an meinem Arme hinunter in des Vaters Arbeitsstube, neben der sich eine dunkle Kammer befand, worin er eine eiserne

Geldkiste bewahrte. Es war bisher noch nichts im Zimmer berührt worden, selbst auf dem Arbeitstische lagen Akten und Bücher, wie er sie zuletzt hingelegt hatte. So thaten wir unsern Gang sehr ernst und feierlich, ja, etwas zögernd, wie man das Siegel von der Hinterlassenschaft eines Verstorbenen zu lösen pflegt. Ich schloß die Kiste auf, und hob den Deckel. Aber wie dem schweren Ernste oft das überwältigend Komische nahe rückt, so standen wir vor dem Anblick, der uns wurde, überrascht und unter der Gefahr in Lachen auszubrechen. Denn in der Kiste lagen oben auf — sechs alte Strohhüte. „Also hier hat er sie versteckt gehalten!“ rief meine Mutter mit wehmütigem Lächeln. Sie erzählte mir darauf, wie sie seit Jahren öfter dergleichen verbrauchte Kopfbedeckungen vergeblich von ihm erbeten, um sie an Aermere zu geben, wie sie im ganzen Hause, auf dem Boden, darnach gespürt habe, ohne herauszubringen, wo er diese Schätze bewahrte. Mein Vater war sonst der freigebigste Mann, der auch für sich selbst Verbrauchsgegenstände nicht über Gebühr ausnützte, aber hatte eine gewisse Vorliebe für alte Sachen, die er, ohne besonderes Sparsystem, aufbewahrte, weil sie ihm bequem waren, oder weil er eine Art von persönlichem Verhältnis dafür gefaßt hatte. So zu diesen alten Strohhüten, die er im Sommer bei der Gartenbeschäftigung noch gern trug. Sonst fanden sich in der Eisentruhe nur einige Aktenstücke und wertlose alte Schriftenbündel. Wir schlossen die Kiste. Meine Mutter war gefaßt, und fügte sich in das Unabänderliche. Sie behielt ihre Wittwenpension und eine Lebensversicherung, beides zusammen freilich für sie und ihre beiden Töchter nur unter großen Einschränkungen ausreichend. Das Haus mußte verkauft werden. Aber nun kamen noch Forderungen über Forderungen, deren Umfang den für das Haus erhofften Preis zu verschlingen drohten.

In solcher Verlegenheit wußte uns nun Rosenberg zur

Hand zu gehen, der, seit mehr als zwanzig Jahren in der Kanzlei meines Vaters, endlich zu einer Art Bureau-Chef darin geworden, und über das Geschäftliche vielfach unterrichtet war. Er wußte von ausgeliehenen Kapitalien, von welchen Zinsen zu beziehen waren, von rückständigen Gebühren, und übernahm es, all dergleichen zu ordnen. Es fand sich einige Wochen nach dem Tode des Vaters auch bereits ein Käufer für das Haus, in einem Kollegen des Verstorbenen, und die Mutter war schon zufrieden, es in guten Händen zu wissen. Alles in Allem blieb sie in einer beschränkten Lage, aber mutiger und tapferer, als ich sie jemals gesehen hatte.

Daß an mich von nun an ganz neue und ernste Pflichten für die Familie herantraten, verstand sich von selbst. Und doch setzte mich, wenigstens im Augenblick, meine eigene Lage in Verlegenheit. Denn ich hatte während der Pflege des Vaters meine Lehrerstellung in Dresden verloren. Ich mußte Bezzenberger schreiben, daß ich nicht rechtzeitig zum Beginn des Sommersemesters zurückkehren könne, und erhielt die Antwort, daß er sich dadurch genötigt sehe, mir einen Nachfolger zu geben. Diese Nachricht traf in anstrengende und trostlose Tage, so daß sie mich wenig kümmerte. Jetzt aber empfand ich sie doch unbequem, und es war mir sehr leid, einen Wirkungskreis verloren zu haben, in den ich mich mit innerer Beteiligung eingelebt hatte. Zugleich sah ich voraus, daß ich eine ähnliche, oder überhaupt eine Schulstellung wohl vergeblich suchen würde. Ich fühlte, daß meine Existenz in der Luft schwebte, und das in einer Zeit, wo eine gesicherte Grundlage notwendig gewesen wäre. Zwar um mich selbst war mir gar nicht bange, ich hatte ja sogar noch Geld in der Tasche, und gebot damit über ein Baarvermögen von zweihundert Thalern! Doch erkannte ich, daß ich meine Erwerbsquellen ergiebiger machen müsse. Schnell war ich

entschlossen einen Roman zu schreiben. Und da mir die Erfindung unschwer von statten ging, konnte ich die Meinigen schon erheitern durch allerhand Komisches, was ich hinein plante. Es kam freilich nachher eine ganz andere Planung und Gestaltung zu stande. Ich blieb noch ein paar Wochen in Bromberg, zumal ich jetzt ungebunden war, und die Meinigen Haus und Garten den Sommer über noch behielten, und beschloß erst abzureisen, wenn ich mit Rosenberg die Angelegenheiten der Mutter zu einem leidlich beruhigenden Punkte gebracht hätte. Ob ich in Dresden bleiben, oder nach Berlin zurückkehren würde, ließ ich noch auf sich beruhen. —

In Berlin fand ich Lübke und die Brüder Lucae (der jüngere ist Karl Lucae, später Professor in Marburg) eben gerüstet zu einem Frühlingsausfluge nach Thüringen. Es bedurfte keiner großen Ueberredung, um mich zur Mitreise zu bewegen, da mir eine Auffrischung meiner Lebensgeister willkommen war. So gingen wir beim schönsten Pfingstwetter über Rudolstadt, Schwarzburg, Paulinzelle, alle die lieben Orte, an welche sich für mich Erinnerungen knüpften. Auch auf die Wartburg führte ich die Genossen, diesmal aber inkognito, ohne Meldung bei meinem Freunde, dem Kommandanten. Als wir auf der Rückfahrt auf der Station Weimar anlangten (es war am 7. Juni) bekam ich brennende Lust in der Stadt Rast zu machen, und suchte die Freunde dafür zu gewinnen. Sie waren nicht zu bewegen, und so fuhren wir vorüber, um uns unterwegs zu trennen, da ich mich nach Dresden wendete. Einige Tage darauf empfing ich durch Lübke einen Brief von Herrn von Beaulieu, der mich zur ersten Aufführung von „Rudolf von Habsburg“ oder „Die Sterner“ (wie nach seiner Anordnung der Doppeltitel lautete) nach Weimar einlud. Sein Brief war nach Dresden gerichtet, von da in meiner Abwesenheit nach Bromberg gegangen, durch meine Mutter nach Berlin an Lübkes Adresse geschickt

worden, hatte dort einige Tage gelegen, und war durch diesen endlich nach Dresden wieder an mich gekommen, um seinen Kreislauf zu vollenden. Nun war aber meine Ueberraschung, gepaart mit Unmut, ganz außerordentlich. Denn an jenem Tage, da wir an Weimar vorüber gefahren, und ich die Lust hineinzugehen nur schwer unterdrückt hatte, waren Abends „die Sterner“ zuerst in Scene gegangen! Ich hätte mit den Freunden gemeinsam der Aufführung beiwohnen können, und nun waren einige immerhin wichtige Erfahrungen verpaßt! Ich schrieb dem Intendanten mein Bedauern, und erfuhr darauf von ihm, daß nun auch die Wiederholung des Stückes schon vorüber gegangen sei, und er es trotz einer recht beifälligen Aufnahme, im Sommer nicht nochmals vorführen könne. Nur einen Theaterzettel ergatterte ich, und bewahrte ihn zum Beweise, daß die „Sterner“ am 7. Juni 1857 in Weimar wirklich zum Erstenmale aufgeführt worden sind. Dieser Zettel ist aber auch das Einzige, was mir von dem Stücke übrig geblieben. Denn dasselbe wurde mir bald nicht mehr angenehm, und ich that, wie ich in solchen Fällen pflegte, wenn die Arbeit glücklicherweise noch nicht gedruckt war, indem ich die vier Abschriften, welche ich eigenhändig gemacht hatte, eines Tages im Ofen verbrannte, um das Stück aus der Welt zu schaffen.

Inzwischen war ich über mein Verbleiben zu einer Entscheidung gekommen. Ich verschloß meine Wohnung in Dresden (die ich bis zum Herbst behalten mußte) ließ Möbel, Bücher und sonstigen Kleinbesitz darin, und fuhr mit leichtem Koffer nach Berlin, wo ich eine Stube mietete. Wunderlich mochte es erscheinen, das landschaftlich so schöne Dresden und meine Gartenwohnung zu verlassen, um dafür die Straßenglut eines Berliner Sommers einzutauschen. Aber ich wollte arbeiten, angestrengt fleißig sein, und wußte, daß ich in Berlin dafür unbehelligt und wie ein Einsiedler leben konnte,

während mir der Fremdenverkehr Dresdens, für den ich nun schon öfter, gleichsam zur Einkehr an der Heerstraße gewohnt hatte, für meine Pläne hinderlich erschien. Es kam aber noch eine innerlich empfundene Ursache dazu, welche eine Entfernung von der mir so werten Stadt ratsam machte. Schon der vergangene Winter hatte Aufregendes in beglückender, mehr noch in quälender Weise gebracht. Meine Neigung zu der Tochter eines angesehenen Hauses wurde von dieser erwiedert, und wäre von ihrer Familie unter anderen Verhältnissen nicht ungern gesehen worden. Für den Unkundigen schienen in diesem Hause äußerer Glanz und inneres Genügen Hand in Hand zu gehen, und doch lag mancher Kummer auf den Gemütern. Die Tochter lebte halb als Wittwe mit ihrem Kinde im Hause der Eltern, da ihr Gatte, bald nach der Verheiratung, von unheilbarer Geisteskrankheit befallen, einer Anstalt hatte anvertraut werden müssen. Als ich die damals neunzehnjährige junge Frau zuerst sah, ging sie in halber Trauer, und erschien in der Gesellschaft des Hauses mehr wie ein schweigender Gast, kommend und gehend nach Gutdünken, von Allen geliebt, von Niemand belästigt. Sie hatte nur Sinn für ihr Kind, und man nahm Rücksicht genug, sie frei walten zu lassen. Ihr Anblick hatte für mich etwas tief Rührendes, und ich war innerlich von ihr ergriffen, ehe ich selbst es ahnte. Doch verging einige Zeit, ehe sie mir wenn ich kam, wie ihre Geschwister die Hand zum Gruß reichte. Sie hatte sich in das Unabänderliche gefaßt und begann ein wenig aufzuatmen. Aber uns war nur ein schmerzliches Glück beschieden, ohne jede freudige Aussicht in die Zukunft. Denn weder die Eltern, noch sie selbst, noch ich, hätten uns dazu verstehen mögen, in das ungelöste Verhältniß einzugreifen. So blieb nur Entsagung, welche von allen Teilen bitter getragen wurde, um so drückender, als bei meinen freundschaftlichen Beziehungen zur Familie, ein

entschiedenes Ausbleiben auch nicht recht gethan sein sollte. Da mischten sich allzu dienstfertige Freunde ein, vorwiegend Frauen, welche das Unstatthafte statthaft, das unmöglich Erscheinende möglich machen wollten, durch das Erwecken von Hoffnungen auf beiden Seiten die Qual nur größer machten, und endlich Alles neu aufregten und verwirrten, was für's Erste abgethan schien. Dem wollte ich aus dem Wege gehen, und darum hauptsächlich war mir eine Entfernung von Dresden für jetzt wünschenswert. Ich füge hier gleich hinzu, daß solche, im besten Sinne wohlwollende Vermittelungsversuche, brieflich und mündlich, noch Jahre lang fortgesetzt wurden und die Hoffnungen doch wieder belebten. Als aber endlich der Tod die Hindernisse gelöst zu haben schien, da hatten sich manche Lebensverhältnisse derartig verschoben, daß an eine Vereinigung für uns nicht mehr zu denken war. Wiederum vergingen Jahre, als wir einander unvermutet in einem Konzertsaal in Berlin begegneten, um uns ohne viel Worte zum letztenmal die Hand zu reichen.

In Berlin bezog ich für die nächsten Sommermonate eine der fürchterlichsten Stuben, auf deren Fenstern die Sonne stand, während Thür an Thür die Tochter der Vermieterin von früh bis spät sang und Klavier spielte. Man konnte zur Arbeit, noch dazu für das Producieren eines größeren Werkes, nicht ungünstiger untergebracht sein. Um doch auch etwas von Luft zu genießen und mich für den Tag zu stärken, fand ich mich mit den Freunden (Lübke) Fr. Eggers, R. Lucae, K. von Lützow) schon Morgens um fünf Uhr in Albrechtshof zusammen, einem damals noch außerhalb der Stadt gelegenen Kaffeegarten, wo wir gemeinsam frühstückten. Um acht Uhr saßen wir Alle schon bei der Arbeit, um uns erst spät Abends im Freien wieder zu finden. Es war ein unerhört heißer Arbeitssommer, von Unbehaglichkeiten aller Art erfüllt, aber ich blickte nach seinem Ablauf doch auf ein

gut Stück meines Romans zurück. Im Herbst reiste ich noch einmal nach Dresden, packte meine Siebensachen und machte Abschiedsbesuche. Von der Schule schied ich schon halb wie ein Fremder, denn da waren unter dem häufig wechselnden Lehrerpersonal schon wieder neue Gesichter, welche mich nicht gekannt hatten. Nach Berlin zurückgekehrt, bezog ich mit Lübke und W. Wehrenpfennig eine gemeinsame Wohnung, so angenehm, als man sie in Berlin irgend erwarten konnte. Es war ein abgesondertes kleines Haus im Garten, und zwar in der Bellevuestraße. Im Erdgeschoß hatte ein Bildhauer seine Werkstatt, oben waren vier oder fünf Räume, in welchen drei Junggesellen ihre Arbeitstuben recht wohl einrichten konnten. Hier saßen wir mitten im Grünen, fast schon im Tiergarten. In dieser Wohnung vollendete ich im Laufe des nächsten Winters den Roman „Heinrich Falke“.

Für den ersten Band hatte mir der letzte kleine Ausflug nach Thüringen noch einigen Zuwachs dekorativer Art geliefert. So belustigte es die Freunde, die kürzlich auch von ihnen bewunderte Gemäldesammlung des Gastwirtes David Paff in Dirtharz wieder zu finden. (Andre wollen dieselbe noch nach sechsunddreißig Jahren an Ort und Stelle gesehen haben). Daß ich aber meinen Helden zu einem Maler erwachsen ließ, das verschuldeten meine seitherigen Umgebungen in Dresden, und die ganze Sphäre, darin ich dort Jahre lang gelebt hatte. Julian Schmidt war es, der in wegwerfendem Tone das Buch einen „Künstler-Roman“ nannte. Das wurde von solchen, die selbst nichts zu sagen wußten, sofort nachgesprochen, und zwar mit einem gewissen Achselzucken. Solche Bezeichnungen sind aber sehr thöricht. Mit gleichem Rechte könnte man eine Geschichte, deren Träger ein Jurist, ein Arzt, ein Offizier oder ein Kaufmann wäre, einen Juristenroman, einen medicinischen, militärischen oder merkantilischen Roman nennen. Es steht aber nicht der Künstler, sondern

das Werden des Menschen, seine Entwickelung durch die Verhältnisse, und sein menschliches Handeln im Vordergrunde dieses Romans, und das verstanden diejenigen auch wohl, welche sich ihre Ansichten und Urteile nicht aus den Zeitschriften der Tonangeber zu holen brauchten. Die Mängel des Buches wurden ja auch mir bald deutlich. Wenn man seinen ersten größeren Roman schreibt, freut man sich der Ausführlichkeit und gerät leicht in's Breite. So sind die Jugendjahre des Helden, vorwiegend die Schulgeschichten, zu umständlich erzählt, da ich wohl glauben mochte, daß das, was die Engländer ihren Erzählern (besonders Dickens) gestatten, die Deutschen, einem deutschen Erzähler auch erlauben würden. — Ob der biographische Roman — denn von einem solchen darf man sprechen, da er eine bestimmte Technik beansprucht — überhaupt noch das gleiche Interesse hervorruft, wie ein enger umschlossener Kreislauf von Begebenheiten, ist eine Frage für sich. Die moderne Welt hat die epische Ruhe verloren, und freut sich mehr an einer verwickelten Komposition und schnell sich kreuzenden Ereignissen. Wer die Entwickelung eines Menschen von frühauf erzählt, wird heutzutage im Nachteil sein gegen denjenigen, der den Leser rasch in die Mitte eines bewegten Kreises versetzt.

Brachte mir diese Arbeit einige Enttäuschungen, so kam ich dadurch auch zu der Erfahrung, daß ich nicht geschaffen sei, meine Existenz auf Schriftstellerei zu begründen, daß diese, als Erwerbsmittel betrachtet, zu einem sehr verfehlten Lebensplane führen würde. Ich fühlte einen wahren Widerwillen und Haß gegen das los und ledige Litteratenleben, von welchem ich in Berlin abschreckende Beispiele genug vor Augen hatte, und die Entbehrung des mir liebgewordenen Lehrerberufs lastete sehr auf mir. Daß mir in dieser Richtung jede Aussicht versperrt sei, wußte ich bereits. Ich hatte bald nach meiner Wiederkehr nach Berlin Schritte gethan,

um eine Lehrerstellung zu erlangen. Man verlangte die Ablegung einer Prüfung und ich war bereit, mich derselben zu unterwerfen. Aber ich erhielt unter der Hand von einem Wohlwollenden aus den Regierungskreisen selbst den Rat, mich nicht darauf einzulassen, da es nicht sowohl auf mein Wissen abgesehen sei, sondern vor Allem mich über meine religiösen, oder vielmehr ministeriell kirchlichen Gesinnungen auf's Korn zu nehmen, in welchen ich unter den obwaltenden Verhältnissen die Prüfung zu scheuen hätte. Denn wir lebten in der Zeit der Herrn Räte Wiese und Stiehl, deren „Schulregulative“ jene Tyrannei über den gesamten Lehrerstand ausübten, durch welche unzählige sonst tüchtige Männer unglücklich wurden, oder durch Heuchelei innerlich verdarben. Mit dem Geheimerat Wiese hatte ich gelegentlich später dennoch ein Gespräch, welches er geschickt zu einem Tentamen zu wenden wußte. Er brachte die Rede auf Vilmars Litteraturgeschichte, und von ihm herausgefordert, nahm ich ganz entschieden Stellung, und sprach meinen Widerwillen gegen tendenziöse Unduldsamkeit und Verketzerung offen aus. Herr Wiese aber merkte sich dieses Gespräch, und es kam eine Zeit, da ich erkennen sollte, wie genau er zu beobachten und das „schwarze Buch“ zu führen wußte, für Alle, die jemals in seinen Bereich gekommen, oder in deren Bereich er selbst einmal gelangen konnte. Da es nun mit meiner Schulthätigkeit nichts sein sollte, und eine akademische Laufbahn für Jahre hinaus keine Vorteile versprach, sah ich mich dennoch vorwiegend auf schriftstellerische Thätigkeit angewiesen. Es war eine Notwendigkeit, unter der ich innerlich schwer zu leiden hatte. Denn wenn mich gleich das künstlerische Bedürfniß an dichterische Thätigkeit fesselte, so widerstrebte es meinem Wesen, etwas um des Erwerbes willen zu schreiben. Das Novellistische, was unter solchen Verhältnissen dennoch entstand, mißlang mir auch fast regelmäßig, ich mochte, wenn

ich es einmal begonnen hatte, mich noch so pflichtvoll dabei festhalten. So kann ich auf eine ganze Reihe von Novellen aus dieser Zeit, welche dann in Bände gesammelt erschienen und sich sogar Freunde erwarben, noch heut nicht ohne Widerwillen blicken, da sie mich nur zu sehr an die Zeit da sie entstanden, und die Gründe ihrer Entstehung erinnern. An Erzählungsstoff fehlte es mir freilich niemals, und daß ich zuweilen auch mit ganzer Freude des Gelingens an solchen Arbeiten innerlich beteiligt war, ist doch auch an mehreren derselben ersichtlich.

Ganz und gar aber vermochte ich bei einer solchen Thätigkeit nicht zu verharren. Sollte ich nicht an einer öffentlichen Schule wirken, so war ich bereit, Privatunterricht zu geben. An Beziehungen fehlte es nicht, und so waren es zuerst junge Engländer, welche zu mir kamen, um die deutsche Sprache zu erlernen. An den Verkehr mit ihren Landsleuten und ihre Art und Weise war ich von Dresden her gewöhnt. Es war kein Mangel auch an andern Anerbietungen, ja sogar von Damen, welche Unterweisung im Dichten verlangten, was ich jedoch vorsichtig ablehnte.

In dieser Zeit war es auch, wo Pläne zu litterarhistorischen Arbeiten in mir auftauchten. Ich dachte an ein Buch, welches die schlesischen Dichterkreise behandeln sollte, und deren Abschluß dann Christian Günther bilden mußte. Das Material dazu lieferte die königliche Bibliothek in Berlin ziemlich umfassend. Bald aber fielen die Vorgänger Günthers mehr und mehr aus meinem Plane heraus, und der letzte behielt allein mein Interesse. An die Arbeit des Niederschreibens kam ich jedoch nicht so bald. Dagegen entstanden kleinere Aufsätze, wie „Albrecht Dürer als Schriftsteller“ (den ich in den Räumen des Kupferstichkabinets schrieb, woselbst man mir die vollständige Reihe der Ausgaben Dürerscher

Schriften zur Verfügung stellte) so wie über „Politische und patriotische Lyrik" und Anderes, was in verschiedenen Zeitschriften abgedruckt wurde.

Zehntes Kapitel.

Wenn ich nun weiter aus meinem Leben erzählen, und auf ein wenig Teilnahme an dem Erzählten hoffen soll, so muß ich über eine Reihe von Jahren rascher hinweg gehen. Eine gewisse Eintönigkeit, so im Leben, wie im Schaffen, liegt über dieser Zeit, und wenn ich sie damals nicht so empfand, so würde sie in einer chronologischen Darstellung kaum zu vermeiden sein. Daß auch mein Gemütsleben unter einem Bann und Druck stand, bestätigen die damals entstandenen Dichtungen. Die in jener Zeit herausgegebene zweite Auflage des ersten „Liederbuches" unter dem Titel „Gedichte", zeigt in dem neu Hinzugekommenen viel reflektiertes Wesen, bis zum Didaktischen, welches nicht geeignet war, sich Freunde zu erwerben, und mir später als etwas ganz Fremdes erschien. Ich war an die Grenze der Jugend gelangt, und ging einer Wandlung entgegen, welche unter inneren und äußeren Schwierigkeiten und Hindernissen manche Schwankungen zeigte, und nicht schnell fördern wollte. Ich greife aus diesen Jahren nur einzelne Momente heraus, sofern sie als kleine Erlebnisse gelten können, an welchen sich der Faden weiter spinnen mag, oder auch sofern sie etwas Unterhaltendes bringen.

Im Herbst des Jahres 1858 erhielt ich eine Einladung von der Altenburg nach Weimar. Ich folgte dem Rufe, obgleich ich einen Ausflug nach Rügen im Sinne hatte, der dabei auch nicht zu kurz kommen sollte. Daß ich aber statt einiger Tage ein paar Wochen festgehalten werden sollte, sah

ich nicht voraus. In einem Teile der Altenburg wohnte Franz Liszt, in dem andern die Fürstin Wittgenstein mit ihrer schönen Tochter, der Prinzessin Marie, und ihrem kleinen Hofstaat. Sie lebten wie Eine Familie, und man hatte bereits aufgehört sich darüber zu wundern. Das Haus wurde von Gästen nicht leer, deren manche Monate lang darin Wohnung behielten. Man lebte ungebunden, nur zu den beiden Mahlzeiten, welche um zwölf und um sieben Uhr stattfanden, versammelten sich sämtliche Hausgenossen, sonst hatte, wenn nicht besondere Vereinbarungen getroffen wurden, Jeder die Freiheit zu gehen und zu kommen. Hier wohnte ich kurze Zeit mit dem Maler Wilhelm Kaulbach unter demselben gastlichen Dache, der damals in der Blüte seines Kunstschaffens stand, und ein immer anregender Gesellschafter war. Dann kam Varnhagen von Ense mit seiner Nichte Ludmilla Assing, den ich seit langer Zeit wiedersah, und jetzt erst kennen lernte. Die älteren Bekannten, Preller, Herr von Beaulieu, Genast u. A. wurden auch wieder aufgesucht, und fanden sich auf der Altenburg ein. Es gab viel Anregung, zumal jeden Sonntag Vormittag Musik gemacht wurde, und der Zudrang von reisenden Musikern Abwechselung genug bot. Nun stand ich freilich zu der Musik, welche das Haus recht eigentlich vertrat, in einem wunderlichen Verhältniß. Ich konnte der damals sogenannten „Zukunftsmusik“ keinen rechten Geschmack abgewinnen. Und da ich das niemals verschwiegen hatte, und mir, was meine Ansicht war, immer ohne Scheu auf die Lippen trat, so erhielt ich den Titel eines „enfant terrible“ im Hause, über dessen Urteile man sich entsetzte, sie aber auch wohl mit gutem Humor herausforderte, um sich an solchen Ketzereien lachend zu belustigen. Liszt erklärte, er werde mich für meine „schlechten Witze“ bestrafen, um mich für die Musik besser zu erziehen, und bald erhielt ich wirklich für jede meiner

musikalischen Ungehörigkeiten eine Strafe, ja ich steigerte dieselben, um nur stärker bestraft zu werden. Denn es war eine Strafe, um die Jeder mich beneiden durfte. Liszt spielte mir nämlich, meist unter vier Augen, alle seine „symphonischen Dichtungen“ vor, aber auch Sonaten von Beethoven, und endlich Alles, was ich herbei kramte und zu hören wünschte. So wurden mir Genüsse zu Teil, die nur Derjenige recht zu würdigen versteht, der diesen wahrhaft genialen Künstler gehört und die Bedeutung seiner Persönlichkeit kennen gelernt hat. Ihm eine Bitte abzuschlagen, war recht schwierig. Und er rückte denn auch mit einer solchen hervor. Ich sollte ihm den Text zu einer Zigeuner-Oper machen. Es kam mir nicht eben erwünscht. Die Kantate von der heiligen Elisabeth war noch nicht komponiert, und nun sollte ein Operntext mich in eine Gattung führen, der ich innerlich abhold war, mich als Verbündeten der Zukunftsmusik zeigen, woran mir gar nichts lag. Ich zögerte daher mit meiner Einwilligung, und es wurde mir Bedenkzeit gewährt. Aber freilich nicht lange. Denn noch desselben Tages hatte ich einen Sturm von Seiten der Fürstin zu bestehen, gegen den nur meine dringende Bitte half, mir nicht gleich ein bindendes Versprechen abzufordern. Aber es glaube sich Einer vor Weibertücken sicher! Man wußte schon, wie mir beizukommen war. Nach dem Frühstück rief mich die Prinzessin in den Garten um mich im Federballschlagen zu unterrichten. Die Augen dieser entzückend anmutigen jungen Dame hatten sich mir bereits gefährlicher erwiesen, als meinem Gemüte gut war. Nachdem wir das Spiel eine Weile getrieben, kam sie plötzlich auf die Zigeuner-Oper, wie auf eine abgemachte Sache, und lud mich in ihren Privatsalon ein, den ich bisher noch nicht betreten hatte, um mir Bilder von Zigeunern zu zeigen, und allerlei, was sie über das wilde Volk gesammelt hatte. Auch gab sie mir das von Liszt in französischer Sprache geschriebene

Buch über die Musik der Zigeuner, welches ich vorher lesen müsse. Das letztere wollte ich wohl, aber — sie lachte nur! Trotz meiner Einwendungen, auf die sie gar nichts entgegnete, hielt sie das Thema fest, entfaltete ihre ganze Liebenswürdigkeit, und — was soll ich sagen? — einem solchen Zauber war nicht zu widerstehen. Die Fürstin kam nach einer Weile, erfuhr, daß ich eingewilligt, und ließ sofort Liszt rufen. Und nun mußte ich erfahren, daß dieser in Beratung mit den Damen das ganze Gerüst für die Handlung der Oper bereits fertig gestellt hatte, welches, geschickt genug erdacht, mir eigentlich keine Freiheit für die technische Komposition übrig ließ. Um diese hatte ich nun Schritt für Schritt zu kämpfen, da ich nicht Alles zugeben konnte, und nicht völlig gebunden sein wollte. Endlich vereinbarten wir uns, und ich wiederholte mein Versprechen, wenngleich nicht guten Gewissens noch frohen Herzens.

Wenn ich nun meine Ketzereien gegen die Zukunftsmusik öfter als nötig genug ausgesprochen hatte — ich muß aber hinzufügen, daß ich bis dahin noch nie eine Oper von R. Wagner gesehen und gehört, und überhaupt die neue Richtung nur durch zufällig Gehörtes kannte — so sollte der Augenblick kommen, wo meine Bekehrung unter lautem Gelächter verkündet wurde. Mein Schlafzimmer war neben einem oberen Musiksaal, in welchem Liszt seine Schüler unterrichtete. Eines Abends konnte ich nicht einschlafen, glaubte mit dem Kopfe zu niedrig zu liegen, und holte mir aus dem Saale einen Arm voll Notenhefte, um sie unter das Kopfkissen zu schieben. Morgens vergaß ich, die musikalische Unterlage wieder an ihren Platz zu tragen. Der Diener aber fand die merkwürdige Vorrichtung, und war durchtrieben genug, der Hausherrin davon Mitteilung zu machen. Daß es geschehen, sollte ich erst Abends erfahren. Als die Gesellschaft bei Tische saß, und das Gespräch auf Musik kam, begann die Fürstin, auf mich

hinweisend, von einem rührenden Beispiel zu erzählen, wie ein bisher arger Ketzer sich selbst auf den Weg der Bekehrung zu bringen suche. Denn jede Nacht lege ich mir ganze Stöße von Zukunftsmusikalien unter das Kopfkissen, in der Hoffnung, meine Wandlung dadurch zu beschleunigen. Die Geschichte machte großen Spaß, wurde weiter erzählt, und bald hieß es, ich schliefe nur noch auf Zukunftsmusik. Es hat doch nicht gefruchtet. Denn auch jetzt noch, nach mehr als dreißig Jahren, bin ich, wenn kein entschiedener Gegner geblieben, doch auch kein unbedingter Anhänger dieser Richtung geworden. — Den Operntext brachte ich in der nächsten Zeit zustande, habe aber nicht gehört, daß er komponiert worden wäre. Die Musik zur heiligen Elisabeth kam erst elf Jahre später zu Tage.

Von Weimar aus reiste ich nach der Insel Rügen, wo ich einige Wochen verweilte. In dem Fischerdorfe Saßnitz, wo ich mich unterbrachte, waren damals noch sehr ursprüngliche Zustände. Nur wenige Häuser kannten schon den Luxus von Schornsteinen, der Herdrauch suchte sich durch die Hausthür den Weg in's Freie. Man lebte oft mehrere Tage nur von frischen Heringen, in gekochtem, gebackenem und geräuchertem Zustande. Die Nachricht, daß in dem benachbarten Städtchen Sagard einige Hämmel zur Schlachtbank geführt werden sollten, trieb die gesammte Badegesellschaft auf den Weg dahin, um ein paar Stücke davon zu ergattern. Auch der Semmelfrau pflegte man Morgens entgegen zu gehen, um sich seines Frühstücks zu versichern. Jetzt soll Saßnitz ein Badeort sein der alle Kulturbedürfnisse befriedigt. Die landschaftliche Schönheit und das frische Morgenbad in den Wellen entschädigte damals für Alles. Buchenwälder, weiße Felsen, die See, oft in den leuchtendsten Farbenspielen, erinnerten zuweilen an den Süden. Zwei fröhliche junge Studenten schlossen sich mir an zu Wanderungen durch einen

Teil der Insel. Einer von ihnen, Richard Schröder gelangte früh zu Amt und Ansehn als Professor der Jurisprudenz, und wurde auch litterarisch auf gelehrtem Gebiete bekannt. Wir sahen Stubbenkammer, den wunderbar einsamen Steinstrand von Lohme und Anderes. Ich habe später eine kleine Reiseschilderung dieser Tage niedergeschrieben und im „Morgenblatte“ abdrucken lassen. Auch ein Cyklus von Gedichten „Lieder vom Inselstrande“ verdankt dem Aufenthalt in Rügen die Anregung. Ich füge hier gleich hinzu, daß ich es auch in den nächsten Jahren zu ermöglichen suchte, ein paar Herbstwochen an der Ostsee zu verleben. Nur einmal in Misdroy, wo das, was zur Flucht aus Berlin trieb, die Gesellschaft, sich gar zu laut und aufdringlich machte; lieber in dem stillen Heringsdorf, dessen Name nicht schön ist, dessen Buchenwälder aber, hart am Strande, den köstlichsten Aufenthalt bieten für den, der Wald und See zugleich für seine Erholung sucht.

Die gemeinsame Wohnungseinrichtung in Berlin mit Lübke und Wehrenpfennig hatte kaum ein Jahr Bestand. Der Erste verheiratete sich, in das Leben des Andern trat auch ein Wechsel, und ich mußte mich anderswo einzunisten suchen. Aber nachdem ich noch ein Halbjahr alle Schrecken einer Wohnung erfahren, die zu allem Andern eher als zum Arbeiten eingerichtet war, durchgemacht hatte, fand ich den schönsten Ersatz. In der Victoriastraße, welche einst quer durch uralte Gartenkomplexe gebrochen worden war, gab es noch einige altmodische Häuschen, etwas von der Straße ab im Grünen liegend. Eins davon wurde unsere Beute. Das obere Stockwerk bezog Freund Zöllner, der sich ebenfalls verheiratet hatte, in das untere teilte ich mich mit Friedrich Eggers und dessen jüngstem Bruder Gustav. Es wurde ein allerliebstes Asyl, zugleich mit unsrer Gemeinsamkeit von Vielen beneidet. Da es mich an Hallesche Wohnungsver-

hältnisse erinnerte, taufte ich es als „Neu-Halle“, mit welchem Namen es in unsrem Kreise bald allgemein benannt wurde. In diesem Neu-Halle hatte ich die Freude auch meine Mutter zu empfangen. Verwandtschaftliche Angelegenheiten führten sie nach Berlin. Sie ging noch in Trauerkleidern, war aber dem Humor wieder zugänglich, und wußte alle Freunde zu gewinnen. Daß es besser und wünschenswert wäre, wenn sie sich von Bromberg trennte, um mit den Schwestern und mir zusammen zu wohnen, kam hier schon zur Sprache, doch konnten bestimmte Entschlüsse noch nicht gefaßt werden.

Noch eine Erinnerung, aber trüberer Art, knüpft sich an Neu-Halle. Gustav Eggers, der jüngste von sechs Brüdern, unser Hausgenosse, war ein begabter Musiker, noch in der Ausbildung für seine Kunst begriffen. Doch hatte er schon eine Reihe von Liederkompositionen veröffentlicht, darunter mehrere aus meinen Gedichten, welche viel gesungen wurden. Er war der liebenswürdigste Junge, unbefangen, kindlich, ja er ließ sich fast als Knaben von uns behandeln. Wenn ihm eine Komposition gelungen schien, sprang er auf, kam zu mir herüber — ich hatte mein Arbeitszimmer fern genug von seinem Fortepiano eingerichtet — und ruhte nicht, bis ich ihm folgte, um sein Werk anzuhören, es meist selbst ihm vorzusingen. Dieser hoffnungsvolle Kunstjünger wurde hier von plötzlicher Krankheit ergriffen, und starb in seinen schönsten Jahren, zu unser Aller Betrübniß. Ich widmete ihm einen Nachruf in Versen, der, nebst seinem Bildniß, in einer illustrierten Zeitschrift veröffentlicht wurde.

Schon früher war die Nachricht einer andern drohenden Gefahr zu mir gedrungen. Meine jüngste Schwester lag an einem Nervenfieber darnieder, und die wechselnden Berichte darüber hielten mich in dauernder Besorgniß. Als endlich die Genesung sich langsam eingestellt hatte, reiste ich (Juli 1859) nach Bromberg, wo ich die Mutter und die

Schwestern in einer kleinen Mietwohnung, in der Nähe des einstigen väterlichen Hauses, wiederfand. Es war um der Kranken willen beschlossen worden, einen Landaufenthalt zu nehmen, und der Besuch bei einem Vetter des Vaters, welcher sich in der Nähe von Graudenz angekauft hatte, bereits gemeldet. Da auch mein Bruder, der sich in der Nähe, in dem Städtchen Rheden, als Arzt niedergelassen hatte, dort zu finden war, begleitete ich die Frauen nach Westpreußen, und blieb ein paar Tage im Kreise der Verwandten. Hier kam denn der Plan zur Reise, nach welchem meine Mutter und Schwestern zum Herbst nach Berlin übersiedeln, und mit mir zusammenwohnen sollten. Ich bereitete in den Sommermonaten das Nötige vor, und Anfangs Oktober konnte ich sie in einer schon leidlich eingerichteten Wohnung empfangen.

Mein Leben bekam nun einen neuen Zuschnitt, und da ich die Mißstände einer unsteten Junggesellenwirtschaft übel genug getragen, empfand ich das Glück und die Ordnung des Familienlebens als eine lange entbehrte Wohlthat. Daß ich damit auch ernste Pflichten übernahm, hatte ich mir längst klar gemacht, und hoffte denselben gerecht zu werden. Aber ich mußte mir auch sagen, daß diese Fassung des Lebens und dieser Hausstand für mich endgültig waren, daß ich nicht mehr an mich selbst, und, wie die Verhältnisse einmal lagen, nicht mehr an die Begründung eines anderen eignen Herdes denken durfte. Ich war eigentlich zu jung zu einer solchen Resignation, doch wurde ich mir geraume Zeit ihrer gar nicht bewußt. Freilich verschweige ich nicht, daß sie mir im Laufe der Jahre denn doch zum Bewußtsein kam, und daß ich, im Gemüte lebhafter ergriffen, Rückfälle von meinen Vorsätzen erlitt, und im Stillen bittere Erfahrungen machte.

Wer Selbstbekenntnisse thut, darf sich auch nicht scheuen, zu sagen, was ihn demütigte. Man lacht einen unverhei-

rateten älteren Mann aus, oder hält ihn für einen Heuchler, wenn er behauptet, er habe keine Frau bekommen können. Denn es ist ja wohl anzunehmen, daß, wer sich durchaus verheiraten will, auch wohl eine Frau finden wird. Bei mir lag es anders, und eigentlich stand es mir gar nicht mehr frei, an mich selbst zu denken. Aber es zeigte sich mir später doch ein paarmal eine Aussicht, die äußeren Verhältnisse zu überwinden, oder ich hoffte es doch, da das Herz gern an eine Möglichkeit der Erfüllung glaubt. Ueber mir aber waltete der Unstern, daß das Gemüt sich gerade dahin wendete, wo es ahnungslos auf unwendbare Hindernisse traf, oder daß, wo es die gleiche Ergriffenheit erwartet hatte, es nur kühle Ablehnung fand. Wer Erfahrungen macht, wie die letzte, pflegt sich ihrer nicht zu rühmen. Ich aber verschweige sie nicht, denn sie haben mich zur Einkehr in mich selbst geführt, haben mich zu der Ueberzeugung gebracht, daß es mir nicht beschieden sei, ein Allen oder den Meisten gewährtes Glück des Daseins zu empfangen, sie haben endlich meinem Leben eine Fassung gegeben, unter der ich mich anders beurteilen lassen mußte, als ich war. Und dennoch brachte das Leben mir die Ueberzeugung, daß es so am besten für mich war, wie es gekommen, und ich hatte in späten Jahren, durch das Zusammenleben mit meiner jüngsten Schwester noch ein äußeres und inneres Genügen, ja das Gefühl, daß, im Vergleich mit vielen Anderen, mein häusliches Leben beneidenswert sei.

Ich habe mit diesem Bekenntniß der Erzählung weit vorgegriffen. In jener ersten Zeit des nun geschaffenen Hausstandes mit Mutter und Schwestern war ich sehr zufrieden, und konnte die Dauer unserer Gemeinschaft nur wünschen. Gearbeitet wurde fleißig. Die Biographie Christian Günthers kam zum Abschluß. An Einfällen für Novellistisches fehlte es mir nicht. Und da ich keine anständige Erwerbs-

quelle verschmähen durfte, gab ich auch jetzt, und noch über manches Jahr hinaus, Unterrichtsstunden, wo sie sich boten.

Es bildete sich nun eine geistig überaus angeregte Geselligkeit, in welche die Meinigen gleich nach ihrer Ankunft in Berlin freundschaftlich aufgenommen worden waren. Lübke, der mit seiner Frau aus Italien zurückgekehrt, Fontane und Zöllner mit ihren Frauen, dazu Friedrich Eggers, Richard Lucae und wir, bildeten bald gleichsam eine einzige Familie. Bald trat auch August von Heyden dazu, der mit Frau und Kindern aus Schlesien nach Berlin übergesiedelt war. Bisher Bergmann, hatte er sich der Malerei zugewendet, und lebte mit unverdrossenem Fleiße der Kunst, deren ganze Schule noch spät durchzumachen er sich nicht scheute. Doch war ein Gemälde von ihm, eine heilige Barbara, für eine Bergmannskapelle, bereits mit einem Preis ausgezeichnet worden. Selten wird man eine so freundschaftlich verbundene und geistig gehobene Geselligkeit finden, wie wir sie damals hatten. Unsere kleinen Feste konnten sich, bei aller Bescheidenheit der Ausstattung, oft eines künstlerischen und poetischen Humors rühmen, der in seiner Art einzig dasteht. Und da wir sechs „Brüder" des Versemachens kundig waren, verging kein Geburtstag, kein Weihnachtsfest, oder sonstiges Beisammensein, das nicht durch Gereimtes in allen Stilen und Manieren geschmückt worden wäre. Zahllose Gelegenheitsgedichte wurden auch von mir für diesen Kreis verfaßt. Ein paar davon habe ich in eine spätere Sammlung meiner Gedichte aufgenommen. Wenn nun aber solche Feste, bei unseren bescheidenen Mitteln, überdies bei den großen Entfernungen der Stadt, nicht zu häufig gefeiert werden konnten, so wurde doch die viel größere Entfernung von anderen Leuten nicht gescheut, um uns häufig das Haus zu einem sehr unruhigen Aufenthalt zu machen. Meine Mutter hatte, abgesehen von einigen Verwandten, noch manche Jugendbe-

ziehungen in Berlin. Ließ sie dieselben anfangs auf sich beruhen, so wurde sie von den Leuten selbst aufgesucht. Dazu kamen eine Menge Anderer aus den Ostseeprovinzen, die sich in Berlin niedergelassen hatten, um ein angenehmes Leben zu führen; oft ganz flüchtige Bekanntschaften, die aber, um der Anknüpfung willen bei uns vorsprachen, darunter manche, die in Erinnerung an die einstige Gastlichkeit meines väterlichen Hauses, ältere Vorteile nochmals wahrzunehmen wünschten. Dazu traf endlich, und zwar schon im ersten Sommer, der große Reisezug von Osten nach Westen, gleichsam in Karawanen bei uns ein. Meist waren es mir ganz unbekannte ältere Herren und Damen, die nichts zu versäumen, daher immer Zeit hatten, und die gleiche Zeit beanspruchten, da sie die Erkenntniß der Bedeutung und Schätzung von Zeit und Arbeit verloren hatten. Anfangs freute sich meine Mutter dieser Besuche, da ihr das Empfangen vieler Menschen durch die Gewohnheit zum Bedürfniß geworden war, nach und nach aber mußte sie auch die Last empfinden. Allein auch nachdem sie erkannt hatte, welche Belästigung für mich daraus entstand, welche Behinderung der täglichen Arbeit, konnte sie dem Strome, den sie gar zu willkommen geheißen, nicht mehr steuern. War es auch nicht meine Person, der die Besuche galten, und durfte ich mich somit ihrer Gegenwart zuweilen entziehen, so erwuchs mir in einer immerhin engen Häuslichkeit dennoch eine nicht geringe Beeinträchtigung, gegen welche nicht anzukämpfen war, da alle die guten Menschen doch nicht abgewiesen werden sollten. Wenigstens die Einrichtung konnte in den nächsten Jahren getroffen werden, daß die Mutter mit den Schwestern auf einige Sommermonate zu Verwandten oder Freunden auf das Land reisten. Währenddem blieb ich mit meiner Sommerarbeit allein, drehte die Thürklingel ab, und ließ die Flut der Gäste von der verschlossenen Pforte abprallen, wie ich es in Dresden gethan

hatte. Im Spätherbst rüstete ich mich dann zur Erholung auf ein paar Wochen an die Ostsee. —

Ich hatte mein Buch über Christian Günther einem Altmeister der deutschen Litteraturgeschichte, August Koberstein, gewidmet, dem ich, ohne ihn schon persönlich zu kennen, meine Verehrung bezeugen wollte. Er nahm die Widmung und das Buch freundlich an, und es wurden ein paar Briefe gewechselt, in deren einem er mich nach Schulpforta einlud. Ich hatte mich an einer neuen, diesmal größeren Aufgabe (von welcher gleich die Rede sein soll) müde gearbeitet, und wollte einige Tage in Thüringen Luft schöpfen, wobei ich dann den Besuch bei ihm zu verbinden hoffte. Von Kösen aus ging ich zu Fuß auf der Jahrhunderte alten Schulstraße nach der weither sichtbaren Klosterburg an den Bergen. Das Saalthal ist hier sehr anmutig, die Wanderung wurde zum Genuß. Der alte Herr empfing mich sehr freundlich. Seit einigen Jahren Wittwer, fühlte er sich in der geräumigen Wohnung vereinsamt, zumal die Tochter an einen Arzt in Kösen verheiratet war, der Sohn auch bereits selbständige Wege ging, da er sich dem Theater gewidmet hatte. Für diesmal aber war Karl Koberstein bei dem Vater zu Besuch. Ich war dem noch sehr jungen Manne schon einmal in Weimar, bei der Aufführung des „Jakob von Artevelde“ begegnet. Von meiner nur vorübergehenden Einkehr in Schulpforta sollte nun aber nicht die Rede sein. Die Einladung zu Tische war nicht abzulehnen. Als ich mich empfehlen wollte, erblickte ich meinen Koffer, den man aus Kösen hatte holen lassen, um mich festzuhalten. So blieb ich die ganze Woche, die ich mir für meinen Ausflug gesetzt hatte, in Schulpforta. Sohn und Tochter wollten es mir nicht genug danken, daß ich dem alten Herrn einige Anregung gebracht. In der Zeit schien es ihm eine Freude zu sein, von früh bis spät über litteraturhistorische Dinge

sprechen zu können, was ihm in seiner Einsamkeit sonst nicht leicht vorkam. Und da er aus meinen Fragen erkannte, daß ich mich genügend umgethan, so wurde er sehr ausgiebig und mitteilsam. Manche Stunde verbrachten wir in seiner Bibliothek, welche nicht gar umfangreich aber ausgezeichnet war, und seine Augen wurden weit, wenn ich nach einem seltenen, nie gesehenen, aber längst ersehnten Buche griff, etwa einer Originalausgabe, an welcher mein bereits geweckter antiquarischer Sinn sich weidete. Daran knüpften sich stundenlange Gespräche, aus welchen ich viel lernen konnte, die aber, wenn sie sich über Gebühr ausdehnten, von Karl gekreuzt wurden, indem er uns zum Spaziergehn abrief. Auch dabei war der alte Herr noch sehr wacker auf den Beinen. Wenn in Kösen, oder auf dem Wege nach Naumburg Einkehr gehalten wurde, lernte ich durch ihn auch andre Personen kennen, die sich für den Sommer in dem schönen Thale niedergelassen hatten. So den pensionierten General Heister, welcher mit einem Werke über den, vorwiegend durch Goethe allgemeiner bekannten Beireis beschäftigt war, und die beiden unzertrennlichen Schriftstellerinnen Claire von Glümer und Auguste Scheibe, welche sich als recht wackre Damen darstellten. Koberstein hatte seine Jugend unter den Anregungen der romantischen Schule verlebt, und mochte seine Vorliebe für die Dichter dieser Richtung nicht verleugnen, am wenigsten wenn er in das Erzählen seiner eigenen Beziehungen zu ihnen kam. Die höchste Verehrung genoß bei ihm Tieck, den er am längsten gekannt, und an dessen Komödien, über die wir Jüngeren längst hinaus zu sein glaubten, er sich noch begeistern konnte. „Zerbino“, der „gestiefelte Kater“ und „die verkehrte Welt“ waren ihm Wort für Wort geläufig, machten ihm solchen Spaß, daß er beim Spazierengehen gern daraus deklamirte, und eigentlich nur durch sein ungeheures Beifallslachen auch uns zum Gelächter

brachte. Ich hatte schon von seiner Kunst des Vorlesens gehört, die er seinem Meister Tieck abgelauscht haben sollte. Er wollte auf meine Bitte, mir etwas zum Besten zu geben, nicht eingehen, wollte dergleichen seit vielen Jahren aufgegeben haben, da er Zähne und Organ verloren. Als ich aber an einem regnerischen Abend mit ihm allein war, zog er Tiecks „gestiefelten Kater" herbei, und las ihn mir ohne abzusetzen vor. Daß Tieck sein Werk so, und zwar täuschend ebenso zu lesen pflegte, hatte ich öfter sagen hören, und so waren mir diese Stunden interessant genug. Die Ausdehnung der Posse, das vielfach Alberne, Triviale, steht freilich in keinem Verhältniß zu dem Humor und Geist des Inhalts. Und da der Vorleser viel zu hingerissen war, um etwas zu übergehen und den Zuhörern kein Wort schenkte, so konnte ich, wenn mir die Geschichte zu lang und abgeschmackt wurde, immer noch psychologische Studien machen, übrigens auch Einiges lernen. Unvergessen bleibt mir diese Vorlesung, an welche sich noch ein Gespräch weit über Mitternacht knüpfte. Denn ich sah einen der letzten Anhänger einer abgestorbenen Dichtungsepoche in seiner ganzen Kenntniß derselben, zugleich in seiner Begeisterung für dieselbe, sich noch einmal in seinem Elemente bewegen. Daß ich es ihm darin nicht gleichthun konnte, war ihm, obgleich ich mich meist auf das Zuhören beschränkte, nicht entgangen. Und um mir zu beweisen, daß er die romantische Schule in seiner Kritik und historischen Darstellung nicht überschätze, las er mir aus dem Manuskripte des dritten Bandes der vierten Auflage seines großen Werkes, an welcher er damals arbeitete, die betreffende Charakteristik vor. Ich fand, daß darin weniger geurteilt, also auch nicht überschätzt, als vielmehr in der ihm eigenen ruhigen Abwägung das Eigenartige umfassende der Richtung dargelegt wurde. So viel aber stand doch fest, daß mit Tieck die deutsche Litteratur für ihn zu Ende war, allenfalls

ließ er Immermann noch gelten. Von Neueren aber las er nichts mehr. So auch sprach er aus, daß er von mir, außer dem Leben Günthers, nichts kenne. Er wolle das Jüngeren überlassen. — Ich durchwanderte mit ihm auch die Räume der alten Schulkolonie, lernte ihre Einrichtungen und alten Gebräuche kennen, sah die Jugend bei der gemeinsamen Mahlzeit und bei den Spielen auf dem Hofe. Manches erinnerte mich an meine Dresdener Anstalt, und nicht ohne Wehmut kam mir beim Abschied zum Bewußtsein, daß ich von einem Beruf abgeschnitten, dem ich noch einmal gern angehört hätte. —

Die Arbeit, in welcher ich mich in Berlin unterbrochen hatte um nach Thüringen zu reisen — von der mit Koberstein zu sprechen ich mich aber nicht entschließen konnte — bestand in dem Versuch einer Geschichte der deutschen Litteratur. Einige Kapitel davon waren bereits geschrieben. Die Anregung dazu war von unerwarteter Seite gekommen. Im Herbst des vergangenen Jahres hatte ich die Bekanntschaft des Schulrat Looff aus Gotha gemacht, der sich zum Besuch in Berlin aufhielt. Gleich bei der ersten Unterhaltung schlug er mir vor, ein Schulbuch über deutsche Litteratur zu schreiben, etwa in der Fassung des Vilmarschen Werkes, selbstverständlich ohne dessen Tendenz, und dazu in mäßigerem Umfange. Der Plan hatte mir bisher fern gelegen, und schien mir zu weitgedehnt. Er aber ließ nicht nach, kam bei jeder Begegnung darauf zurück, und verlangte bei der Abreise ein förmliches Versprechen. Konnte ich es ihm nicht so unbedingt geben, so wurde jetzt an seiner statt Freund Lübke (durch den ich mit Looff bekannt geworden) der Mahner und Treiber, und so beschäftigte mich der Gedanke den ganzen Winter über. Ich war bei den Vorbereitungen, ehe ich mich dessen versah, und zu Anfang des März faßte ich den Entschluß, versuchsweise einen Anfang zu machen. Ich teilte den Freunden

die ersten Kapitel mit. Freilich war ich bei der Arbeit schon inne geworden, daß die Fassung dieser Anfänge sich von einem Schulbuche doch eigentlich entfernten. Aber das Geschriebene fand Billigung, und man trieb zur Fortsetzung. Noch mehr, ich fand einen Verleger, noch ehe ich ihn gesucht hatte, und zwar in L. Ebner aus Stuttgart, der in Berlin zum Besuch, Zutrauen genug hatte, über das erst begonnene Werk mit mir zu verhandeln. Aber ein rasches Arbeiten giebt es bei einem solchen Plane nicht, wenigstens bei mir nicht, und überdies war dafür gesorgt, daß es nur mit Unterbrechungen gefördert werden sollte. Denn es trat gleich nach meiner Rückkehr aus Schulpforta eine Erwägung anderer Art an mich heran, die, nicht mehr ganz neu, mir jetzt dringender gemacht wurde.

Der Herausgeber der „Preußischen Zeitung“, Dr. Lorentzen, hatte Berichte von mir gewünscht über die Aufführungen in den verschiedenen Theatern Berlins, worauf einzugehen ich jedoch keine Lust fühlte. Jetzt wiederholte er seinen Antrag in noch umfassenderer Weise, indem er mich zugleich zur Redaktion des Feuilletons der Zeitung zu überreden suchte. Was endlich den Ausschlag gab, war die Zusicherung eines bestimmten Gehaltes von vierhundert Thalern — ich hatte die Augen meiner Mutter zustimmend aufleuchten sehen bei dieser Mitteilung! — eines Gehaltes, welches in meiner damaligen Lage verlockend war. So ging ich auf eine Thätigkeit ein, über deren Reize ich mir keine Illusion machte, die mir aber ein Unbehagen bringen sollte, größer als ich mir vorgestellt hatte. Denn was Andern leicht von den Händen ging, und auch wohl mit etwas Leichtfertigkeit angegriffen wurde, nahm ich mit ganzem Ernst und machte mir mehr Mühe damit, als ich bei meinen sonstigen Arbeiten aufzuwenden brauchte. Ich war Neuling auf journalistischem Gebiet, und wußte, daß man mir sehr, auch von

anderen Zeitungen her, auf die Finger sehen würde, daher ich mich zusammen zu nehmen hatte.

Berlin besaß damals noch nicht so viele Theater wie heutzutage, und um einige derselben kümmerte ich mich nicht. Die Oper fiel nicht in den Bereich meiner Berichte. Es waren die Aufführungen im königlichen Schauspielhause, im Friedrich-Wilhelmstädtischen, im Wallnertheater, und gelegentlich im Victoriatheater, über welche ich meine Ansichten und Beobachtungen aussprach. Diese vier aber genügten, mich das ganze Jahr über fast jeden Abend in den Sperrsitz zu zwingen, mich das Beste und das Nichtsnutzigste Durcheinander sehen zu lassen, um mir am andern Morgen das unliebsame Geschäft zu bringen, mein Urteil in der Eile schriftlich abzufassen. Das wollte nun anfangs nicht so schnell gehen, und man mußte mir Boten schicken, um das Manuskript rechtzeitig zu erhalten. Es giebt aber kein gräulicheres Arbeiten, als wenn man den Druckerjungen bereits an der Thür weiß, dessen Ungeduld mit der des Schreibenden wetteifert. Nur langsam gewann ich die Fähigkeit, mich rasch und knapp zu fassen, büßte aber dafür den Schlaf ein, da ich fast die ganze Nacht über die Fassung der Morgenarbeit grübelte, überdies der Aerger über vieles Alberne, besonders in den Berliner Lokalpossen, ganz besonders aber das beglückte Publikum darin, mich aufregte und nicht zur Ruhe kommen ließ. Dazu geriet ich gleich anfangs in Konflikte mit dem Redakteur, dem ich viel zu ernst und streng zu Werke ging, da er ein größeres Geltenlassen, besonders im Wallnertheater, wünschte. Auch gegen die Intendanz der königlichen Schauspiele verlangte er mehr Rücksicht. Allein ich gab nicht nach, und machte meine Stellung von meiner Wahrheitsliebe abhängig. Anders jedoch, als der Herausgeber der Zeitung, dachte Herr von Hülsen, der General-Intendant des Hoftheaters. Aufmerksam auf den neuen Beobachter (der zuweilen Vergleiche

mit den Vorstellungen und Einrichtungen der Dresdener Bühne anstellte) ließ er mir ab und zu die Gründe für diese und jene Mängel zu wissen thun, was bisher nicht üblich gewesen, erwies mir sogar manche Höflichkeiten, und setzte sich zu mir in ein Verhältniß der Aufrichtigkeit und des Wohlwollens, das mir noch nach vielen Jahren zu Gute kommen sollte. — Mochte es nun noch angehn, über neue Bühnenerscheinungen zu berichten, so wurde es mir im Theater um so lästiger, bei Gastspielen über Persönlichkeiten in immer demselben älteren Stücke zu berichten. Und grade im Schauspielhause war damals des Gastspielens gar kein Ende, da eine ganze Reihe von Künstlerinnen sich um die Stellung der ersten Heldin bewarb. So habe ich die Jungfrau von Orleans in jener Zeit nicht weniger als siebenmal ansehen und in ihrer Darstellerin beurteilen müssen! Es wurde mir für lange eine Unmöglichkeit, Johanna auf der Bühne wiederkehren zu sehen, und noch heute, nach mehr als dreißig Jahren, kann ich dieser Vorstellung nicht ohne eine gewisse Beängstigung beiwohnen. — Bei diesen täglichen Theatergängen erneuerte ich die Bekanntschaft mit Eduard Tempeltey, der für eine andere Zeitung, über die Vorstellungen berichtete. Er war der Einzige unter den Vielen unseres Zeichens, mit dem ich in eine nähere Beziehung kam. Ich hätte ihn beneiden können, um das Vergnügen, das der viel Jüngere daran empfand, diese Thätigkeit einmal als Sport zu betreiben. — So lästig mir dieses Tagewerk war, so wollte ich doch ein Jahr lang ausharren. Und als dasselbe sich dem Ende zuneigte, kündigte ich meinen Vertrag. Inzwischen aber dämmerte eine neue Richtung im Staatsleben heran, welche man mit Spannung verfolgte. Der Prinz von Preußen hatte für den kranken König die Regentschaft übernommen. Das liberalere Ministerium Hohenzollern gab freudige Aussichten in die Zukunft. Die sogenannte „neue Aera“ war

gekommen. Aus der bisherigen „Preußischen Zeitung“ wurde ein ministerielles Blatt geschaffen, die „Sternzeitung“, im Gegensatz zu der „Neuen preußischen (Kreuz-)Zeitung“. Man hatte einen Staatsbeamten, den Appellationsgerichtsrat Johow aus Posen, zum Redakteur berufen. Dieser wollte nun von meinem Rücktritt nichts wissen, versprach mir manche Erleichterung, einen Adjutanten für die Theater, einige Monate Urlaub, sogar noch besondere Vorteile, wenn ich mich zur „Mitredaktion bequemte. Eine Zuschrift aus dem Ministerium selbst versicherte mich alles dessen, und so ließ ich mich noch einmal ködern. Am ersten Oktober begann die neue, oder vielmehr alte Thätigkeit. Aber schon nach vier Wochen legte Johow die Redaktion nieder. Nun hielt auch mich nichts mehr, und mit dem ersten November war ich frei von diesen Banden. — Ich bewahre noch ein Konvolut fast sämmtlicher Feuilletons aus jener Zeit mit meinen Aufsätzen. Ich habe sie niemals wieder gelesen, denn der bloße Anblick versetzt mich in ein nie überwundenes Unbehagen, da er mich an eine Zeit erinnert, in welcher ich meine Kräfte, meine ganze Natur, in eine Sphäre zu zwingen suchte, zu der ich mich im äußersten Gegensatz befand. — Und doch hatte ich in diesen fünfzehn Monaten mancherlei lernen können: Menschen zu beobachten (wenn auch selten zu ihrem und meinem Vorteil) und in dem Getriebe des journalistischen Lebens und Treibens auch noch andere Erfahrungen zu machen. Der ununterbrochene Besuch des Theaters belehrte mich über viele Erfordernisse der Bühne, und regte endlich den Drang nach eignem dramatischen Schaffen wieder an.

Ich war nun frei und konnte mich ganz der Arbeit an meiner Litteraturgeschichte hingeben, welche bisher so gut wie liegen geblieben war. Doch wies ich Unterrichtsstunden, die man von mir begehrte, auch nicht zurück. Meist waren es Gruppen von Frauen, welchen ich Vorträge über deutsche,

auch wohl allgemeine Litteratur hielt. Ich lehnte nur so viel ab, als meine Zeit für die Hauptarbeit beschränkt haben würde. Und da ich für ein Hauswesen mit aufzukommen hatte, mußte ich meinen Stolz häufig in die Tasche stecken. Doch war mir diese Thätigkeit immer noch erträglicher, als die journalistische. Auch haben wir dabei niemals gedarbt, bei immerhin knapper Einrichtung, zumal neue Auflagen meiner älteren Dichtungen manche fröhliche Ueberraschung brachten.

Wir hatten acht Jahre lang eine sehr angenehme Wohnung in der Linkstraße. Mein Zimmer lag nach dem Garten, der uns zur Verfügung stand. Vor meinen Fenstern hatte ich einen Nußbaum, dessen Zweige mir geradezu hereinwuchsen, und dessen Früchte mir bei jedem Windzuge an die Scheiben trommelten. Meine Schwester brauchte nur zuzugreifen um für die Einmachegläser Ernte zu halten. Die Linkstraße gehörte damals zu dem eigentlichen Professoren- und Gelehrtenviertel. Uns gegenüber wohnte der Altertumsforscher Böckh und sein Schwiegersohn Gneist. Einige Häuser weiter von uns die Brüder Jakob und Wilhelm Grimm. Auf der andern Seite der Mathematiker Weierstraß, Köpke Vater und Sohn, und Ernst Curtius, der bald darauf nach Göttingen berufen wurde. Im Eckhause nach dem Kanal zu schrieb Frau Clara Mundt, unter dem Namen Louise Mühlbach, unermüdlich ihre umfangreichen Hof- und Intriguenromane. Diesen Persönlichkeiten näher zu treten, war mir freilich nicht vergönnt.

Eine gewisse Vereinsamung war in der nächsten Zeit meiner Arbeit günstig. Lübke hatte einen Ruf an das Eidgenössische Polytechnikum in Zürich angenommen, und verließ Berlin. August von Heyden ging nach Paris, um in der Malerei eine Schule durchzumachen. Zöllner wurde auf einige Jahre nach Potsdam versetzt. Von den zurückbleibenden Freunden stand mir Friedrich Eggers am nächsten, mit

dem in dieser Zeit, und zwar auf beiden Seiten, des Ernsten und Ergreifenden viel durchzuberaten war. — Das häusliche Leben mit der Mutter und den Schwestern ging seinen ruhigen Gang, wenig berührt von dem um uns brausenden Leben der großen Stadt. Obgleich mit allen meinen Geschwistern gleich befreundet und herzlich verbunden, entwickelte sich doch ein besonderes Einverständniß mit meiner jüngsten Schwester Antoinette, genannt Toni. Bis zu ihrer Uebersiedelung nach Berlin hatte ich sie, bei meiner langen Entfernung von der Familie, kaum gekannt. Sie war dem Kindesalter nur eben entwachsen, als unser Zusammenleben begann. Der bedeutende Unterschied unserer Lebensjahre begünstigte aber jetzt ein engeres Verhältniß eher, als daß er ihm entgegen getreten wäre. Sie war noch zu erziehen, regsamen Geistes, sehr gelehrig, dabei eine einfache, im besten Sinne ächt weibliche Natur. Das junge Mädchen wurde mir unentbehrlich, zumal wir in unseren Neigungen und geistigen Bedürfnissen übereinstimmten, oder sie sich in die meinigen einlebte. Meine Mutter hatte auf den Besuch größerer Gesellschaften verzichtet, wenngleich sie es liebte, Besuche bei sich zu empfangen; die ältere Schwester Emilie war häufig entfernt, da sie in den weiteren Kreisen der Verwandtschaft überall hingerufen wurde, wo es häusliche, oder die Hülfe der barmherzigen Schwester auszuüben galt. Einem jungen Mädchen ist aber nicht völlig vorzuenthalten, was die Jugend freut, und so ließ ich es mich nicht verdrießen, auch wohl einmal den „Ballvater“ für die Jüngste zu spielen, und meine Stunden durchzugähnen. Anregender aber auch für uns Aeltere wurde die Geselligkeit, welche sich in dieser Zeit für die Jugend entfaltete. Ein Bruder von Friedrich Eggers war nach Berlin gezogen, und sein Haus gestaltete sich zum Mittelpunkte eines bewegten Verkehrs. Karl Eggers, genannt „der Senator“ nach dem Titel seines Amtes in Mecklenburg, welches er

niedergelegt hatte, war erfinderisch, die Geselligkeit für die Jugend zu verschönern. In günstigen Verhältnissen lebend, hatte er seine Räume mit künstlerischem Sinn ausgestattet und behaglich gemacht. Zuerst fanden alle mecklenburgischen Studenten bei ihm ein Asyl, dann jeder Andre, der ihm empfohlen wurde, oder sich selbst empfahl, dazu junge Maler, Bildhauer und Musiker. Man fing an Geburtstage durch Aufführungen zu feiern, und da deren sehr viele waren, wurden mehrere auf einen Tag verlegt, und als „Zwillings=“ und „Drillingsgeburtstage“ begangen. Theatervorstellungen gab es über den ganzen Winter, daneben am Klavier musikalische (z. B. Doctor und Apotheker von Dittersdorf) Chöre mit untergelegtem Text auf den oder die Gefeierten. Der Senator war unerschöpflich in dergleichen, so wie in heitren Toasten und Reden, wobei sich Mancher auch wohl etwas gefallen lassen mußte. Da nun eine Menge frischer Stimmen beisammen war, ruhte man nicht, bis auch mein altes Hallesches Singspiel „Die kranke Kuh“ zu sonderlichem Ergötzen in Scene ging. Von solchen kleinen Festen mochte sich meine Mutter doch nicht ausschließen, um dabei als allgemeine „Großmama“ begrüßt zu werden. Wir verstiegen uns sogar einmal zu einer halböffentlichen Aufführung zum Besten der Armen, bei der ein fünfaktiges Lustspiel, „Das Haus des Gelehrten“ von W. von Merckel, in dem dafür gemieteten Saale des „Englischen Hauses“ gegeben wurde. Dazu aber mußten wir Aelteren auch heran. Fontane und seine Frau, Zöllner, Friedrich Eggers, August von Heyden, Bernhard von Lepel, meine beiden Schwestern und ich, hatten in dem personenreichen Stücke mitzuwirken. Mit dieser Aufführung wurde der Geburtstag des Verfassers gefeiert, sehr zu seiner Freude, da er noch keine seiner dramatischen Arbeiten auf der Bühne gesehen hatte. Wilhelm von Merckel, damals Kammergerichtsrat in Berlin, durch eine umfassende stille Wohlthätig=

keit ein Helfer, durch seine reine Gesinnung und Umsicht ein Vertrauter und Berater eines großen Kreises, dazu einer der geistreichsten Männer, war weder Schriftsteller, noch wollte er es so recht sein, obgleich er mancherlei schrieb und auch gelegentlich für Zeitschriften hergab, wenn es begehrt wurde. Von seinen Novellen erschien die Satire „Der Frack des Herrn von Chergal“ in dem von Fr. Eggers herausgegebenen Jahrbuche „Argo“. Seine Dramen ließ er auf eigne Kosten drucken, und verteilte sie unter Freunde und Bekannte. Dramatisches Leben ist nicht darin, aber viel gute Laune. Satire ist ihr Hauptzug. Merckel starb schon ein halbes Jahr nach der Genugthuung, die er durch unsre Aufführung seines Stückes wirklich empfunden hatte. Eine Sammlung seiner Novellen und Skizzen gab bald nach seinem Tode Theodor Fontane heraus, unter dem Titel „Kleine Studien“.

An diese Aufführung durch Dilettanten reihte sich, ein Jahr darauf, eine für mich gefährlichere auf dem öffentlichen Theater. Ich hatte, nachdem ich die Last der Zeitungsredaktion und des Berichterstattens abgeworfen, dem Drange nicht widerstehen können, selbst ein Stück zu verfassen, und in wenigen Wochen ein Lustspiel, „Das Haus Eberhard“ geschrieben. Es wurde von der General-Intendantur der königl. Schauspiele ohne Bedenken zur Darstellung angenommen. Da ich aber die Empfindung hatte, daß eine solche Arbeit, während der wichtigeren an meiner Litteraturgeschichte, nur Contrebande sei, hüllte ich mich in Geheimniß, so sehr, daß weder die Freunde, daß nicht einmal meine Mutter — denn sie würde in ihrer Beängstigung dasselbe nicht bewahrt haben — davon erfuhren. Nur die Schwestern mußte ich aus einigen Gründen ins Vertrauen ziehn. Ich versteckte mich hinter dem Namen Ernst Fürbringer, indem ich ihn symbolisch faßte. Herr von Hülsen versprach, ihn zu respektiren, solange das Geheimniß überhaupt aufrecht zu erhalten sei,

fügte aber hinzu, daß er es für besser hielte, wenn ich mit meinem eignen Namen aufträte. Ich aber glaubte allerlei Ursachen zu haben, fürs Erste verborgen zu bleiben. Um mich nicht zu zerstreuen, kümmerte ich mich um nichts weiter, fragte nicht einmal, wann die Proben angesetzt wären — obgleich mich dieser Selbstzwang hart genug ankam — und so saß ich am Abend der ersten Aufführung mit den Schwestern im Sperrsitz, wie jeder andre Zuschauer, und harrte der Entwicklung. Das Haus Eberhard wurde gut gespielt, belustigte, und das Publikum zeigte seine Befriedigung. Ich aber konnte mir nicht versagen, während einer Pause einmal das Foyer zu besuchen, wo die Berichterstatter der verschiedenen Zeitungen sich zu besprechen pflegten. Ich kannte sie alle, die anständigen wie die böswilligen, und durfte unbehelligt zuhören. Und da auf mich auch nicht der leiseste Verdacht der Verfasserschaft fiel, erlebte ich draußen eine Komödie, welche an Humor die auf der Bühne gespielte übertraf. Das Stück selbst wollte man nicht grade schelten, Einigen gefiel es sogar, und doch war man aufgebracht. Denn daß der Name Ernst Fürbringer nur eine Maske sei, hatte man bereits gewittert, wenn nicht erfahren. Ich aber erfuhr jetzt erst, daß es in Berlin einen Schulrat Fürbringer gebe, der auf das Stück hin bereits angeredet worden sei. Es wurde hin und hergeraten, es tauchten immer neue Vermutungen auf. Plötzlich schoß ein Herr durch die Gruppen mit einer Sensationsnachricht. Der Verfasser sei — er nannte den Namen eines bei Hofe sehr angesehenen Mannes, der sich aber gar keiner Popularität erfreute. Nur auf hohen Befehl sei das Stück auf die Bühne gelangt. Das leuchtete sofort ein, wurde geglaubt, und damit war das Schicksal des Stückes bei der Kritik entschieden. Unbehaglich war mir dabei doch zu Mute, denn ich konnte nun den Ton vorausbestimmen, in welchem es besprochen werden würde. Ich ging so weit, die Urheber-

schaft des genannten Mannes lebhaft zu bestreiten, aber so fest war man plötzlich von derselben überzeugt, so viele Gründe schossen für dieselbe zusammen, daß in diesem Augenblicke vielleicht sogar eine offene Erklärung von meiner Seite nichts gefruchtet hätte. Die Glocke rief zum letzten Akte. Das Publikum war in der besten Stimmung und spendete am Schlusse reichlichen Beifall. Zugleich aber machten sich einige Zeichen der Ablehnung von Seiten der kritischen Plätze vernehmbar. Es kam nun, wie ich vorausgesehn. In einigen Zeitungen fiel man mit mörderischem Hohn über das Stück her, andre urteilten gelassener, aber sehr von oben herab; unbefangen war nicht ein einziger Bericht. Als ich ein paar Tage darauf bei dem General-Intendanten wieder vorsprach, mußte ich es gelten lassen, daß er sagte: „Sehen Sie, daß ich Recht hatte! Unter Ihrem Namen hätte ich das Stück noch zwanzigmal geben können, nach diesen Kritiken bringen wir es nicht über ein halbes Dutzend Vorstellungen. Ueberdies kann das Geheimniß nicht bewahrt bleiben. Man setzt mir mit Fragen zu, und ich kann die Leute nicht länger auf falscher Fährte lassen.“ Es wurde doch länger bewahrt, als ich vermutete, und als es sich entdeckte, war das Interesse daran vorüber. Aber es kam doch vor, daß Dieser oder Jener aus den Zeitungsredaktionen mich auf der Straße festhielt, um mir zu versichern, daß er das Stück ganz anders beurteilt haben würde, wenn er mich hinter dem Pseudonym gewittert hätte. Mein Versteckspiel mochte nun immerhin eine Thorheit gewesen sein, und ich ließ sie die einzige dieser Art bleiben, aber gelernt habe ich doch auch dabei mancherlei. Vor Allem bestätigte sich mir die Erfahrung, daß nichts auf das innere Gleichgewicht so störend wirkt und dem Charakter so gefährlich ist, als das stete Kritisiren in der journalistischen Tagesarbeit. Ich bin überzeugt, obgleich ich meine eignen Berichte nie wieder angesehen habe, daß auch ich in der Ge-

fahr innerer Unfreiheit dabei gewesen, indem äußere Einflüsse auf mich manchmal bestimmender wirkten, als ich verantworten konnte. Das Haus Eberhard brachte es in Berlin nur auf sechs Vorstellungen, wurde aber auf anderen Bühnen häufiger gegeben.

Dieses Zwischenspiel hatte meine damalige Hauptarbeit nur wenig unterbrochen. Nun aber kam das Frühjahr 1862 und mit ihm die unaufhörliche Störung durch Besuche aus der Ferne. Sie galten nicht mir, sondern meiner Familie, meist hatte ich die Namen der Leute noch nicht gehört, welche von meiner Mutter empfangen und begrüßt wurden. Suchte ich auch im Rückhalt zu bleiben, so gut es ging, so war doch das Treiben um mich her ein dauerndes Hinderniß für meine Thätigkeit. Ueberdies war ich viel unwohl, so daß mir die Arbeitszeit auch dadurch getrübt wurde. Unter solchen Umständen war es mir hoch und höchst willkommen, daß Freund Lübke mich nach Zürich einlud. Er habe Raum genug mich zu beherbergen, schrieb er, ich solle mich mit meiner Arbeit für den Sommer bei ihm einrichten, auch die Hilfsmittel der Züricher Bibliothek schilderte er verlockend genug. Ich war entschlossen, aber — ohne Reisegeld. Für dieses zeigte sich mein wackerer Verleger in Stuttgart bereit zu einem Vorschuß des Honorars, und so war ich gerüstet und schnürte mein Bündel. Meine Flucht nach der Schweiz sollte mir in jeder Weise zu statten kommen. Nur in Stuttgart nahm ich einen kurzen Aufenthalt, um noch Einiges mit Ebner zu besprechen, so wie das Haupt der Cottaschen Buchhandlung, mit der ich seit zehn Jahren in Verbindung stand, persönlich kennen zu lernen. Am letzten Maitage traf ich in Zürich ein. „Luft! Duft! Herrlichkeit!“ schrieb ich Abends in mein Tagebuch, nachdem ich von dem ersten Spaziergange auf den Hottinger Berg mit Lübke zurückgekehrt war.

Elftes Kapitel.

Von diesem Tage an war ich gesund, und blieb es den ganzen Sommer über. Die erquickenden Bäder im See thaten das ihrige dazu. Die Arbeit wurde gleich mit großem Fleiß begonnen, da ich nicht umsonst Freiheit, Muße und Stille gewonnen haben wollte. Und da ich grade bei dem Kapitel über den Einfluß der Schweizer auf die deutsche Litteratur durch Bodmer und Breitinger angelangt war, so kamen mir die Schätze der Bibliothek, in der sogenannten „Wasserkirche" sehr zu Statten. Den beiden Bibliothekaren Dr. Horner und Professor Vögely, die mir mit großer Gefälligkeit entgegen kamen, fühlte ich mich dankbar verpflichtet. Da man mir freie Hand ließ, verbrachte ich manche Stunde in diesen Räumen, die mir so vieles boten, was mich lebhaft anzog, auch wohl weit über meine Zwecke hinaus.

Es war ein regnerischer, dem Fleiße besonders günstiger Sommer. An größere Ausflüge in die Alpen dachte ich nicht, zumal ich Teile derselben schon ein paarmal durchwandert hatte. Aber jeder Spaziergang bei guter Zeit bot des Schönen so unendlich viel! Welche Wege auf den Bergen, mit dem Ausblick auf die in Abendglut leuchtenden Schneegipfel! Welche Pfade am See entlang! Welche Erquickung, im leichten Nachen über die breite Spiegelfläche zu gleiten! — Ich war nicht nach Zürich gekommen, um viel Bekanntschaften zu machen und mich zu zerstreuen, doch verstand es sich von selbst, daß ich die Geselligkeit meiner Gastfreunde nicht ablehnte. Häufig, besonders an regnerischen Abenden, versammelten sich uneingeladen einige von Lübkes Schülern im Hause. Oft wurde Musik gemacht, wobei die Hausfrau ihre schöne Altstimme hören ließ.

Es war damals ein Kreis von vielen hervorragenden

Männern in Zürich versammelt. Neben dem schweizerischen Dichter Gottfried Keller lernte ich Johannes Scherr kennen, ebenso Osenbrüggen und den Architekten Gottfried Semper, von den Professoren der Universität den Aesthetiker Friedrich Vischer, den später so hochberühmten Chirurgen Billroth, damals einen noch jugendlichen, höchst liebenswürdigen und musikalisch begabten Mann, der in dieser Zeit mehrere Lieder von mir komponierte; endlich den Philologen Hermann Köchly. Konnten die Ersteren nur eben flüchtige Bekanntschaften bleiben, so sollte ich mit den Familien Billroth und Köchly in ein besonders freundschaftliches Verhältniß treten, welches auch dauernd blieb, nachdem der Züricher Kreis sich in alle Winde hin zerstreut hatte.

Zweier Ausflüge erinnere ich mich mit Freude. Der eine war von dem akademischen Liederbund veranstaltet und führte über den See nach Ufnau und Rapperswyl. Der andere umfaßte einige Tage. Ich erhielt eine ehrenvolle Einladung zum Eidgenössischen Sängerfeste nach Chur, und widerstand der Lust nicht, das noch nicht Erlebte kennen zu lernen. Da Lübke in diesen Tagen unwohl war, machte ich mich allein auf den Weg, an dem prachtvollen, felsentiefen Wallensee entlang, an Ragaz vorüber, nach Graubünden. Die Stadt Chur, von ungeheueren Bergen umgeben, prangte schon im buntesten Schmuck von Kränzen und Fahnen. In dem gastlichen Hause der Familie Caviezel war mir Wohnung gemacht, und ich begrüßte in einem Verwandten derselben einen meiner einstigen Genossen aus dem „fliegenden Corps der Berliner Zeit vom Jahre 1848, Herrn von Salis-Seewies. Zugleich mit mir waren Gäste des Hauses die Musiker Kalliwoda, Methfessel und Eckert. Der Frühstücks- und Abendtisch aber, welchem die Töchter vorstanden, zählte der Gäste wohl zwanzig, die sämmtlich unter dem geräumigen Dache Quartier gefunden hatten. Die beiden

Tage des Festes gaben des Schönen viel zu hören und zu sehen. Der Anblick schon der Tausende von Sängern und Festgenossen in der geschmückten Stadt, vor und in der Gesangshalle, der Aufzug der Kadetten als Ehrenwache, die malerischen Trachten des Landvolks dazwischen, Alles das in der großartigen landschaftlichen Umgebung, brachten dem Auge nie ermüdende Beschäftigung. Auch Bekannte fanden sich unvermutet im Gewühl. Ich entdeckte Billroth aus Zürich, und einen Berliner Freund, Moritz Lazarus, der einen Lehrstuhl für Philosophie in Bern angenommen hatte. Nachdem die Festtage verrauscht waren, ließ ich mich von Billroth unschwer gewinnen, noch einen Tag dranzusetzen, um einen Ausflug über Thusis nach der Via mala zu machen. Gern hätten wir den größeren Teil des Weges zu Fuß zurückgelegt, da jedoch Zeit gespart werden sollte, nahmen wir einen leichten offnen Wagen, der uns, anfangs durch das breite Thal, dann in die ungeheuere Felsenschlucht brachte, welche aufsteigend nach Italien hinüber führt. Die Alpenstraße ist hier durch eine Naturwelt von grausiger Schönheit gebahnt. Rechts himmelhohe Felsenwände, links die unabsehbare Tiefe, in der die Wasser brausen und donnern, und jenseits wieder zerklüftete Riesengebilde von Felsen. Den weiteren Aufstieg der Straße nach dem Splügen mußten wir uns versagen. Am vierten Abend meines Ausflugs nach Graubünden traf ich in Zürich wieder ein, voll von großen und bedeutenden Eindrücken, und neu gestärkt zur Arbeit.

Die akademischen Ferien begannen, und Professoren und Studierende der Universität, wie des Polytechnikums, eilten vom schönen Zürichsee in die Weite, nicht anders, als wenn diese Bildungsanstalten im sächsischen Flachlande oder im märkischen Sande gelegen hätten. Auch Lübke verreiste mit seiner Frau, während ich in der Wohnung blieb und das Haus hütete. In den Mußestunden unternahm ich nun

manches auf eigene Hand. Lübke hatte mich in die „Antiquarische Gesellschaft“ eingeführt, deren Vorsitzender der vielverdiente Ferdinand Keller war, und in deren Sitzungen ich als Gast erscheinen durfte. Für einen Vortrag, irgend einen wissenschaftlichen Bericht, eine Vorlage für die Debatte, war immer gesorgt. Die Pfahlbauten, welche des Vorsitzenden besonderes Gebiet waren, gaben viel Gelegenheit zu Gesprächen. Von Gästen hörte ich zwei, welche nach einander von einer Reise nach Griechenland kamen, und mit großer Teilnahme. Sauppe aus Göttingen berichtete über die Pnyx zu Athen, Vischer von Basel unterrichtete uns über die von Strack (er gehörte zum Kreise meiner Bekannten in Berlin) geleitete Ausgrabung des Dionysos-Theaters an der Akropolis. Ein Schüler Lübkes, Lasius (jetzt auch längst akademischer Lehrer) war zuweilen mein Gefährte bei kleinen Wanderungen. So wohnten wir der Ausgrabung eines Hünengrabes bei Fünfbühl bei, aus welchem einige schöne Funde an das Museum abgeliefert werden konnten. Zugleich mit Lasius sah ich auch eine Aufführung von Schillers Tell, die zu den merkwürdigsten Vorstellungen gehört, die mir begegnet sind. Sie fand Nachmittags im Freien statt, auf einem großen Anger, genannt „die Aegerten“, und wurde von den Schulen von Außersiehl gegeben. Der ganze Zug der Darsteller, sehr vermehrt durch Landsknechte und Volk, kam, bereits in Kostüm, von der Stadtseite her, mitten durch das harrende Publikum. Geßler, Rudenz, Bertha und Andere zu Pferde, die Uebrigen zu Fuß. Tell und seine Familie, Hand in Hand, dann Stauffacher und Gertrud, darauf Melchthal an der Spitze der Burschen aus Unterwalden. Die übrigen Eidgenossen vom Rütli, geführt von dem Pfarrer; das sonstige Personal, Frauen, Kinder, Landleute, Bewaffnete. Der bunte festliche Zug umfaßte mehrere Hunderte von Knaben und Mädchen, schon erwachsene bis zu den aller-

kleinsten. So ging es zur Bühne, welche eigentlich nur eine freie Erhöhung war, ohne Hinterwand, durch vier Tannenbäume abgesteckt, und durch Fahnen und die Banner aller Kantone geschmückt. Anstatt durch die hohle Gasse, ritt Geßler unten an der Bühne vorüber, während Tell oben hinter einem Banner versteckt, seinen Schuß that. Ein so begeistertes Spiel der Darsteller, eine so beglückt zujubelnde Aufnahme der nach Tausenden zählenden Menge, habe ich nie wieder erlebt. Das war keine Schulaufführung, sondern ein nationales Fest im besten Sinne. Es störte auch nicht, daß dazwischen Obst, Kuchen, Wein, Würste, Brot, umhergeboten wurden, und die Schauspieler und Schauspielerinnen, wenn sie grade nichts zu thun hatten, sich mit Aepfeln und Weißbrot aus der Tasche bedienten, ja, es schien nichts natürlicher, als daß der Söldner Frießhart bei der Bewachung des Hutes und im Gespräch mit Leuthold, an seinem Butterbrote weiter aß.

Da es in der Schweiz zahlreiche patriotische Stücke giebt, welche öffentlich gespielt werden, aber selten über die schweizerischen Grenzen hinaus gelangen, forschte ich in der Bibliothek und bei Antiquaren nach dergleichen und fand eine ganze Litteratur zusammen. Dies brachte mich auf die Bearbeitungen der Tellsage vor Schiller, deren denn auch ein ganzes Dutzend aufzutreiben war. Ich habe später einmal, sowohl über die gesehene Darstellung, so wie über die verschiedenen Telldramen einen Aufsatz geschrieben, der dann in den „Preußischen Jahrbüchern“ (damals redigiert von Wehrenpfennig) abgedruckt worden ist. — Das Umherspüren bei Antiquaren legte bei mir den Grund zu einer antiquarischen Neigung, welche mich besonders auf Originalausgaben der bedeutendsten deutschen Dichtungen, in erster Reihe Goethes und Schillers, fahnden ließ, einer Neigung, welche bei be-

scheidenen Mitteln mit Einschränkung fortgeführt, mir bis auf den heutigen Tag geblieben ist.

Eine besondere Freude gewährte mir der Besuch in dem alten Bodmerschen Hause, auch einem antiquarischen Kleinod der an solchen Schätzen so reichen Stadt. Es gehörte neuerdings einem Maler Namens Vogel, wie es hieß einem Seitenverwandten der Bodmerschen Familie, der, ein bejahrter Herr, mit seinem weißen Haar und eigenartiger Charaktergestalt durchaus hierher zu gehören schien. Das Haus, unscheinbar an der Straße gelegen, zeigte erst durch seine Fenster an der Rückseite das Malerische seiner Lage. Ueber tief in das Thal sich absenkende Gartenterrassen öffnete sich die Aussicht in die herrliche Landschaft, mit dem Blick auf die Albisberge, den See und die fernen Schneehäupter. Vorplatz und Zimmer, obgleich mit niedriger Balkendecke, zeigten sich weit, sogar raumverschwenderisch. Die in eine Ecke der Zimmer zusammengedrängten Fenster mit den vielen kleinen Scheiben, brachten von einem bestimmten Punkte her eine Masse von Licht herein. Von diesem Hause war einst eine neue Anregung für die deutsche Litteratur ausgegangen. Hier hatten in ihrer Jugend Klopstock und Wieland lange bei dem alten Gastfreunde gewohnt, hier sprach der junge Goethe vor, bereits ein neuer Stern der deutschen Dichtung; hierher wurde von allen Jüngeren gewallfahrtet, um den guten alten Herbergsvater der Litteratur kennen zu lernen. Auch mir wurde, nach hundert Jahren, wie einem Wallfahrer zu Mute, der eine geweihte Stätte betritt. Zeigte doch die Einrichtung, das altväterliche Mobiliar sich nicht anders, als ob es seit hundert Jahren dasselbe geblieben sein müßte. Was aber der neue Besitzer dazu gethan hatte, erhöhte nur den Reiz des Altertümlichen. Gehörte die Kunstthätigkeit dieses bejahrten Herrn doch auch schon einer vergangenen Zeit an. Aber er mußte von erstaunlichem Fleiß gewesen sein. Die Wände

waren bedeckt mit Gemälden von seiner Hand, viele und nicht die kleinsten in Aquarell und Pastell. Sie hielten sich stofflich meist auf heimischem Boden, zeigten in figurenreichen Darstellungen nationale Spiele, große Festentfaltungen, und der landschaftlichen Umgebung angepaßt, vaterländische Vorgänge aller Art; eine Musterkarte der mannigfaltigsten alten und neuen Trachten des Volkes. Schon dies allein gab genug des Anziehenden, und setzte sich mit den Traditionen des Hauses in das angenehmste Gleichgewicht. —

Mit Regentagen hatten die akademischen Ferien begonnen, unter Regengüssen kehrten Lübkes nach vier Wochen zurück, nicht erbaut von ihrer Sommerreise, und zufrieden, wieder unter Dach zu sein. Ich konnte meine Zeit gut angewendet nennen, wobei es mir nach der Arbeit an Erholung und Anregung nicht gefehlt hatte. Lübke war schnell wieder in Thätigkeit, und so war jeder in seinem Zimmer beschäftigt, bis zu den Stunden der Muße. Er schrieb damals an seiner Geschichte der Plastik, an welcher ich lebhaften Anteil nahm, so wie er an meiner Arbeit. An den nun schon längeren Abenden lasen wir einander dann wohl bruchstückweise vor was jeder fertig hatte, immer unter dem Vorsitz der Hausfrau, welche, klug und mit feinfühligem Sinne, in formellen Dingen mildernd und aufräumend mitarbeitete, und deren Urteil meist den Ausschlag gab. — Am 20. Oktober sahen wir Morgens zu unserer Ueberraschung die ganze Kette der Albisberge mit Schnee bedeckt, während der Wolfsbach unter unsern Fenstern rauschender daherschoß. Es war Zeit für mich, die Abreise festzusetzen, von welcher meine Gastfreunde freilich immer noch nichts hören wollten. Dennoch machte ich Ernst, nahm Abschied, und legte die Heimfahrt nach Berlin ohne Aufenthalt zurück. Fünf Monate, auf den Tag gerechnet, war ich in Zürich gewesen. Von den landschaftlichen Schönheiten der Schweiz hatte ich, bis auf den Ausflug nach

Graubünden, nur das Nächstliegende gesehen, dafür aber konnte ich meinem Verleger ein stattliches Volumen Manuskript übersenden, und damit war der Zweck der Reise erreicht.

Zwölftes Kapitel.

Der nächstfolgende Winter gehörte nun ausschließlich der Litteraturgeschichte an. Von einer solchen Arbeit ist nichts weiter zu erzählen, als daß sie im April darauf abgeschlossen wurde, nachdem ich mich drei Jahre mit ihr beschäftigt hatte. Da nun bis zur Vollendung des Druckes noch einige Zeit verging, konnte auch mancherlei daran nachgeholt werden. Trotzdem blieben in der ersten Ausgabe (von 1863) noch genug Irrtümer stehen. Es war mir vergönnt in den neuen Auflagen, welche im Laufe der Jahre erscheinen konnten, nachhelfend und bessernd die Hand anzulegen. Ueber die Aufnahme des Buches hatte ich mich keinen Täuschungen hingegeben. In gelehrten Kreisen und deren Fachzeitschriften wurde ihrer selbstverständlich gar nicht erwähnt, in anderen Anzeigeblättern erhob sich auch keine Stimme des Lobes oder Tadels. Trotz dieses Schweigens, und trotz aller seiner Mängel, ging das Buch doch nicht spurlos vorüber, und obgleich ich selbst, nachdem ich es einmal vom Halse hatte, keinen Wert mehr darauf legte, ist es für meinen äußeren Lebensgang wichtiger geworden, als jede andere meiner Arbeiten.

Hatte ich als Poet doch innerlich dabei gedarbt, so forderte nun die Dichtung ihr Recht. Es war auch schon etwas bei der Hand, nämlich die historische Tragödie „Sebastian". Das Stück wurde aber nicht an die Bühnen versendet, auch sonst nicht veröffentlicht. Ich ließ es später mit den „Protestanten in Salzburg" und dem „Reinecke Fuchs" zusammen in einem Bande, unter dem Titel „Dramatische Dichtungen"

erscheinen. Ich werde auf diesen „Sebastian" gelegentlich seiner ersten Aufführungen noch zurück kommen. Mir ist das Stück eine meiner liebsten Dichtungen, wie ich es auch zu meinen besten dramatischen Arbeiten zähle. Das bewies die Aufführung, und auch beim Vorlesen konnte ich stets mit dem guten Eindruck auf die Zuhörer zufrieden sein.

Da ich nun häufig genug zum Vorlesen aufgefordert wurde, hatte ich bereits im Winter im Privatkreise einiger Familien einen Cyklus von Dramen mitgeteilt, Stücke von Sophokles und Euripides wechselten mit solchen von Shakespeare, Calderon und Goethe. Da der Kreis meiner Zuhörer aus Frauen und jungen Männern bestand, welche zugleich belehrt sein wollten, wählte ich meist weniger bekannte Stücke, darunter auch „Julius von Tarent", die „Lästerschule" und Holbergs „Don Ranudo". Und da alle vierzehn Tage eine Vorlesung gewünscht wurde, war eine ziemlich reiche Auswahl zu treffen. Ich erinnere mich gern dieser Abende. Wir saßen um den großen Tisch beisammen, die Frauen mit ihren kleinen Handarbeiten, die jungen Männer zeichnend, sogar modellierend, und doch mit ganzer Empfänglichkeit dem Mitgeteilten lauschend. Der Schauplatz dieser geselligen Zusammenkünfte war meist die Wohnung einer mir bis in ihr hohes Alter befreundeten Dame, Frau Anna Storch, auf künstlerischem Gebiete als Blumenmalerin rühmlich bekannt. Sie war geistig eine der hervorragendsten Frauen, weit über das Gewöhnliche unterrichtet und gebildet, verband sie einen durch Lebenserfahrungen gestählten Charakter mit weiblichem Takt und Wesen, und dem schönsten Hausfrauentum, wodurch sie es Jedem, der in ihre Umgebung trat, angenehm und wohl zu machen verstand. Früh verwittwet, hatte sie einst Weimar zu ihrem Aufenthalt gewählt, um in der Nähe ihres einzigen Sohnes, der in Schulpforta erzogen wurde, zu sein. Durch Meister Friedrich Preller zur Uebung ihres Talentes ermuntert und in seinem

Atelier gefördert legte sie den Grund zu ihrer künstlerischen Entwickelung. Durch die Familie Preller war ich zu ihr in freundschaftliche Beziehung gelangt. Frau Storch wußte zu meinen dichterischen Arbeiten stets ein Verhältniß zu finden, selbst wenn Anderen das nicht gelingen wollte. Sie war es lange Zeit ganz allein unter meinen Freunden, welche ein Gedicht, wie der „Gevatter Tod", an dem ich doch ab und zu wieder etwas that, nicht verwarf, sondern vollendet wissen wollte. —

Der zweite Band meiner Litteraturgeschichte war nur eben erschienen, als ich eine für mich merkwürdige Wirkung desselben erlebte. Kein Geringerer war auf das Buch aufmerksam geworden, als der um die preußischen Lehranstalten so hoch verdiente Johannes Schulze. Seine Hauptthätigkeit hatte er unter dem Ministerium Altenstein gehabt. War diese im Wesentlichen vorüber, so gehörte er doch noch dem Ministerium an, als Direktor der Unterrichtsabteilung, und war Mitglied der Studienkommission für die Kriegsschulen. Durch ihn erhielt ich die Anfrage, ob ich einen Lehrstuhl der allgemeinen Litteratur an der königlichen Kriegsakademie annehmen wolle? Mein Besuch bei ihm zeigte mir den Mann in seiner ganzen Eigentümlichkeit. Als eifriger Hegelianer und Mitherausgeber der Werke des Philosophen, begann er damit, mir stark den Kopf zurecht zu setzen, daß ich in meiner Arbeit die Philosophie gar nicht berücksichtigt hätte. Das Buch in der Hand, mit der Hand heftig daraufschlagend, ging er vor mir im Zimmer auf und nieder, ärgerlich auf die neue Zeitrichtung scheltend, die von Idealen und von Philosophie nichts mehr wissen wolle. Dann machte er sich über einige andere Mängel des Buches her, und ich durfte erstaunen, wie genau er es gelesen hatte. Endlich that er einen letzten Schlag auf den Deckel und sagte: „Na, trotzdem! Es ist eine hübsche Arbeit. Wollen Sie es mit der Kriegsakademie

wagen?“ Ich wollte es denn recht gern, obgleich ich es allerdings als ein nicht geringes Wagniß erkannte.

So begann ich im Herbst (1863) meine erste Lehrthätigkeit akademischer Art. Es war eine „vornehme“ Stellung, wie man sagte, und das Gehalt von sechshundert Thalern nicht zu gering, da ich wöchentlich nur vier Vorträge zu halten hatte, und in drei Sommermonaten die Lehrsäle, um der militärischen Uebungen willen, geschlossen wurden. Da sich an dieser Anstalt Alles pünktlich und nach festem Zuschnitt bewegte, hatte ich ein bestimmtes, über den Kursus verteiltes Programm der Vorträge einzureichen, und man wachte darüber, daß von Monat zu Monat der Stoff innerhalb der angegebenen Kapitel absolvirt wurde. Die Lehrer waren, außer mir und Rudolf Köpke, welcher die politische Geschichte vortrug, ältere Offiziere höheren Ranges, das Auditorium bestand aus Lieutenants aller Waffengattungen, welche durch geistige Befähigung ausgezeichnet, zur ferneren Ausbildung auf die Akademie kommandirt worden waren. Als ich zum Erstenmal vor diese glänzende Zuhörerschaft, die in allen gesellschaftlichen Formen sicher, und eines Grades geistiger Reife sich bewußt war, auf den Katheder trat, fühlte ich mich einer scharfen Prüfung ausgesetzt, und glaubte hie und da sogar ein Lächeln in den Mienen zu erkennen. Dasselbe schwand jedoch während meiner Antrittsrede, und ich sah bald in ganz vertrauensvolle Gesichter. Der Vortrag wurde unterbrochen durch das plötzliche Eintreten des Kommandeurs und Chefs der Anstalt, Generals von Schlichting, der mit Adjutanten und anderen höheren Offizieren, vor dem Katheder Platz nahm um fünf Minuten lang zuzuhören. Diese Unterbrechung fand darauf in jeder Woche einmal ungemeldet statt, doch hatte weder der Docent noch das Auditorium davon Notiz zu nehmen. Nur das Erstemal erschien mir dies störend, bald aber gewöhnte ich mich

an die Besuche der Inspektion, welche sich auf alle Lehrsäle erstreckte. Meine Zuhörer hatte ich in kurzer Zeit gewonnen, und kam auf einen durchaus angenehmen Fuß mit ihnen. Es waren darunter wirklich gescheite und gebildete junge Männer. Einige sogar schon verheiratet, hatten ihre jungen Frauen mit nach Berlin gebracht. Auch gesellschaftlich stellte sich ein Verkehr mit ihnen her. Militärische Kreise waren mir nichts Fremdes, zumal eine meiner Schwestern an einen Offizier verheiratet war, und auch sonst noch einige Familienmitglieder in der Armee standen. In Berlin lebte ein Vetter meiner Mutter, Generallieutenant von Hesse (damals Chef der Landestriangulation im Generalstab) der mit seiner Familie zu unsern liebsten Verwandten gehörte. Traf ich so mit meinen akademischen Zuhörern auch auf gesellschaftlichem Boden zusammen, wo sie vollberechtigt erschienen, so war es mir eine etwas peinliche Sache, daß sie zu gewissen Terminen auch deutsche Aufsätze, und zwar unter Klausur, bei mir zu machen hatten, welche ich ganz schulmäßig zu behandeln und zu beurteilen verpflichtet war. Die Themata durfte ich etwas anspruchsvoller stellen, das Urteil war eingehend zu unterschreiben, und wurde von der Studienkommission aufmerksam verfolgt. Fielen nun diese Arbeiten, dem gereifteren Standpunkt der Verfasser gemäß, meist recht gut aus, so gab es doch auch Fälle, wo die Eleganz der Erscheinung, der Glanz des Namens und die bevorzugte Salonstellung sich mit der geforderten Stilbildung nicht vereinigen wollten. Ja, es kam einmal vor, daß ich mich mit einem Aufsatz persönlich an den Kommandeur wenden mußte, weniger des Stils, als wegen der gegen die Aufgabe selbst gewendeten kritischen Bemerkungen. Da hieß es denn: „Lassen wir's nur! Er ist ja doch nicht zu brauchen. Man hielt ihn für gescheit, er ist aber bloß verrückt. Hat er sich doch unterstanden, gestern in Gummischuhen bei mir anzutreten!“ Das war denn frei-

lich stark. Ich habe nicht erfahren, ob er etwa die Erlaubniß erhalten, künftig ungehindert Gummischuhe zu tragen.

Der Winter 1863 auf 1864 in welchem ich in diesem militärischen Kreise verkehrte, wurde nun aber einer der politisch aufgeregtesten und gestaltete sich zu kriegsgeschichtlicher Bedeutung. Ein Thronwechsel in Dänemark brachte die deutschen Herzogtümer Schleswig und Holstein in die Gefahr, dem dänischen Reiche einverleibt zu werden. Da diplomatische Verhandlungen versagten, mußten die Waffen entscheiden. Eine Bundes-Exekution führte zuerst sächsische und hannöversche Truppen nach Norden, dann folgten preußische und österreichische Kontingente. Große Kämpfe, wie die Erstürmung der Düppeler Schanzen und der Uebergang nach Alsen, verkündeten nach einem Menschenalter wieder einmal von Siegen deutscher Waffen. Das Interesse eines Winterfeldzugs, über den manche Militärs der älteren Schule die Köpfe schüttelten, kam dazu, uns in dauernder Spannung zu halten. Von diesem Kriege will ich jedoch nicht erzählen. Angehörige meiner Familie fochten in diesem Kriege nicht mit und man kann anderswo Eingehenderes darüber lesen. Theodor Fontane hat die Geschichte desselben geschrieben. („Der Schleswig-Holsteinsche Krieg im Jahre 1864).“

Meine Stellung an der Akademie ließ mir genügende Zeit auch zu Arbeiten anderer Art, und da ich nicht unbeschäftigt sein konnte, wurde manches Dramatische und Novellistische zum Teil begonnen und bei Seite gelegt, zum Teil vollendet. Novellen wie: „Lorelei, Gothenwiek, die Schneewoche“, und andere, entstanden in dieser und der nächsten Zeit. Die einen gelangen, die andern kamen nicht so nach Wunsch heraus. Nicht immer stellte sich die Erkenntniß des Mißlungenen schon ein, wenn das Manuskript noch vor mir lag, leider überkam mich das beschämende Gefühl der Unvollkommenheit einer Leistung, erst wenn ich sie

gedruckt sah. Zahlreiche Manuskripte, manchmal sehr umfangreiche, habe ich mein Leben lang vernichtet, am häufigsten dieselben im Ofen verbrannt. Immer noch blieb unter den schon gedruckten eine ärgerliche Menge von Dingen, die mich bereuen läßt, das Geschriebene nicht rechtzeitig aus der Welt geschafft zu haben. Denn dergleichen ist es eben, woran die niedere Kritik, welche ja die landläufige und bei dem Publikum beliebteste ist, sich mit Vergnügen heftet, um den Rückgang und die Verschlechterung eines Schriftstellers darzulegen. Es bedarf gar nicht der wirklichen Mängel, um einer Arbeit Verurteilung und Mißachtung zuzuziehen. Oft ist es der zu geringfügig scheinende Stoff, im Gegensatz zu dem sensationell Aufregenden, das man sich gewünscht hat, bald die Behandlung, welche kritisches Achselzucken bewirkt. So habe ich in der Novelle „Ich und meine Kompagnie" und später in „Vogel flieg aus!" und „Das Paradies", Dinge behandelt, die stofflich allerdings kaum geringfügiger sein könnten, während das Psychologische und der Humor der Behandlung doch ein künstlerisches Ganzes, wenn auch auf engstem Gebiet, daraus gemacht haben. Die Kritik, geschriebene und ungeschriebene, hatte keine Fühlung dazu, und im Ganzen waren nur Wenige poetisch genug angelegt, um diese Novellen als Dichtungen anzuerkennen.

Auf die Größe des Stoffes kommt es im Ganzen wenig an, die Behandlung ist Alles. Man weiß ja, daß das Leben viel umständlichere Romane spielt, als die Phantasie der Poeten zu schaffen vermag, und daß diese ihre Erfindungen nur aus der Beobachtung des Lebens herholen können. Wer aber in einer großen Stadt lebt, und mit den verschiedensten Gesellschaftskreisen zusammenhängt, wird allerlei sehen, vielleicht sogar erleben, was sich für die novellistische Verwertung darzubieten scheint. Scheint, sage ich! Der Laie hält dergleichen meist schon für geeigneten Erzählungsstoff, teilt auch wohl andre Geschichten mit, die als Roman nur eben hin-

geschrieben werden könnten. Und doch ist das ein Irrtum. Für alle jene Novellen, die ich in diesen Jahren geschrieben, konnte ich eine wirklich vorgefallene Geschichte niemals brauchen, oder wenn sie mich schon zur Benutzung reizte, so war sie mir nur das Rohmaterial, welches gänzlich umgeschmolzen werden mußte, um zu etwas poetisch Tauglichen zu werden. Daher man denn das Vorgefallene in meiner Arbeit selten wieder erkannte. Und doch kann ich behaupten, daß fast Alles, was ich erzählt habe, immer seinen Anlaß, seine Anregung durch den Verkehr mit der Welt gehabt hat. Aus einer ernsten oder komischen Begebenheit interessierte mich dann wohl eine einzige Situation, die zum Ausgangspunkt einer neuen, meist ganz anderen Handlung wurde; oder eine Persönlichkeit, die ich in veränderte Verbindungen brachte. An bestimmten Charakterzügen wurden in meinen Novellen die Vorbilder oft wiedererkannt; die Freunde und meine Familie, begrüßten dergleichen dann wohl mit Vergnügen, hießen es aber auch zuweilen nicht gut gethan, wenn ich den neuen Charakter in Beziehungen gebracht, die dem Original ganz fern lagen. Besonders wenn es Mischcharaktere waren, welche von einer unbefangenen Beurteilung als besonders gelungen bezeichnet wurden, in welchen ich aber die an verschiedenen Personen beobachteten Züge auf Eine übertragen hatte. Daß das aber immer mit Vorbedacht geschehen wäre, kann ich nicht behaupten. Zuweilen wurde mir von Andern erst später derjenige oder diejenige bezeichnet, die ich abkonterfeit haben sollte, sehr zu meiner Verwunderung. Es waren eben von dem, was ich erlebt, gesehen, beobachtet, gewisse Züge in der Phantasie geblieben, die aus dem Gegebenen etwas Neues gebildet hatte. Es können die Ereignisse der Wirklichkeit zwar Erfahrungen aller Art bringen, aber das Geschehene, ob man es erlebt oder ob es uns nur berichtet worden, eignet sich noch lange nicht für den Roman oder

die Novelle; oft das Unscheinbare eher, als das Auffallende. Um etwas Künstlerisches daraus zu gestalten, hat der Dichter das Zufällige wegzuschneiden, aus einzelnen Zügen die Konsequenzen zu ziehen, das Getrennte psychologisch zu vermitteln, und somit das beste, ja, Alles daran zu thun, nämlich etwas Anderes daraus zu machen.

Die innere Gestaltung eines Werkes durch äußere Anregung geht mannigfaltige und sehr verschiedene Wege. Mir hat sich die Entstehungsgeschichte Einer Novelle besonders eingeprägt, sogar mit allen Nebenumständen. Ich erzähle auch die letzteren, da sie ein häusliches Bild veranschaulichen. Zu Weihnachten litt ich an einer schmerzhaften Krankheit, einer Nierenentzündung; auch meine Mutter konnte sich kaum regen, da sie sich durch einen Fall, die Treppe hinunter, wenn nicht ernstlichen Schaden gethan, doch wie gelähmt fühlte. So sah meine jüngste Schwester mit uns beiden Alten einem trübseligen Feste entgegen, denn Emilie befand sich in Westpreußen, um dort, wie sie öfter that, als Pflegerin zu walten, und zwar diesmal im Hause und bei den Kindern meines Bruders, der das Unglück erlitten hatte, etwa ein Jahr zuvor, seine junge Frau durch den Tod zu verlieren. Wir waren drauf und dran, das Fest für uns ausfallen zu lassen. Aber Toni war doch zu jung, um an der Möglichkeit einer Feier zu verzweifeln, zumal im Angesichte des freudig aufgeregten Treibens um Weihnachten, das sich in Berlin lebhafter und festlicher entwickelt, als in jeder andern Stadt der Welt. Die Jüngste nahm die Vorbereitungen mit Energie in die Hand, tummelte sich von einer Krankenstube zur andern, empfing Aufträge, machte Besorgungen, rüstete Alles zu, schmückte einen Tannenbaum, und rief endlich in glücklicher Stimmung ihr Lazareth zur Bescheerung zusammen. Wir schlichen herbei, und der Humor der Situation gewann Macht über uns, so daß wir unter Lachen wenigstens

ein paar gute Stunden feiern konnten. Während der Niederlage dieser Tage, die sich noch über Neujahr hinaus erstreckte, kamen mir unter durch einander geworfener Lektüre auch Missionsberichte in die Hände. Ich war sonst kein Freund solcher Schriften, meine Mutter aber hielt dergleichen, und mit den Zeitungen waren sie zu mir gelangt. Da fand ich einen Bericht, der von Kleinasien erzählte und auch von einem Besuch in der Chalcidice, der mich aufmerksamer machte. Ein eignes Zusammentreffen war es, daß ich in einem der historischen Taschenbücher von Fr. v. Raumer, welches ich grade im Hause hatte, einen Aufsatz von Pischon über die Klöster auf dem Athos fand, der eine umfassende Auskunft über das Leben, die Landschaft, die äußere und innere Einrichtung dieser merkwürdigen Klosterrepublik gab. So sehr fesselten mich diese Darstellungen, daß ich während der Tage meiner Krankheit in Gedanken fortwährend auf dem Athos lebte, mit den Mönchen verkehrte, mir die älteren und jüngeren, ihr Leben und Treiben ausmalte, bereits komponierend und charakterisierend, in der Voraussicht daß sich daraus eine poetische Arbeit gestalten müsse, obgleich noch ohne Sicherheit, in welcher Form sie zu fassen sein werde. Sobald ich wieder gesund war, verschaffte ich mir eine Karte des Lokals, machte mir eine genaue Zeichnung danach, auf welcher ich nicht nur das geographisch Gegebene, sondern auch für meine Komposition erfundene Oertlichkeiten genau eintrug (so die Ruinen eines griechischen Tempels, eine Klephtenburg am Strande, und Anderes, was nicht gegen das Lokal verstieß) um künftig bei der Arbeit auf bekannten Wegen zu wandeln. Es wurde dann später die Novelle „Die Freunde vom Athos“ daraus. Mir ferner Stehende nahmen nach der Lektüre an, daß ich selbst den Athos bereist haben müsse, da das Lokal mit so sprechender Genauigkeit dargestellt sei. Ich aber hatte in diese Novelle Beziehungen heimlich einschlüpfen lassen, die

mich allein angingen, die niemand ahnte, die mit dem Athos in gar keinem Zusammenhange standen. Daher denn unter den mancherlei Novellen, zu welchen mir das innere Verhältniß verloren gegangen ist, so daß sie mir auch wohl unangenehm geworden, grade diese für mich eine Bedeutung behalten hat, die mir allein gehört.

Ich teile hier noch eine Bemerkung mit, die mich zuweilen stutzig machte. Es kam häufig vor, daß ich dasjenige, was ich erzählend dargestellt hatte, bald darauf an mir selbst erlebte. In einer gewissen Epoche geschah dies so häufig, daß auch andere in meinem Kreise aufmerksam wurden. Es war also ein Verarbeiten nicht schon eigner Erfahrungen, sondern schien gleichsam ein Vorausnehmen von Erlebnissen, welche erst kommen sollten. Glücklicherweise waren es nicht besonders tiefgreifende Dinge, und ich nahm sie scherzhaft. Denn wo hätte ich den Mut zu einer tragischen Verwickelung hernehmen sollen, wenn ich befürchtete, alle Gräuel hinterher auch noch persönlich durchmachen zu müssen?

Nun war es im darauf folgenden Sommer, als ich eine starke Erfahrung anderer Art machen sollte. Einer meiner Zuhörer auf der Kriegsakademie, Lieutenant Sebald, ein sehr musikalischer Offizier, hatte, nachdem er bereits einige Lieder von mir in Musik gesetzt, ein Werk für Orchester komponiert, dem er den Titel „Ouvertüre zu Waldmeisters Brautfahrt" gab. Es sollte in einem Gartenkonzert von der Liebigschen Kapelle gespielt werden. Ich ging mit den Schwestern hin, auch Freunde fühlten sich angelockt, das Musikstück gefiel, und wir saßen guter Dinge um den Komponisten her. Da trat ein Bekannter an mich heran mit der Frage, weshalb ich meine Stellung an der Kriegsakademie so schnell wieder aufgegeben hätte? Ich konnte nur entgegnen, daß dies nicht der Fall und auch nicht meine Absicht sei. Nun, entgegnete er, ich bin gestern dem jungen R. begegnet, der mir erzählte,

daß man ihm die Stellung angetragen und er sie angenommen habe. Ich erstaunte. Der genannte junge Mann war mir nicht unbekannt. Er hatte den Vorteil im Kadettenhause erzogen zu sein, und dann als Lieutenant seinen Abschied zu nehmen und auf der Universität seine Studien zu machen. Seitdem waren kaum ein paar Jahre vergangen. Er stand zu dem Historiker Alexander Duncker, den ich persönlich auch kannte, in naher Beziehung. Es folgten einige Wochen innerer Unruhe für mich. Es widerstrebte mir, denjenigen um Auskunft anzugehen, der sich als meinen designierten Nachfolger bekannt hatte, und ich vermied es, mit sonst Jemand über die Angelegenheit zu sprechen. Dennoch hörte ich sie, nicht mehr gerüchtweise, sondern als Thatsache, bald verbreitet, während mir selbst noch kein Reskript über meine Entlassung zugekommen war. Dieses erhielt ich denn wirklich nach wiederum einiger Zeit, und zwar in recht höflicher Form, indem man mir für meine bisherige Thätigkeit an der Akademie einfach dankte. Es war jedoch ein mir fremder Name unterzeichnet, da die Anstalt ihren Chef gewechselt hatte. Mein Fall erregte in beteiligten Kreisen einiges Aufsehen. Die Offiziere nahmen es als eine Art militärischer Willkür, um einen mehr Begünstigten zu befördern. So auch mein Vetter Hesse, der tief erbittert darüber, zugleich aber wehrlos dagegen war, trotz seiner Generalschaft im Stab. Ich aber ließ nicht ab, nach dem Grunde meiner Entlassung zu forschen, denn ich fühlte den Anschein auf mir haften, als habe man mein Wissen und meine Vorträge für eine solche Stellung nicht ausreichend befunden. Endlich sollte mir ein Licht aufgehen. Als ich an kompetenter Stelle einmal darauf drang, die Ursache zu erfahren, hieß es: „Wissen Sie denn nicht, daß Geheimrat Wiese als Nachfolger von Johannes Schulze in die Studiendirektion gerückt ist.“ — Damit wurde freilich alles klar. Der Führer des „schwarzen Buches“

hatte meinen Namen längst doppelt angekreidet, und als er ihn unter dem Lehrerpersonal der Kriegsakademie fand, in der ersten Direktionssitzung erklärt: „Der muß weg! Dieser Mensch hat ja einmal für Waldeck gestimmt!“ Das war richtig. Ich hatte bei einer Abgeordnetenwahl dem Forschrittsmanne meine Stimme gegeben, weil ich es für Thorheit hielt, für seinen Gegenkandidaten, den General „Papa Wrangel“ zu stimmen. Das wußte Herr Wiese, denn es wurde damals nicht mit geschlossenen Zetteln abgestimmt, sondern jeder Wähler hatte den Namen seines Kandidaten mit lauter Stimme auszusprechen. Dadurch ließ sich die „Gesinnung“ besser kontrollieren. Es waren über diesen Vorgang aber doch schon mehrere Jahre vergangen. Allein Herr Wiese konnte nichts vergessen, da er die Personal-Listen sehr genau führte. Zu ändern war nun freilich nichts. Meine Thätigkeit an der Kriegsakademie hatte vor Ablauf eines Jahres schon ihr Ende erreicht. In liberalen Kreisen hätte man die Sache gerne eingehender verwertet und mich unter die „politischen Märtyrer“ versetzt, eine Rolle, die von Solchen, die nichts Besseres für sich wußten, immer noch gerne gespielt wurde; ich aber suchte dem zu steuern, um über eine Erfahrung, die mich innerlich und äußerlich hart berührte, schneller hinweg zu kommen.

Es schien sich auch schon nach einigen Monaten eine neue Anknüpfung zu einer, freilich sehr anders gearteten Wirksamkeit zu finden. Man wollte mich, nach dem traurigen Abgange Gutzkows, als Generalsekretär der deutschen Schillerstiftung haben. Schon zu Neujahr sollte ich nach Weimar übersiedeln. Ich zögerte, darauf einzugehen, da die Stellung nur auf fünf Jahre abgesehen war, und mit dem Wechsel des Vorortes auch das Verwaltungspersonal zu wechseln hatte. Inzwischen kam Dingelstedt, damals Intendant des Theaters in Weimar und zugleich Präsident der Schillerstiftung,

nach Berlin. Ich hatte mit den Freunden immer noch den kleinen litterarischen Verein, zu welchem wir uns Samstag Nachmittags versammelten. Diesmal war der Schauplatz bei mir, und Dingelstedt gleich bereit, harmlos Kaffee und Gespräch zu teilen. Auch Paul Heyse, der zur Aufführung seines „Hans Lange“ von München gekommen war, befand sich in unserem Kreise. Alle waren einig, daß ich den Ruf nach Weimar annehmen sollte. Da ich für den Winter in Berlin öffentliche Vorträge angekündigt hatte, stellte Dingelstedt mir Vertretung bis zum April in Aussicht. Während wir noch sprachen, kam ein Telegramm an ihn aus Weimar, das ihn schneller als er gewünscht zurück berief, und eine Nachricht brachte, welche unsere Verhandlungen zwecklos machte. Es waren Konflikte im Verwaltungsrat entstanden. Nicht Weimar blieb, sondern Wien wurde Vorort der Schillerstiftung. Damit hatte Dingelstedt niemand mehr zu berufen, und die Sache war für mich vorbei. Es sollte nicht das letztemal sein, daß man mir eine Stellung antrug, die man schließlich nicht mehr zu vergeben hatte.

Dreizehntes Kapitel.

Ich will jetzt von einigen dramatischen Arbeiten sprechen, welche zum Teil schon vollendet waren, zum Teil mich in den nächsten Jahren beschäftigten. Nur kurz fasse ich mich über zwei Lustspiele. Das eine, „Der Deutsche Festkalender“, wendete sich gegen das unaufhörliche Feiern von Festen, zu allerhand Zwecken worin die Eitelkeit der Unternehmer mehr die eigene Persönlichkeit, als die Sache selbst, zu feiern pflegte. Es wurde im königlichen Schauspielhause aufgeführt, ohne sich dauernd halten zu können. Merkwürdigerweise trat die Kritik diesmal sehr milde auf, da sie doch manche Gelegen-

heit zum Gegenteil gehabt hätte. Das Stück wäre heutzutage eine Unmöglichkeit. Damals lachte man noch, wenn von einem Feste zum Besten des Hermannsdenkmals gesprochen wurde. Heut steht dasselbe hoch und gewaltig im Teutoburger Walde aufgerichtet, ein erstes großes Denkmal seit dem Bestehen des neuen deutschen Reiches, und der Kaiser hat der Einweihung selbst beigewohnt. Das Stück ist aber auch noch aus einem anderen Grunde unnütz geworden. Denn ein anderer griff mit robuster Hand zu, und bildete aus den Grundzügen einen seiner „Schwänke“ unter dem Titel „Das Stiftungsfest“, welches auf allen Theatern beliebt geworden ist. — Das nächste Lustspiel, „Die Märtyrer des Glücks“ beruht mehr auf psychologischer Entwickelung und ist feiner durchgeführt. Es ist meines Wissens nur in Stuttgart aufgeführt worden. Doch erst sechzehn Jahre später kam mir zufällig ein Theaterzettel in die Hand, der mir die Thatsache beglaubigte.

Dagegen spreche ich gern von dem bald darauf entstandenen Schauspiel „Die Protestanten in Salzburg“. Ich fühlte, daß es in meinem Sinne gelungen war, und hörte die verschiedensten Stimmen beifällig darüber urteilen. Herr von Hülsen wußte des Anerkennenden nicht genug darüber zu sagen, lobte die Technik, die vielen dankbaren Rollen, bedauerte aber, daß er an eine Aufführung nicht denken dürfe. Ein kirchlicher Konflikt, in welchem ein Schatten auf die katholische Kirche, wenn auch nur auf die Hauptvertreter derselben, falle, könne auf der königlichen Bühne nicht dargestellt werden. — Aber doch Meyerbeers Hugenotten! wendete ich ein. Ja, in der Oper! Wer denkt da an die Vorgänge! Die Musik deckt Alles zu, auch das Verbotene! — Es wurde später noch schlimmer, und an eine Möglichkeit der Aufführung war nicht mehr zu denken. Zehn Jahre darauf wollte Hans von Bronsart, als Intendant in

Hannover, die Darstellung der „Protestanten“ dennoch wagen. Schon war alles dazu vorbereitet, als die Einstudierung des Stückes durch einen Befehl aus Berlin verhindert wurde, da alles was nach „Kulturkampf“ aussehe (so nannte man jetzt die konfessionellen Gegensätze) von den königlichen Theatern ausgeschlossen sei. Damit war das Stück also auf den vier jetzt preußischen Hofbühnen, Berlin, Hannover, Kassel, Wiesbaden, verboten. An den Hoftheatern der katholischen Höfe, in Wien, Dresden, München, war gar nicht daran zu denken. Selbst die liberalste Theaterleitung, die in Weimar, jetzt vertreten durch Herrn von Loën, sah sich das Stück wohl eine Weile auf die Darstellung hin an, bat mich jedoch endlich, von meinem Wunsche abzustehen, da man sich der Möglichkeit eines Verstoßes nach außen hin nicht gern aussetzen möchte. Doch geschah dies erst später. Ich wandte mich nicht weiter an die Theater, sondern ließ das Stück im ersten Bande meiner „Dramatischen Dichtungen“ im Druck erscheinen. Wenn ich in das alte böse Lied von den Schwierigkeiten, die dem Dichter in der Wahl seiner Stoffe von den Hoftheatern gemacht werden, einstimmen wollte, ich könnte hier stark einsetzen. Denn es ist nicht nur das kirchliche Gebiet, es ist ebenso das politische, welches mit seinen immer wechselnden Richtungen und Parteien, ihm abgeschnitten wird; es ist eine solche Masse von Gründen im Wege, die mit dem Drama nichts zu thun haben, eine solche Menge elender Rücksichten ist zu nehmen, die außerhalb des Theaters angebracht sein mögen, hier aber verwerflich sind, daß man nicht mehr weiß, wo der stoffliche Index anfängt und wo er endet. So sind die „Protestanten“ nirgends zur Aufführung gekommen, werden es auch wohl zu meinen Lebzeiten nicht, obgleich ältere und jüngere Schauspieler oft genug darnach getrachtet und gedrängt haben. Beim mündlichen Vortrag, und ich habe es immer

gern vorgelesen, hatte das Stück stets einen lebhaft ergriffenen Zuhörerkreis. —

Doch muß ich nun zurückkehren zu den politischen Ereignissen des Jahres 1866, welche die Teilnahme an allem dichterischen Schaffen hinter der an den öffentlichen Dingen zurückdrängte. Der Konflikt zwischen Oesterreich und Preußen sollte zum Ausbruch kommen und zum Kampfe um die Führung in Deutschland, wo nicht um die Existenz, werden. Schon das Vorspiel des Krieges brachte, mit einem Riß durch die bürgerlichen Verhältnisse, Schrecken und Verwirrung hervor. Scheinbar festbegründete Geschäfte wankten und stürzten, und rissen andere nach sich. Tausende von Menschen, die das Ihrige sicher angelegt zu haben wähnten, sahen sich plötzlich um Alles gebracht. Auch meine Familie wurde durch den Konkurs eines Handlungshauses betroffen. War ich selbst auch nicht in der Lage, etwas verlieren zu können, so büßte meine Mutter doch ihren letzten kleinen Rest dabei ein. Ich reiste an Ort und Stelle, um zu verhandeln, ohne etwas von Belang auszurichten. Solche Ereignisse wurden von meiner Mutter übrigens stets mit großer Fassung getragen, und es bedurfte bei uns keiner Gewaltanstrengung, um daran humoristisch zu nehmen, was nur irgend eine Handhabe dafür bot. Ueber diese Privatangelegenheiten hinaus wirkte die öffentliche Stimmung anfangs auch nicht ermutigend. Man hatte die österreichische Armee immer über Alles preisen hören, und erwartete auf preußischer Seite vorerst Niederlagen. Aeußerungen von Generalen, Männern aus den höchsten Kreisen, bestätigten diese Befürchtungen nur. Unsre Familie stellte ein Kontingent von sieben Mann in's Feld, in welchem fast alle Rangstufen vertreten waren, meinen Schwager Scheffler an der Spitze. Auch mein Bruder hatte, als Militärarzt, seine junge Frau und zwei Kinder zu verlassen. Außerdem rückten noch fünf junge Vettern als Offiziere und

im Einjährigen-Dienst nach Böhmen. Mit um so größerer Spannung verfolgten wir alle Nachrichten von Märschen, welche die Zeitungen brachten, suchten auf der Karte die Wege nach, und harrten der knappen Feldpostbriefe. Wer sich in dieser Zeit nicht ernstlich etwas zu thun machte, war übel dran. Und doch mußte die Stimmung zur Arbeit eigentlich mühsam erzwungen werden. Ich ging jeden Tag nach der Bibliothek — schon um der Nähe des königlichen Palais willen, wo die neuesten Depeschen einliefen und mitgeteilt wurden — und machte kleine litterarische Studien. So entstanden einige Aufsätze, wie über die politische und patriotische Lyrik, welche dann unter dem Titel „Aus alten Liederbüchern“ in Monatschriften veröffentlicht wurden.

Wie ein Rausch aber wirkten die Siegesnachrichten, welche über die großen Schlachttage vom 26. Juni bis zum 3. Juli einliefen. Ueber jede Erwartung war auch was den kriegerischen Ereignissen folgte, die Vergrößerung und Machtentfaltung Preußens. Darüber gab es aber noch manche Aufregung. Selbst gute Patrioten schauderten, daß der König „gegen verwandte und befreundete Höfe“ so verfahren konnte! Daß es auf mehr als eine Vergrößerung Preußens, daß es auf eine Erneuerung Preußens abgesehen war, ahnten die Wenigsten. Nachdem die Siege in Böhmen erfochten waren, ließ uns der Kriegsschauplatz in Süddeutschland ruhiger, obgleich Kenner ihn strategisch interessanter nannten. Die Mitglieder unserer Familie kehrten diesmal noch sämmtlich heil und gesund aus dem Kriege zurück, trotz einer Verwundung die mein Schwager bei Nachod erlitten hatte. Mein Bruder wurde am längsten in den böhmischen Lazarethen aufgehalten. Und nachdem sich Berlin zum Einzuge der Sieger festlich geschmückt hatte, konnte man, schneller als man erwartet, und in erhöhter Stimmung, zu den Geschäften des Friedens zurückkehren.

Ich habe nur knapp erzählt, was der Geschichte angehört, und nur so viel davon gegeben, als in die Darstellung des eigenen Lebensgangs gehört. In diesem engen Kreise gab es nach wie vor viel zu überwinden und durchzumachen, aber in der dichterischen Thätigkeit fand sich immer eine Zuflucht und ein Heilmittel gegen jede Widerwärtigkeit. So nahm ich, zwischen Arbeit aller Art, privaten und öffentlichen Vorträgen, auch mein Lieblingswerk, den Gevatter Tod, wieder zur Hand, und vollendete mitten heraus einige Scenen.

Leider ließ ich mich auch zu einer Arbeit überreden, die mir eigentlich in hohem Grade unbequem war. Der Musiker Emil Naumann, mir von Dresden her befreundet, ließ nicht ab, einen Operntext von mir zu verlangen. Ich aber hatte kein rechtes Verhältniß zur Oper, und war damals, wo ich mit meinen dramatischen Dichtungen manche Enttäuschung erlebt hatte, noch mehr gegen dieselbe gestimmt. Andauerndes Bitten entlockte mir schließlich dennoch eine seufzende Einwilligung, und ich ließ mich zum zweitenmal auf etwas ein, was mir innerlich widerstrebte. Wir vereinigten uns über eine „Lorelei". Die Geschichte wurde in die Zeit Karls des Großen verlegt, und behandelte seinen Kampf gegen die Reste des Heidentums, in welchem die schöne Lorelei im Stillen immer noch ihr Wesen treibt. Naumann reichte das Manuskript des Textbuches der Generalintendantur ein, und von dieser wurde es gutgeheißen und gleichsam im voraus zur Darstellung angenommen. Allein es sollten dreiundzwanzig Jahre vergehen, ehe der Komponist sein Werk zu Ende führte.

Vierzehntes Kapitel.

Anstatt nun weiter zu berichten von Arbeiten und Arbeiten, einem eintönigen Lebensgange aus Jahren, die mir die Erinnerung vielfach nur grau in grau malt, will ich lieber auf ein Abenteuer kommen, welches in diese Zeit fällt, lustiger zu erzählen, und hoffentlich auch zu lesen.

Im Sommer 1867 war die Mutter mit den Schwestern nach Westpreußen gereist, um auf dem Gute eines Vetters und in der Nähe zweier ihrer verheirateten Kinder einen mehrwöchentlichen Aufenthalt zu nehmen. Ich aber ging auf kurze Zeit nach der Ostsee, und zwar nach Misdroy, um Wellen und Buchenwälder zu genießen. Hier traf mich eine Einladung des Großherzogs von Sachsen zur Säkularfeier der Wartburg, welche nach achthundert Jahren ihres Bestehens, jetzt im Neubau vollendet, wieder eingeweiht werden sollte. Die Kantate von der Heiligen Elisabeth, mit deren Komposition Liszt nach zehn Jahren auch fertig geworden, war dabei zur Aufführung im großen Festsaale bestimmt worden, und so hatte man auch an mich, den Verfertiger des Textes gedacht. Ich machte mich auf den Weg nach Eisenach, und dachte im „Rautenkranz“ einzukehren. Aber sowohl hier, wie in den übrigen Gasthöfen, war durch den großen Zustrom von Fremden Alles mit Beschlag belegt, sogar jedes Privathaus sollte besetzt sein. So verging mir der Morgen und ein Teil des Nachmittags mit Suchen nach einem Unterkommen, als ich mit einigen Herrn in's Gespräch kam, und dabei meiner Obdachlosigkeit erwähnte. Ein höherer Offizier half mir, nachdem er meinen Namen gehört hatte, aus der Verlegenheit. Sie finden Wohnung auf der Wartburg selbst, sagte er. Ich weiß bestimmt, daß der Kommandant Sie in seinen Zimmern erwartet. — Das war freilich

etwas Anderes. Ich nahm einen Kofferträger, und schritt mit diesem hinauf. Der Weg nach der Wartburg war außerordentlich belebt. Tausende von Eisenachern und Bewohnern der Umgegend, welche heut zwar keinen Einblick in die Festräume erhielten, aber doch so viel als möglich von den Vorbereitungen sehen wollten, spazierten und kletterten überall, oder saßen gruppenweise umher. Und es lohnte sich auf diesem entzückenden Wege zu verweilen. Da erregte der Fußgänger neben seinem Kofferträger einiges Befremden, und nachdem der Ruf laut geworden: „Der will wohl gar mit seinem Koffer oben logieren?“ war des spottenden Gelächters kein Ende. Da ich nun wirklich oben zu logieren hoffte, ließ ich mich dieses höhnische Spießrutenlaufen nicht verdrießen, bis ich am Thor der Burg von der Wache angehalten wurde. Es entstand neues Befremden, sogar eine starke Zurückweisung, doch drang ich darauf, den wachthabenden Offizier zu sprechen. Diesem, einem jungen Lieutenant, übergab ich zur Beglaubigung meine schriftliche Einladung, und bat ihn, mich bei dem Kommandanten melden zu lassen. Er übernahm die Meldung selbst, während ich in der Wachtstube verblieb. Es dauerte eine Weile bis er zurück kehrte mit der Nachricht, Herr von Arnswald sei bei den Herrschaften in der Hauptprobe, wo der Großherzog auch mich erwarte. Nun galt es in der Eile Toilette machen, und da sich kein anderer Raum für mich bot, mußte es in der Wachtstube und unter den Augen der Soldaten geschehn. Dann wurde ich über den zweiten Hof nach dem Festsaale geleitet. Die Kantate rauschte bereits in vollem Gange durch den prachtvollen Bau, wo Liszt, als Abbé in der schwarzen Soutane, den Taktierstock schwang. Gegenüber dem Chor und Orchester hatte der Großherzog mit seiner Gemahlin und einigem Gefolge auf einer Estrade Platz genommen, wo ich denn außerordentlich huldvoll, ja mit jener fast herzlichen Freund-

lichkeit, welche besonders das Wesen der Großherzogin so anmutend macht, empfangen wurde. Ich setzte mich neben den braven Kommandanten, der mich zu sich winkte, zugleich aber schalt, daß ich nicht ein paar Tage früher gekommen. Nun müßte ich, anstatt bei ihm, auf dem Thurme mein Nachtquartier beziehen. In einer Pause kam auch Liszt vom Orchester herüber, und ich begrüßte den inzwischen im geistlichen Kleide einherschreitenden glänzenden Weltmann, nicht ohne vergleichende Erinnerungen an vergangene Tage. Die Fürstin Wittgenstein lebte nicht mehr in Weimar, sondern in Rom. Ihre Tochter hatte sich mit dem Fürsten von Hohenlohe, Flügeladjutanten des Kaisers von Oesterreich, verheiratet.

Seit meinem letzten Besuch auf der Wartburg waren zwölf Jahre vergangen. Damals malte Schwind noch an den „Werken der Barmherzigkeit", Alles war noch im Werden. Jetzt stand der Prachtbau vollendet da, der Großherzog und seine Familie bewohnten ihn mit einem zahlreichen Hofstaat und Gefolge. Doch war die Mehrzahl der Gäste in Eisenach untergebracht worden, wie auch Liszt, der seinen eignen Hof hielt, im „Rautenkranz" Wohnung genommen hatte. Ich erhielt denn wirklich mein Gemach im Thurme, und zwar im obersten Geschoß desselben, frei und windumweht. Ueber meinem Haupte flatterte und klatschte die große Burgfahne in den Lüften. Alle Stockwerke des Thurmes waren zu Gastwohnungen eingerichtet, und die Ausstattung der auf der höchsten Staffel gelegenen war darum nicht die weniger begünstigte — wenn man die Treppen in Abrechnung brachte.

Von den großartigen Festlichkeiten erzähle ich nur das Hauptsächlichste. Auf die Generalprobe folgten Stunden der Begrüßung. Ich fand fast Alles, was mir in Weimar bekannt war, hier versammelt, und hatte neue Bekanntschaften zu machen. Da nun aber die Musiker, besonders der Lisztschen

Schule, stark vertreten waren, so drehten sich alle Gespräche nur um ihn und die Kantate, und das Fest konnte den Anschein einer Liszt-Feier gewinnen, worüber man in diesem Kreise denn auch einig war. Andererseits handelte es sich um die historische Elisabeth, als um die Ahnfrau und Schutzpatronin des Hauses, während für mich die historische Bedeutung der Burg in einer anderen Zeit lag. Aber da wäre ich mit meiner Prosa schön angekommen! Sängerkrieg, Tannhäuser, Wagner! Heilige Elisabeth, Liszt! Das waren die Schlag- und Stichworte. Zu ihrem Aerger spielten die Musikanten bei dem Feste aber doch nicht eigentlich eine Rolle, außer derjenigen, die ihnen im Konzerte zugedacht war. Aber jene Mahnung an Junker Georg und die Uebersetzung der Bibel sollte doch noch eindringlich und von befugter Stimme ausgesprochen werden. Denn als sich am andern Morgen in der kleinen engen Schloßkapelle der Hof mit seinen Gästen zum Frühgottesdienst einfand, legte Pfarrer Grüneisen aus Stuttgart den Versammelten von der Kanzel sehr eindringlich an's Herz, daß nicht in der erneuerten mittelalterlichen Romantik die große Epoche des Hauses zu suchen sei, sondern, daß man unbeschadet der Ahnherrin, sich hier auf der festen Burg des Protestantismus befinde, zu welcher Luther das Haus geweiht habe. Ich frohlockte, vermutete aber, daß nicht bei Allen diese Rede auf einen günstigen Boden fiel.

Gleich darauf ging es zur Aufführung der „Legende von der Heiligen Elisabeth“ in den Festsaal. Er gewährte einen prachtvollen Anblick, den einer wahrhaft fürstlich-festlichen Entfaltung. Von der Lisztschen Musik war man hingerissen. Leider muß ich bekennen, daß es mir „siech in den Ohren“ ward, wie einst Herrn Walther von der Vogelweide an gleicher Stelle. — Nach dem Konzerte versammelte sich die Gesellschaft zur Tafel in den übrigen Sälen. Es gab eine allerliebste altdeutsche Speisekarte, welche sehr ab-

sonderliche Gerichte versprach, nur mußte man nicht glauben, dasjenige zu verspeisen, was man auf der Karte fand. Die „gebratenen Pfawen“ hätten unserem Geschmack auch wohl weniger zugesagt, als der „Putenbraten“, der unter diesem Namen gereicht wurde, und für die verschiedenen „Agraze“ durfte man mit dem zeitgemäßen Eingemachten auch zufrieden sein. Die Tafel mit ihren zahlreichen Toasten mußte häufig unterbrochen werden, da große Züge der Gewerbe, der Vereine, der Schulen, mit Musik und Fahnen in den Schloßhof zogen, und den Landesherrn auf den Altan, die Gäste an die Fenster riefen. Eine eigentliche Etikette gab es bei diesem Feste nicht, dafür viel bunt bewegtes Leben, und für das Auge die köstlichsten Bilder. Ganz ungezwungen ging es nach der Tafel zu, während in kleineren Gemächern der Kaffee gereicht wurde. Man kam, ging, unterhielt sich, wie man Lust hatte. Hier lernte ich den Maler Genelli kennen, dann Friedrich Bodenstett und Rudolf Gottschall. Ich sah den Franzosen Olivier, Liszts Schwiegersohn, der später als Minister Napoleons III. eine so stolz-klägliche Rolle spielen sollte. Eine Herzogin von Galiera (ich glaube aus Genua) wollte Grüße von mir an Montalambert, den Verfasser des Buches über die „Chère Sainte“, nach Paris mitnehmen, was ich ihr denn überlassen mußte. Man sprach von ihrem unermeßlichen Reichtum, und daß sie bei ihrer Rundreise bei den Höfen nach einer Prinzessin für ihren Sohn, den Herzog von Galiera, suchte. Dieser Herzog war auch da, wenig über zwanzig Jahre alt, von bereits sehr verbrauchtem Aussehen. Er konnte die Beine nicht stillhalten, zappelte fortwährend, rannte die Leute fast um, und lachte nicht schön. Mutter und Sohn machten den wunderlichsten Eindruck.

Zu dem nun folgenden Kinderfeste auf den Wiesen im Marienthal begab man sich nach Belieben, um es in der

Nähe, oder auf den Anhöhen spazierend zu betrachten. Die Großherzogliche Familie fehlte auch hier nicht, und das schöne Wetter begünstigte eine so lustige Bewegung, Spiele und kleine Künste der Jugend, daß man nichts Vergnügteres sehen konnte. —

Am andern Morgen stieg ich schon früh herab von meiner Turmkemenate, um einen Spaziergang zu machen. Aber noch im Burgthor ließ mich der Kommandant zurückholen, und gab mir lachend zu verstehen, daß ich unhöfischer Mensch nicht so auf eigene Hand davongehen dürfe. Der Großherzog wolle mich beim Frühstück sehen. Dieses wurde in einer Laube, mit dem Ausblick in das wundervolle grüne Waldthal, aufgetragen. Der Burgherr erschien, nur von seinen beiden Töchtern begleitet, und es durfte mich überraschen, daß mit meinem Hinzutritt die Gesellschaft als vollzählig erachtet ward. Die beiden Prinzessinnen lernte ich in der Unterhaltung so kennen, wie man sie mir geschildert hatte. Einfach erzogen, gebildet im besten Sinne, mädchenhaft anmutig, liebenswürdig in ihrem stillfreundlichen Wesen. Der Großherzog, lebhaft teilnehmend an allem Künstlerischen, voll von neuen Plänen, frei und rückhaltlos im Gespräche, und einem Scherze sehr zugänglich.

An diesem Morgen fand die zweite Aufführung der Heiligen Elisabeth statt, und zwar in der Stadtkirche zu Eisenach, für Jeden, der einen Platz dazu ergattern konnte. Da der Großherzog mit seiner Familie auch diesmal erschien, so durfte ich, wie Herr von Arnswald mir einschärfte, an keinen Urlaub für mich denken, sondern hatte mich anzuschließen. Doch begrüßte ich beim Eintritt in die Kirche liebe Gesichter aus Weimar, die ich bisher vergeblich gesucht hatte, so die Familie Preller. — Nachdem der zweite Festtag fast verrauscht war, rüstete der Großherzog mit seiner Familie sich zur Abfahrt. Ich wurde eingeladen, noch als Gast auf

der Wartburg zu verweilen. „Wir sehen uns hoffentlich bald öfter hier!“ sagte der Großherzog beim Abschied. Ich dachte nicht, daß das noch etwas Besonderes zu bedeuten habe.

Abends war Gesellschaft bei Liszt in Eisenach. Viele Musikjünger hatten sich eingefunden, mit der Bitte, ihm etwas vorspielen zu dürfen, das heißt, sich von ihm prüfen zu lassen. Selten ließ er einen zu Ende kommen, sondern klopfte den Spielenden auf die Schulter mit den Worten: „Recht hübsch, ja! Hast was gelernt, ja! Ein andermal mehr, ja!“ Dieses kurze Ja hatte er sich so angewöhnt, daß er fast keinen Satz ohne diese Bestätigung ließ. Einem Unglücklichen aber fegte er mit der Hand die Finger gradezu weg von den Tasten: „Genug, ja! In ein paar Jahren wiederkommen, ja!“ sagte er zu dem Gerichteten, der sich erblassend erhob. Er hatte nicht nur das Mitleid, sondern auch die Sympathie der Mehrzahl für sich, und Kenner meinten, er sei zu hart behandelt worden. Der unbedingte Herrscher auf dem Klavier verlor eben auch zuweilen die Geduld. Und wer hätte sie bei diesem Zudrang von Klavierspielern bewahren können!

An diesem Abend nahm mich Liszt bei Seite, um unter vier Augen mit mir zu sprechen. Er eröffnete mir, der Großherzog wünsche mich in seiner Nähe zu haben, wenn auch vorerst ohne bestimmte Position, die sich ja künftig wohl finden werde. Ich sollte mich inzwischen über meine Bedingungen aussprechen. Ich fragte, was ich denn in der Zwischenzeit bis zu einer Position zu thun haben würde, und wie ich mir diese etwa zu denken hätte? — „Muß man denn immer etwas zu thun haben? entgegnete Liszt mit Lächeln. Oder, wenn das denn durchaus nötig ist, vielleicht wird einmal ein Platz an der Bibliothek frei“. — Vielleicht! — Nach dem Entgegenkommen des Großherzogs im Verkehr der letzten Tage war es mir peinlich, seinen Wunsch nicht

unbedingt erfüllen zu können. Ich war nicht höfisch genug, mir eine solche Sonderstellung zu wünschen, ich war überdies nicht mehr jung genug, um leichtsinnig auf etwas einzugehen, was mir keine Dauer versprach. Aber da Liszt weiter in mich drang, und von Bedingungen denn doch die Rede sein sollte, mußte ich sie formulieren. Sie waren, nach heutigen Begriffen, überaus bescheiden gestellt, trotzdem bemerkte ich den Ausdruck der Ueberraschung in den Zügen des liebenswürdigen Vermittlers. „Ich verdenke es Ihnen nicht! sagte er — Aber — ja!" Wir ließen das Gespräch darüber fallen.

Als ich Abends auf die Wartburg zurück kehrte, trat ich noch einmal bei dem Kommandanten ein, bei welchem ebenfalls Gesellschaft war. Man saß noch lange bei der Bowle, und es war tief in der Nacht, als ich ermüdet nach meinem Turmzimmer begehrte. Ein junger Reitknecht, genannt „der Wilhelm", leuchtete mir über die Höfe. Der Eingang zum Turm befindet sich innerhalb des Gebäudes, und in jener Galerie mit den „Werken der Barmherzigkeit". Hier angelangt, fanden wir die Turmpforte verschlossen. Die Gäste waren abgereist, man dachte wohl nicht, daß der Bewohner des obersten Geschosses noch einmal wiederkehren werde. Mein Begleiter ging zurück um den Schlüssel zu holen, indem er mir das Licht überließ. Er zögerte lange. Um mir die Zeit des Wartens zu vertreiben, nahm ich den Armleuchter, und ging damit die Wand entlang, indem ich die Gemälde betrachtete. Die Thür der Kapelle fand ich offen. Ich ging hinein und setzte mich eine Weile nieder, in der nächtlichen Stunde mit dem Schlafe kämpfend. Mein Wilhelm kam und kam nicht. Vielleicht habe ich ihn überhört, dachte ich, er kann die Thür inzwischen geöffnet haben. Ich nahm den Leuchter und schritt durch die Galerie zurück. Da glaubte ich vom Hofe her ein befangen klingendes „Wer da?" zu vernehmen. Da es sich wiederholte, öffnete ich das

Fenster und entgegnete hinaus: „Ich wohne hier!“ Es war stockfinster, ich konnte niemand sehen, aber ich hörte hastige Tritte, die nicht wie ein Hinwegschreiten, sondern wie ein Ausreißen klangen. Befremdet schloß ich das Fenster, und maß den Gang von neuem auf und ab. Nach einer Weile dröhnten schwerere Tritte über den Hof heran, und bald darauf stand eine Patrouille, geführt von einem Unteroffizier, vor mir, der mich ziemlich hart anließ mit der Frage, was ich zu Nacht hier zu treiben hätte. Meine Erklärung machte ihn stutzig und schien auf Unglauben zu stoßen. Doch erfuhr ich von ihm, daß der Posten auf der Wache gemeldet habe, es gehe ein Spuk im Herrenhause um, oder es habe sich jemand eingeschlichen. Da ich des Harrens und nächtlichen Spukens aber müde war, erklärte ich mich bereit, mit ihm zu gehen, wenn man mir ein Unterkommen in der Wachtstube gönnen wolle. In diesem Augenblicke kam der Wilhelm hastig zurück, und berichtete atemlos, daß der Kastellan schon geschlafen, und dann den Schlüssel nicht habe herausgeben wollen, und was er weiter für Schwierigkeiten zur Erlangung desselben gefunden. Ich war froh, endlich meiner gespenstigen Rolle ledig zu sein, und stieg in mein Gemach hinauf. Aber trotz aller Müdigkeit sollte es eine ruhelose Nacht geben. Der Wind heulte hier die unglaublichsten Nachtgesänge, die getäfelte Decke hörte nicht auf zu knistern und zu knacken, die große Fahne vollführte durch ihr Klatschen einen unerhörten Lärm und schlug an das Fenster, daß die Scheiben klirrten. Ungeduldig riß ich es auf, langte in die Luft, um einen Zipfel des Ungetüms zu erhaschen und fest zu machen, aber es wollte nicht gelingen. Der Tag brach an, und von Müdigkeit überwältigt verfiel ich noch in einen kurzen Schlaf. Dann kleidete ich mich an, um an die frische Luft zu gelangen. Unten aber fand ich zu meiner Ueberraschung die Pforte des Turms verschlossen.

Kein Rütteln half, kein Rufen, die Thür war und blieb unbeweglich fest. Ich schritt wieder hinauf, lehnte mich aus dem engen Fenster um zu rufen. Aber das Fenster ging nicht auf den Burghof, sondern in's weite Land hinaus. Was war nun zu thun? Wie oft ich die Treppen vom obersten Gemach zur Pforte und wieder hinauf zurückgelegt habe, weiß ich nicht, jedenfalls aber war ich an diesem Tage, obgleich eingesperrt, viel unterwegs. Mittag kam heran, und ging vorüber. Ich dachte an Ugolino im Hungerturm zu Pisa. Denn ich konnte mich als den einzigen Lebendigen in dem jetzt leeren Fürstenhause annehmen. Die Wohnung des Kommandanten, am Eingang der Burg gelegen, war durch zwei Höfe von mir getrennt, keine Nachricht von mir, kein Rufen konnte zu ihm gelangen. Es war fünf Uhr Nachmittags geworden, ich dachte in nicht erbaulicher Stimmung über meine Lage nach, als ich Stimmen unter mir vernahm. Ich sprang auf. Scheuerweiber waren's! Scheuerweiber, aus deren geschwätzigen Kehlen es mir wie ein Erlösungshymnus erklang! Sie aber schrieen entsetzt auf bei dem Anblick eines Menschen hier oben, und stoben kreischend aus einander. Ich jedoch fuhr zwischen ihnen durch, riß in der Flucht einen Wassereimer um, der mit seinem Inhalt vor mir hinunter polterte und die Treppe überschwemmte — die Turmthür stand offen, ich war frei! Nun flog ich über die Höfe, und dem Kommandanten, der aus seiner Wohnung trat, gradeswegs in die Arme. Vor Allem bat ich um etwas zu essen, denn ich hatte einen Wolfshunger.

Arnswald, welcher vermutet hatte, ich sei abgereist, war außer sich, als er den Bericht über mein Abenteuer erfuhr. Ich zwar, bei einem schnell bereiteten Imbiß, konnte bereits lachen, bei ihm aber ging die Aufregung erst an. Vor Allem beschwor er mich, nichts davon laut werden zu lassen, damit der Großherzog es nicht erführe! In seinem Burgbann aber

sollte ein Strafgericht ergehen, gegen den Wilhelm, gegen den Kastellan, gegen den Unteroffizier, daß ich nicht umhin konnte, meine Bitten gegen die Schuldigen einzulegen. Die schleunigst angestellte Untersuchung ergab nun: Daß jener Unteroffizier, der sein Mißtrauen gegen den fremden Wandler nicht unterdrücken konnte, den Wilhelm gezwungen hatte, die Turmthür hinter mir zu verschließen. Der junge Windbeutel von Reitknecht war aber der eigentlich Schuldige, da er mich Morgens vergessen, sogar im Auftrage seines Herrn den Vormittag in Eisenach zugebracht hatte. Den Schlüssel hatte er allerdings dem Kastellan wiedergegeben, dieser aber war nicht darauf verfallen, daß auf dem Turme noch jemand hausen könnte. — Mein wackrer Freund wollte nun aber von meiner Abreise noch nichts wissen, ein paar Tage wünschte er mich noch in seiner Wohnung zu behalten, um das Verschuldete gut zu machen. Einen Tag und eine Nacht gab ich denn zu. Im Gespräch zeigte sich, daß Herr von Arnswald im Vertrauen seines Herrn war, indem er fragte, ob sich an diese Tage nicht ein dauerndes Verhältniß zwischen Weimar und mir knüpfen werde. Ich erzählte ihm von meinem Gespräch mit Liszt. Es ist schade! sagte er. Ich kann Ihnen nicht Unrecht geben, aber ich vermute, nun wird nichts draus! — Es wurde auch wirklich nichts draus, die Sache kam niemals wieder zur Sprache. Und es war aus gewichtigen Gründen recht gut so. Ich bin darum doch immer wieder gern in Weimar eingekehrt, und auch das Wohlwollen des Großherzogs ging mir nicht verloren. So oft ich aber an der Wartburg vorüber fahre, und nach dem Turm hinüber schaue, denke ich, daß ich einmal über Nacht und Tag auf einem der höchsten Punkte des Eisenacher Landes eingeschlossen gewesen bin. Ein Abenteuer, dessen man sich rühmen kann, wenn Andere es verschuldet haben und man heil davongekommen ist. Mein alter Kommandant lebt nicht mehr, und so durfte ich erzählen, was er nicht gern gehört hätte.

Fünfzehntes Kapitel.

In dieser Zeit trat mir die Aussicht auf eine Lehrthätigkeit näher. Friedrich Eggers, bereits Professor an der Akademie der Künste, hatte auch einen Lehrstuhl an der Gewerbe-Akademie erhalten, einer Anstalt, die darauf Polytechnikum genannt, und endlich zur Technischen Hochschule heranwuchs. Er wußte von der geistigen Regsamkeit seiner Zuhörer zu erzählen, und da er stets einen Kreis junger Leute um sich hatte, lernte ich einige von ihnen bei ihm kennen. Der Anstalt, auf welcher sie ihre Studien machten, hatte ich bisher wenig Aufmerksamkeit geschenkt, da mir schon der Name derselben, im Gegensatz zur Kunst, nicht anmutend klang. Jetzt beschloß ich, einmal einem der Vorträge meines Freundes beizuwohnen. Sehr überrascht, fand ich hier durchaus die Form und den Ton eines „Kollegs“ auf der Universität, und eine große Zuhörerschaft, die sich von einem Auditorium von Studenten kaum unterschied. Es schoß mir mit einemmal durch den Kopf, Privatdocent der Litteraturgeschichte auf der Gewerbe-Akademie zu werden, und ich that die nötigen Schritte. Professor Reuleaux, damals Direktor, und Geheimrat Nottebohm, Regierungsbevollmächtigter der Akademie, nahmen meinen Plan gut auf. Es bedurfte, auf Grund meiner litterarhistorischen Arbeiten, keiner Formalitäten, ich brauchte zu meiner Antrittsrede nur auf den Katheder zu steigen.

Mit Beginn des Wintersemesters, Mitte Oktobers hielt ich meinen ersten Vortrag. Man hatte mir den größten Hörsaal gegeben, und zu meiner Ueberraschung fand ich ihn gedrängt voll. Auf den amphitheatralisch erhöhten Bänken, bis zur Decke hinauf, Alles schwarz und ein paar hundert erwartungsvolle Gesichter. Ich trug die Litteratur des acht-

zehnten Jahrhunderts vor, und behielt dafür in diesem Semester wirklich zweihundert eingeschriebene Zuhörer. Dieser günstige Erfolg stimmte mich zuversichtlich, und es wurde mir die Genugthuung, daß im Sommersemester, wo die Bänke schwächer besetzt zu sein pflegen, und ich noch dazu ein dieser Jugend entlegeneres Thema (Geschichte der griechischen Dichtung) vortrug, ein über hundert Köpfe starkes Auditorium vor mir zu sehen. Oft dachte ich in dieser Zeit, warum ich nicht schon mehrere Jahre früher diese mich befriedigende Thätigkeit ergriffen hätte? Aber wer kann sich um etwas bekümmern, wovon er eigentlich noch nichts gehört hat? — Man hegte die Absicht, mich dauernd für die Anstalt zu gewinnen. Geheimrat Nottebohm besuchte mich und fragte, ob ich eine Professur annehmen würde? Es war eine Frage, die Reuleaux auch schon an mich gethan hatte. Ich bejahte sie sehr gern. Aber die Herren hätten sie mir nicht vorlegen sollen, bevor sie mir die Professur erteilen konnten. Das mochten beide mit Zuversicht erwartet haben, aber sie sahen sich enttäuscht. Denn auf ihren Vorschlag und ihre Befürwortung erhielten sie von dem Minister Von der Heydt eine abschlägige Antwort. Es war ihnen peinlich genug, mir dies mitzuteilen, zumal sie mir den Lehrstuhl von freien Stücken in Aussicht gestellt hatten. Auch dauerte es bis kurz vor Beginn des Wintersemesters, bis Reuleaux sich dazu entschloß, übrigens mit dem Wunsche, ich möchte meine Thätigkeit fortsetzen. Er hoffe, es sei noch nicht das letzte Wort gesprochen.

Nur kurz erwähne ich hier eines ersten Ausflugs nach Schlesien, den ich in den Sommerferien machte. Zu dem leichten Gepäck in meinem Ränzel that ich das Manuskript des „Gevatter Tod“, in der Hoffnung, in Hermsdorf, wo ich mich länger aufzuhalten dachte, etwas daran zu thun. Doch kam es nicht dazu, da das Wandern durch das Ge=

birge mich mehr anzog. Von der ersten Station Schwarzbach am Eulengebirge schritt ich über das reizende Flinsberg und den Hochstein zuerst nach Hermsdorf. Unter all den Streifereien hat mir der Besuch der Schneekoppe den stärksten Eindruck hinterlassen. Im Schneegestöber langte ich auf dem Gipfel an, um eine der geräuschvollsten Nächte zu durchwachen. In dem überfüllten, von Tabaksqualm verdunkelten Saale war lautes, vom Ungarwein erhöhtes Durcheinander: Guitarren- und Harfenmusik, Hornbläser, Studentengesang (es soll dies Alles zu einer „ächten Koppennacht" gehören) ein Karneval der verrücktesten Art. Im Gegensatz dazu am Morgen der hellste Sonnenschein über Gebirg und Land, das wie eine umfassende Karte ausgebreitet lag. Schlesien erinnert unter den deutschen Mittelgebirgen am meisten an die Alpen, auch durch seine Hochwiesen und Sennhütten, hier „Bauden" genannt, und hat in seinen Thälern und Gründen Schönheiten aufzuweisen, die, wie an Großartigkeit so an Lieblichkeit, sich mit Allem messen können.

Der nächste Winter sollte einer der arbeitvollsten werden, da ich mich mit Vorträgen aller Art stark beladen hatte. Wie ich schon im vergangenen öffentliche Vorträge gehalten hatte, so nahm ich dieselben wieder auf, und neben denjenigen an der Gewerbe-Akademie liefen andre, zu welchen ich aufgefordert worden war. Ein großes gemischtes Publikum fand sich für verschiedene Cyklen aus allen Gebieten zusammen. Endlich war ich noch von einem Kreise junger Männer um eine Art von Privatkolleg angegangen worden. Dieses Auditorium bestand aus jungen Kaufleuten, Studenten und strebsamen Jünglingen aus allen Ständen. Diese Vorträge mußten dreimal die Woche um halb neun Uhr Abends (da die Mehrzahl der Zuhörer von ihren Geschäften nicht eher frei wurden) bis zehn Uhr gehalten werden. Oft wurde es auch länger, da sich immer noch Fragen und Gespräche, auch

wohl eine Erholung im Wirtshause daran knüpften. Und da nun das Lokal in der Sophienstraße von meiner Wohnung wohl eine Stunde weit entfernt lag, so kam ich selten vor Mitternacht nach Hause. Diese Vielgeschäftigkeit hielt ich aber entschieden fest, ja ich wäre imstande gewesen, sie noch zu erweitern. —

Nun saßen an einem letzten Novemberabende (1868) „die Kinder", wie ich meine jüngste Schwester und einen jungen Vetter, der in Berlin studierte, gerne nannte, bei mir im Zimmer und machten Weihnachtsarbeiten. Da schickte Reuleaux zu mir, mit der Bitte um einen Besuch, da er sich zum Ausgehen nicht wohl genug fühlte. Er wohnte in meiner Nachbarschaft, und ich ging zu ihm. Er vertraute mir, daß ich eine Berufung an die Technische Hochschule in Darmstadt erhalten würde, er aber wenigstens der Erste sein wollte, der mir eine diesmal gute Nachricht mitzuteilen hätte. Ich fühlte mich geradezu erschreckt durch die Möglichkeit einer so ungeahnten Erfüllung meiner Wünsche. Nun gab mir Reuleaux freilich anheim, ob ich, anstatt diesen Ruf sofort anzunehmen, nicht doch noch bei der Gewerbe-Akademie ausharren wollte, da er gar nicht daran zweifle, mir noch eine günstige Stellung zu verschaffen. Ich aber ließ es für einen Scherz gelten, und entgegnete ihm mit dem Spruche von dem Sperling in der Hand und der Taube auf dem Dache. Verargen mochte er es mir denn auch nicht.

Aber, an Enttäuschungen gewöhnt, konnte ich mich dem Glauben an ein so glückliches Ereigniß doch noch nicht hingeben, und obgleich lebhaft erregt, behielt ich mehrere Tage das Geheimniß für mich, um die Gewißheit abzuwarten. Da erschien denn der damalige hessische Gesandte, Legationsrat Hofmann, (später Präsident des Reichskanzleramts in Berlin) bei mir, um mir die Berufung als ordentlicher Professor der Geschichte, Litteratur und deutschen Sprache an

der Technischen Hochschule in Darmstadt zu bringen. Es versteht sich, daß ich sie annahm. Zwar mit kleinen Vorbehalten (denn Reuleaux hatte mich bereits auf einige Eigenheiten bei der Stellung aufmerksam gemacht) über die jedoch nicht schwer hinauszukommen war. In den wesentlichen Punkten hatte ich fortan mit dem hessischen Oberstudienrat Wagner (dem Herausgeber der Merckschen Briefe) zu verhandeln. Dieser kam im Laufe des Winters noch selbst nach Berlin, und durch persönliche Rücksprache wurde ich eingehender über die Verhältnisse unterrichtet. Obgleich mir Darmstadt ganz unbekannt, wenn ich auch schon öfter vorüber gefahren war, hoffte ich mich doch in dem Orte und in einer neuen Wirksamkeit bald zurecht zu finden. Ich erfuhr auch, daß es meine Litteraturgeschichte gewesen, durch welche Wagner auf mich aufmerksam geworden, und so sollte ich diesem Buche die günstigste Wendung meines Lebens verdanken.

Denn diese Berufung war ein großes Glück für mich, welches mich innerlich neu aufatmen ließ. Denn war mir schon eine dauernde Stellung in erwünschter Thätigkeit dadurch gesichert, so mußte ich es um so mehr begrüßen, daß der Ruf mich grade um diesen Zeitpunkt aus Berlin hinweg führte, und aus Verhältnissen, die mich hätten aufreiben müssen. Was nun den Winter über an Unbequemlichkeit noch durchzumachen war, erschien der gehobenen Stimmung und dem neu belebten Mute unschwer zu überwinden. Freilich gab ich viel, sehr viel in Berlin auf: Eine geistig so bedeutende Geselligkeit, einen solchen Freundschaftsverkehr durfte ich nicht wieder erwarten. Von meiner Mutter und den Schwestern stand ein Abschied bevor — denn es war schweigende Uebereinkunft, daß ich ohne sie dem neuen Glücksstern zu folgen hätte — ein Abschied, bei dem sich eine dauernde Wiedervereinigung unter den bisherigen Verhältnissen nicht wohl erwarten ließ. Mir aber war es recht, unter ganz

fremden Umgebungen allein auf mich angewiesen zu sein, um die Lebensgeister neu zu sammeln und ihnen feste Richtung zu geben. Denn es hatte sich viel Aufgestacheltes und Verwirrendes in meinem Gemüt eingenistet, was meiner Natur eigentlich zuwider war. Das fühlte ich jetzt bereits auf dem Rückzuge begriffen, zugleich mit mancher Schroffheit und Wunderlichkeit, durch die ich den Meinigen oft unverständlich gewesen sein mochte.

Nun aber folgte ein vielbewegter und anstrengender Winter. Denn hatte ich allen den verschiedenen Verpflichtungen als Docent noch zu genügen, so traten die Freunde mit dem Anspruch häufigeren Beisammenseins hervor, und andre gesellschaftliche Kreise verlangten, daß ich jetzt ihren Einladungen folgte. Mit einer Art von Bestürzung kam mir zum Bewußtsein, in wie zahllosen Beziehungen ich stand, welche sämmtlich eine Berücksichtigung verlangten. Wurde mir doch in der letzten Zeit noch manches Zeichen der Anhänglichkeit gegeben, nicht zuletzt von den Kreisen der angeregten Jugend. Deputationen, Adressen und Diplome, Einladungen zu Festlichkeiten folgten einander. Werte Namen prägten sich in diesen Tagen meinem Andenken von Neuem ein. Felix Hiller, ein Sohn Ferdinand Hillers in Köln, erhob sich nach meinem letzten Vortrage, um mir im Namen seiner Kommilitonen herzliche Abschiedsworte zu sagen; Hermann Rietschel aus Dresden, der bei dem gewaltigen Festkommers welcher (im Konzerthause) Lehrer und Studierende verband, den Vorsitz führte, dachte mein in seiner Rede mit herzlich gewinnenden Worten. Endlich war auch diese Kommersnacht überwunden und allen sonstigen Verpflichtungen genug gethan. Und so vereinigte sich am Ostermontage (1869) der nächste Freundeskreis mit den Frauen, meine Mutter und die Schwestern selbstverständlich mit eingeschlossen, zu einem letzten abendlichen Beisammensein. Nur wenige Stunden,

in beglückender Stimmung. Denn in der Frühe des andern Morgens sollte ich meinem neuen Ziel entgegen reisen.

Sechzehntes Kapitel.

Seit ich die Geschichte meines Lebens bis zu diesem Wendepunkte geschrieben, ist eine Reihe von Jahren vergangen. Ich meinte, es sei wohlgethan, die Erzählung hier abzubrechen, und auch die Frage trat auf, ob es sich denn überhaupt verlohnt habe, so viel über einen Lebensgang zu berichten, dessen äußere Ereignisse so wenig einer allgemeineren Teilnahme Wertes bieten. So wird öfter eine Arbeit mit Freude begonnen und fortgeführt, und die fast abgeschlossene bringt ein mißmutiges Unbehagen, bis zu dem Wunsche, sie niemals angefangen zu haben. Sollte ich das Geschriebene, wie schon so manches andre vernichten? — Ich kam nach längerer Zeit zu dem Entschlusse, nicht nur es stehen zu lassen, sondern es sogar fortzusetzen. Wer es über sich gewonnen, bis hierher zu lesen, liest wohl auch noch ein Stück weiter.

Ich sehe nicht in der Jugend die glücklichste, oder gar die Hauptepoche des Lebens. In diese Zeit wie in ein verlorenes Paradies zurückzublicken, ist mir etwas Unverständliches. Wenn ich in der Jugend viel Beglückendes erlebt und empfunden, so hatte ich die gesteigerte Empfindung innerer Befriedigung auch in viel späteren Jahren, ja in Zeiten, wo mir das äußere Leben wenig bot, sogar Entbehrungen auferlegte. Zu dem modernen Pessimismus, mit dem heut so Viele kokettieren, die etwas gelten wollen, habe ich keine Anlage. Freilich wird kein Mensch von lebhaftem Temperamente sich jeweilig einer bösen Stimmung entziehen können, die bis zur Menschenverachtung gehen kann, wenn er im öffentlichen wie im Kleinleben, das Unwürdige und Gemeine

gedeihen sieht, während er sich mit seinen heiligsten Bestrebungen zurückgedrängt erkennen muß. Ich spreche mich nicht frei von solchen Gemütsregungen, wußte mich aber stets wieder zur Ordnung zu rufen. Diese Stimmungen haben nichts gemein mit einer pessimistischen Weltanschauung. Ich fasse das ins Auge, was in der großen wie in der kleinen Welt besser geworden ist, den äußeren Fortschritt, den erweiterten geistigen Besitz, die sittliche Vertiefung des Lebens, welche ich noch überall in Bewegung finde, über die Thatsachen hinweg, welche das Gegenteil zu beweisen scheinen. In meinem persönlichen Dasein blieb auch später viel zu wünschen, zumal ich auf Vieles verzichten mußte, was Allen sonst gewährt ist; trotzdem erlebte ich für mich Manches, und wußte Tage zu verzeichnen, bedeutender, als sie das gepriesene Glück der Jugend zu geben vermochte. Ich sollte noch Genugthuungen erleben, grade auf Gebieten in welchen ich früher nur auf Enttäuschungen zu blicken hatte. Und wenn Enttäuschungen auch ferner nicht ausblieben, so warf ich sie hinter mich als die Schlacken des Daseins, und fuhr fort auf das edlere Metall zu schürfen, von dessen Vorhandensein ich überzeugt war. Mein künstlerisches Bilden und Schaffen gelangte zu einer neuen Epoche, die ich für mich als eine solche erkenne, gleichgültig, ob die Zeitgenossen sie anerkennen, oder auch nur beobachten wollten. Denn von diesen ist mir in dieser Zeit nicht viel Aufmunterung zuteil geworden. Doch das hat mich auf meiner Bahn eher bestärkt als abgeschreckt, mein Bewußtsein eher gehoben, als gedemütigt. Ich konnte über Vieles lachen, was mich sonst außer mich versetzt hatte. Wer von diesen Erfahrungen noch dies und jenes hören will, der möge mir denn folgen, in einen ziemlich engen Kreis, über den der weite Himmel der großen Welt aber doch auch ausgespannt ist.

Ich hatte mich die letzte Zeit in Berlin, mit meinen

fünfundvierzig Jahren, alt, sehr alt gefühlt; jetzt überkam mich ein neues Jugendgefühl. Denn was ist fröhliche Thatkraft und Mut anders, als Jugend? Und ich brauchte frischen Mut, denn was mich in Darmstadt empfing, war vorerst nicht ermutigend.

Ich fand die Verhältnisse doch unter meiner Erwartung. Eine ganz verkommene Schule, mit im Ganzen höchstens fünfzig Schülern, in zwei Kursen, die etwa den oberen Klassen einer höheren Realschule entsprachen. Dabei eine erstaunliche Disciplinlosigkeit, an welcher die Schüler am wenigsten Schuld trugen. Die älteren Lehrer verstimmt, daß überhaupt eine Reorganisation stattfinden sollte, und nicht ohne Vorahnung, daß nach Vollendung derselben, es nicht mehr lange ihre Aufgabe sein werde, an der Anstalt mitzuwirken. Allgemein auch war die Mißstimmung, daß die für das Polytechnikum neu berufenen Professoren nicht aus dem engeren Landesverbande, sondern der Mehrzahl nach aus Norddeutschland zusammenkommen sollte. Denn das Jahr 1866, in welchem Hessen-Darmstadt auf Seiten Oesterreichs gestanden, und unterlegen war, sogar Einbußen erlitten hatte, war noch unvergessen, die Abneigung, ja der Haß gegen Preußen, schärfer als jemals ausgeprägt. Die „Mainlinie“, welche damals den norddeutschen Bund vom Süden schied, war nicht nur geographisch gezogen, sondern ging auch durch die meisten Köpfe und Gemüter. Ein Institut, wie das Polytechnikum, welches nach preußischem Muster hergestellt, dessen Lehrstühle mit vorwiegend preußischen Lehrern besetzt werden sollten, war an und für sich schon unpopulär. Und nun war ich es, da ich ein halbes Jahr früher als die Uebrigen meine Stellung angetreten hatte, der die sehr fühlbare Abneigung allein zum voraus kosten sollte. Ich mußte mich als den verhaßten Preußen erkennen, der gekommen war „Alles drunter und drüber zu kehren“. Wenn ich darin vorerst meine Aufgabe

nicht sah, so erfuhr ich doch, daß ich wider mein Wissen, bereits ein kleines Revolutiönchen angerichtet hatte, in welchem man den Anfang des „Drunter und Drüber“ erblicken wollte.

Zu den geringen Vorbehalten, welche ich in Berlin gegen den hessischen Gesandten ausgesprochen, war der, daß ich nicht gezwungen sein sollte, die Civil-Uniform der Lehrer zu tragen. Denn ich hatte bereits erfahren, daß alle hessen-darmstädtischen Beamten uniformiert gingen, von den Ministern durch alle Rats- und Schulklassen, bis zu den letzten Gerichtsboten und Pedellen. Für gewöhnlich (es gab auch eine große Staatsuniform für Alle) trug jeder Angestellte einen langen mäusegrauen „Paletot“, hinten mit einem Gurt, nach Art eines Soldatenmantels, oben befand sich ein gleichfarbiger Sammtkragen, auf dem sich vorn zwei kleine Litzen mit einem Knopf befanden. Die verschiedene Farbe der Litze bezeichnete den Rang, die juristische, pädagogische oder sonstige Stellung. Der Civildegen fehlte weder im Gerichtssaal, noch in der Bibliothek, noch auf dem Katheder, noch in der Knabenschule. Die Beschreibung dieser philiströs-martialischen Maskerade hatte mir bereits in Berlin Schrecken eingejagt. Legationsrat Hofmann fing an zu lachen, als ich ihm erklärte, ich würde ein solches Kostüm nicht anlegen, meinte jedoch, ich dürfte kaum hoffen, grade diese Weigerung durchzusetzen. Dennoch machte ich eine Bedingung daraus, und wirklich wurde mir in meinem definitiven Ernennungsdekret die Uniform erlassen. Ahnungslos aber blieb ich, welch einen Sturm ich erregt hatte. Denn was mir zugestanden war, mußte für Andre auch gelten, und so war dekretiert worden, daß die Professoren und Docenten der technischen Hochschule fortan eine Uniform nicht zu tragen hätten. Darüber gerieten aber die älteren Lehrer außer sich vor Entrüstung. Denn dieser graue, lange Mantelrock, der im Winter und Sommer getragen werden konnte, bequem war, jedes Deficit der Garderobe be-

deckte oder ersetzte, so verschossen und abgetragen sein durfte, als er mochte, um zugleich als Amts-, Berufs- und Schlafrock gut zu sein, der sollte nun abgeschafft werden! Dadurch wurde eine neue Kleidung von mehr europäischer Art nötig, neue Ausgaben und unerwartete Unbequemlichkeiten! Dies hatte ich verschuldet, und man denke sich, mit welchen Gesinnungen man mir entgegen kam. Die Sache wurde noch schlimmer, da die Zeitungen sich darüber wahrnehmen ließen, besonders die liberalen, und in dieser „Uniform-Verweigerung“ den „ersten Schritt zur Aufnahme des Kampfes gegen verrottete und elende Staatstraditionen“ sehen wollten. Wer bis dahin von dem Ankömmling keine Notiz genommen hatte, wurde jetzt auf ihn aufmerksam, und zog mit Vorurteil die Augenbrauen in die Höhe. Ein bekanntes Berliner Witzblatt erwies mir die Ehre, mich mit Hochachtung gegen meine Umgebungen, die dabei nicht zum besten fuhren, hervorzuheben. Ich kann behaupten, daß, wenn ich als ein ganz und gar, auch litterarisch Unbekannter nach Darmstadt gekommen war, von nun als ein vielleicht gefährlicher Mensch beobachtet, und insgeheim umspürt wurde. Länger als ein Jahr gelangten fast täglich anonyme Briefe an mich, voll des häßlichsten, oft infamsten Inhalts. In anonymer Weise auch wurde ich bei der Behörde denunciert, Beschuldigungen wurden heimlich mitgeteilt, die oft haarsträubend lächerlich waren. Oberstudienrat Wagner, welcher solche Briefe auch empfing, erschrak im Innersten über den Menschen, zu dessen Berufung er mitgewirkt, ließ mich ein über das andremal zu sich rufen, und verlor gar die Fassung, als ich über die mir angedichteten Unthaten nur lachte. Ich brachte ihm Briefe mit, die ich erhalten hatte, und über die der alte Herr sich entsetzte. Er wollte mir wohl, meinte aber doch, ich müsse irgend eine Veranlassung gegeben haben. Freilich hatte ich sie gegeben, nur wußte ich es selbst noch nicht, und ihm,

dem wider Wissen und Willen Mitschuldigen, verbarg man auch die Ursache.

Da mir nun eine so heimtückische Manier der Opposition noch etwas Neues war, die einseitige Korrespondenz nicht enden wollte, ich überdies fremd und ohne Anknüpfung in der Stadt war, ich endlich auch nicht wußte, aus welchen Kreisen dergleichen eigentlich kam, so machte mich dies nicht begierig, zu den Leuten in Beziehung zu treten. Als es aber doch nicht zu vermeiden war, und ich in einem Kreise, wo ich es nicht erwartet hätte, den Ausspruch vernahm, man werde Einem, gegen den man viel auf dem Herzen hatte, demnächst einen gründlichen anonymen Brief schreiben, da mußte ich wohl annehmen, daß dieser heimliche Sport ein allgemeiner sei. Ich wurde nun selbst mißtrauisch und ablehnend. Es war nicht aus besonderer Wahl, wenn ich mich fortan zurückgezogen hielt. Der Mangel an Gastlichkeit und Wohlwollen flößte mir eben ein Vorurteil und einen Widerwillen gegen die Gesellschaft ein. Meine Kollegen, welche nach Jahr und Tag eintrafen, hatten von solchen Dingen nichts mehr zu erfahren. Ueberhaupt hörte das Kleintreiben mit der Zeit auf, wie sich denn alle Verhältnisse für mich nach und nach besserten. Auch die älteren Lehrer, so viel ihrer noch eine Weile im Amte blieben, sahen ein, daß ich nicht so schlimm sei, als man sich vorgestellt hatte, ja, zu zweien der anfangs am meisten gegen mich Aufgeregten, konnte ich später in ein freundschaftlich kollegialisches Verhältniß treten. Und nicht nur für mich besserten sich die Umstände. Es ging mit dem Leben in Darmstadt bald ein fortschreitender Umschwung vor, der vorwiegend alle Eingewanderten, welchen endlich doch die Schlagbäume geöffnet werden mußten, und deren Anzahl die Stadt bald erweiterte, vorteilhaft empfanden.

Vorerst lebte ich ohne anderen Verkehr, als denjenigen, welchen die Wirtstafel im Gasthofe, auf die ich angewiesen

war, etwa brachte. Dafür mußte mich die Schule entschädigen, der ich mich mit ganzem Eifer hingab. Wenn ich die Anstalt eine verkommene nannte, so traf die Bezeichnung nicht die Persönlichkeiten der Schüler. Ich fand, wie überall, ein harmloses Völkchen, jedem neuen Eindruck offen, nur freilich seither ohne sonderliche Anregung geblieben. Ich stand vom ersten Tage an mit ihnen auf gutem Fuße. Von einem Docieren nach akademischer Art mußte ich Abstand nehmen. Ich hatte die Woche nur zehn Stunden zu geben, fand sonst aber genug zu thun. Die Durchsicht der deutschen Aufsätze war nicht grade eine liebsame Arbeit, und doch mußte, bei dem Mangel an Vorbildung, grade hier der Hauptthebel für die Förderung angesetzt werden, denn deutscher Styl und Geschichte waren arg vernachlässigt worden. Das Maturitäts-Examen brachte Aufregungen, zuweilen sogar Schrecken. Eltern vom Lande, Mütter mit Töchtern, andre Verwandte aus kleinen Städten und aus Dörfern, kamen um Gnade flehend, ohne einem Verständniß der Sachlage zugänglich zu sein. Und zwar dauerte dies durch fünf Jahre. Denn so lange brauchten wir, bis wir die Vorkurse abschaffen und der Oberrealschule zuweisen konnten, um uns als technische Hochschule akademisch einzurichten. Wodurch denn meine ganze Thätigkeit eine veränderte und meinen Wünschen gemäßere wurde. —

Die Umgebungen Darmstadts sind viel schöner, als in weiteren Kreisen bekannt ist. Man braucht nicht einmal die Nähe des Rheins und des Mains hinzu zu rechnen, noch auch die herrliche Reihe waldiger Höhen, die allbekannte Bergstraße, noch die grüne Herrlichkeit des Odenwaldes. Auch die letzten Ausläufer desselben, welche sich Darmstadt nähern, dann die endlosen, nach der Ebene gestreckten Wälder, bilden eine unabsehbare Fülle landschaftlicher Schönheit. In Tagemärschen, und weiter, kann man sich in waldigen Einsamkeiten ergehen, hügelauf und nieder, denn selbst die scheinbare Ebene

ist wellenförmig gebildet, und bietet im engsten Bezirk oft Bilder, die an Hochgebirgslandschaften erinnern. Noch nach zehnjährigem wiederholtem Durchstreifen dieser Gegenden nach allen Richtungen, entdeckte ich immer Neues, durch besonderen Reiz Ueberraschendes. Solche Naturgenüsse machte ich mir gleich im ersten Sommer mit Freuden zu Nutze, und da ich in jener Zeit noch keine andre Gesellschaft für meine Waldwanderungen fand, nahm ich, um nicht immer nur allein umher zu schweifen, diejenige wahr, die sich mir freiwillig und gern darbot, nämlich die meiner Schüler. So bleibt mir, unter anderem, eine mehrtägige Wanderung mit einer größeren Anzahl von ihnen durch den Odenwald unvergessen. —

Meist aber streifte ich allein, sei es auf entfernteren Wegen, sei es auf Spaziergängen umher. Einmal wurde mir dabei eine Begegnung zu Teil, die ich zu erzählen nicht unterdrücken kann. Die Gegend um den „Herrgottsbrunnen" war damals noch ziemlich wüst, eine Art von sumpfigem Dickicht. Als ich am Rande desselben dahinschritt, trat mir aus dem Gebüsch plötzlich eine junge Dame entgegen, blütenweiß gekleidet, einen Strauß Maiblumen in der Hand. „Ei — so redete sie mich an: „Das ist ja hübsch! Ich suchte Maiblumen, und finde den — Waldmeister!" Ich grüßte, sehr verwundert, und blieb stehen. Da fragte eine männliche Stimme: „Mit wem unterhältst du dich denn da, Alice?" — „Komm nur her, und sieh selbst!" entgegnete die Dame. Gleich darauf trat ein junger Mann in Uniform hervor, ebenfalls eine Ausbeute von Maiblumen in der Hand, der mich begrüßte, indem er mich beim Namen nannte. Jetzt erst wußte ich, vor wem ich stand. Es war der Prinz Ludwig, damals noch designierter Thronfolger, und seine junge Gemahlin, Alice, Prinzessin von England. Nach einem kurzen, heiteren Gespräche, lächelten mir beide Abschied zu, und wendeten sich zu dem Hofwagen, der nicht weit davon im breiten Wege

ihrer wartete. Ich war den jugendlichen Herrschaften noch nicht vorgestellt worden, sie aber mußte man bereits auf mich aufmerksam gemacht haben. Es währte noch geraume Zeit, bis ich ihnen näher treten sollte. Sie lebten damals noch sehr eingezogen, und hatten vorsichtig zu sein, selbst in der Wahl ihrer persönlichen Beziehungen. Und denke ich nun an die folgende Zeit, wie die nunmehrige Großherzogin Alice, unter schweren Schicksalsschlägen ihr Leben so früh beschließen mußte, wie dann ihr Gatte, der Großherzog in den rüstigsten Mannesjahren einer heimtückischen Krankeit zum Opfer fiel, so überkommt mich etwas von Rührung, wenn ich mir jene erste Begegnung mit dem einstigen so schönen jungen Paar bei den Maiblumen vergegenwärtige. —

Wenn ich nun in dieser Zeit noch außerhalb der Darmstädter Gesellschaft lebte, so hatte ich mich doch gleich anfangs in einem Hause vorgestellt, um, so zu sagen, „das Handwerk zu grüßen". Es war das Haus der greisen Dichterin Louise von Plönnies. Mehrere ihrer Werke, sowie ihre vortrefflichen Uebersetzungen, kannte ich bereits, ihre übrigen Dichtungen sollte ich bald kennen lernen. Sie wohnte in Bessungen, einem Dorfe, welches jedoch durch schöne Villenstraßen, mit der Stadt schon damals so gut wie vereinigt war. Das Haus, ihr Eigentum, teilte sie mit einer verwittweten Tochter und deren Kindern. Ihr Arbeitszimmer lag auf der Rückseite, mit einem weiten freien Ausblick über Gärten, die Hügellandschaft, bis zu den Vorbergen des Odenwaldes. Sie mußte das siebzigste Lebensjahr bereits überschritten haben, erschien zuweilen körperlich sehr hinfällig, zu andrer Zeit, wenn sie sich geistig angeregt fühlte, lebhaft und gesprächig. Trotz ihrer Jahre, hatte sie an ihrer dichterischen Ausdrucksfähigkeit noch nichts eingebüßt, wie sie denn an ihrer biblisch dramatischen Dichtung „David" noch thätig war. Aber die alte Dame lebte nach außen hin vollständig zurückgezogen,

ja sogar in ihrem Hause in einer gewissen Vereinsamung. Sie hatte verheiratete Töchter und Söhne, hatte Enkel (deren einige zu meinen Schülern gehörten) sie wurde als Großmutter verehrt, aber mir schien, als ob die jüngere Generation der Dichterin in ihr nicht genügend Rechnung trage. Sie selbst las ihre eigenen Dichtungen freilich in einem etwas ermüdenden hohlen Pathos, ohne viel Abwechslung der Stimme vor, auch griff es sie an, daher ich sie mir zu erlauben bat, ihr schönes indisches Märchen „Savitri“ einmal an ihrer statt vorlesen zu dürfen. Sie ging gern darauf ein, und ein größerer Verwandtschaftskreis wurde dazu eingeladen. Die Vorlesung machte den erwünschtesten Eindruck, und der Dichterin viel Freude. Es wurden mit der Zeit noch einige ihrer Werke durch meine Vermittelung einem Zuhörerkreise näher gebracht. Die greise Dame war mir freundlich gewogen. Aber nur kurze Zeit noch sollte sie unter den Lebenden verweilen.

Siebzehntes Kapitel.

In dieses idyllische Leben zuckte und flammte plötzlich die Kriegserklärung des französischen Machthabers, der sich Napoleon der Dritte nannte, gegen Preußen. Daß es einmal wieder zum Kriege mit den westlichen Nachbarn kommen würde, war bei ihrem unruhigen und eifersüchtigen Charakter wohl erwartet worden; hatten die Siege Preußens sie doch dermaßen aufgestachelt, daß sie nach „Rache für Sadowa“ schrieen. Und war doch ihr Gelüst nach dem linken Rheinufer nie erloschen. Für den Augenblick schien aber der Grund zu einem Konflikt, der durch des Prinzen Leopold von Hohenzollern Thronkandidatur in Spanien entstanden, mit dem Rücktritt desselben völlig beigelegt. Aber die hochfahrenden Zumutungen des französischen Ministers Grammont, und

die Taktlosigkeit des Gesandten Benedetti, veranlaßten den König von Preußen, in seiner Zurückweisung als vornehmer Mann und als ganzer König aufzutreten. In einem Gewebe von Lüge, Hinterlist und zugleich Kurzsichtigkeit wurde daraus in Paris ein Kriegsfall gemacht. Die Kriegspartei, an ihrer Spitze die von Jesuiten beherrschte Kaiserin Eugenie, überwand das Zögern Napoleons, welcher ahnen mochte, daß man nicht den rechten Zeitpunkt gewählt habe. Frankreich jauchzte siegesgewiß, denn es konnte ja nicht unterliegen, und sah dem Kampfe so leichtsinnig entgegen, daß man nur von einer „Promenade nach Berlin“ sprach. Es dachte sich die seit 1866 gegen Preußen verstimmten süddeutschen Staaten bereits als seine Verbündeten. Aber mit unerhörter Schnelligkeit und Einmütigkeit gestalteten sich die Dinge anders. Hatte der norddeutsche Bund mit Preußen zu gehen, so fühlte man in diesen Tagen doch, daß der Krieg dem ganzen Deutschland gelte. Und nachdem Bayern sich offen für den Anschluß an Preußen erklärt hatte, folgten rasch auch die übrigen Staaten. Es waren Tage einer großartigen Begeisterung, als das deutsche Volk, jetzt im vollsten Sinne eine Nation, sich auch in Einem Sinne erhob, um mit dem Größenwahnsinn des französischen Kaiserreiches gründlich abzurechnen. Diese Einheit Aller, diese fortreißende Freude an dem plötzlichen Erwachen deutscher unbedingter Brüderlichkeit, diese Aussicht auf ein Ziel, für das die Besten der Nation seit 1815, gedacht, gelebt, gekämpft, gelitten, und so vielfach unterlegen waren, strömte durch das Gefühl von Tagen, die demjenigen unvergeßlich sind, der sie mit durchlebt hat. Doch auch dem Ernst verschloß man sich nicht, einem kampfgerüsteten Widersacher gegenüber, der zwar „an der Spitze der Zivilisation zu marschieren“ sich rühmte, seine Kriegführung jedoch mit einer Roheit verbündete, die aller Kultur entgegen war. Nicht nur mit seinen neu erfundenen Massen=

mordgeschossen, den Mitrailleusen, drohte er in Deutschland einzubrechen, sondern auch mit Regimentern von afrikanischen Wilden, die er Turkos nannte, Spahis und Zuaven, Chasseurs d'Afrique, Cabylen, Gums, Zephyrs, und was die bevorzugte Höllenmaskerade seiner Armee sonst für Namen führen mochte. Nahm man in Frankreich den Sieg als selbstverständlich, ging man mit Selbstüberschätzung und Verachtung des gewählten Feindes der Entscheidung entgegen, so nahm man in Deutschland den Kampf mit um so besserer Rüstung auf, mit Zuversicht und dem festen Willen, den Feind zu bändigen. Und wie hätte man nicht zuversichtlich sein sollen, im Hinblick auf König Wilhelm mit seinem preußischen Siegesruhm in Böhmen? Auf den allgeliebten Kronprinzen von Preußen, auf Männer, wie den Staatsmann Bismarck, auf Moltke, Roon, auf ein Heer, darin die Jugend und Blüte der Nation in Waffen stand! Die beiden kurzen Proklamationen des Königs „An mein Volk“ und „An die Armee“, welche für ganz Deutschland berechnet waren, weckten als Echo ein Hochgefühl grenzenloser Freude und Hingebung, und die Segenswünsche von Millionen Herzen.

So begeistert, kampfgemut und hoffnungsvoll war die Stimmung bei uns in Darmstadt zu Anfang keineswegs. Der Minister von Dalwigk, ein im geselligen Verkehr sehr geistreicher und angenehmer Mann, hörte doch auf angenehm zu sein, wo es sich um mehr als partikularistische Politik handelte. Er verläugnete seinen erbitterten Haß gegen Preußen niemals, noch weniger den Ingrimm gegen Bismarck. Jetzt zu Gunsten Preußens (denn an eine allgemeine deutsche Sache dachte er nicht) gegen Frankreich aufzutreten, erschien ihm eine Unmöglichkeit. Er mochte so etwas, wie einen „Rheinbund“ gehofft haben, erwartete mit Sicherheit das Eingreifen Oesterreichs gegen Preußen, daher er denn zögerte und zögerte. Wie man ihn kannte, glaubte man dem Gerücht, daß er

den Ausspruch gethan habe, lieber im Bunde mit Napoleon gegen Bismarck, als mit und für Preußen gegen Frankreich Krieg zu führen. Er war nicht der Einzige in Darmstadt, der diese Gesinnungen hegte. Die Nähe der französischen Grenze machte Viele bedenklich. Der Kriegsschauplatz mußte sich nach Hessen erstrecken, denn die Franzosen würden ja wohl siegen. Auch erklärten französische Zeitungen bereits, daß Napoleon den Frieden erst „in Königsberg diktieren" würde! Daß die Franzosen auch in ihrem eignen Lande überrascht und überwunden werden könnten, erschien gegen alle Tradition und gar nicht denkbar. Dem gegenüber erhoben sich nun aber in Hessen alle besseren Elemente der Bevölkerung, und es zeigte sich, daß diese denn doch stärker waren, und die Entrüstung gegen die Sonderpolitik des Ministers trat überall hervor. Man berief eine allgemeine Volksversammlung nach Darmstadt, um durch sie der Regierung den Willen des Landes kund zu thun. Die Versammlung wurde verboten. Nun aber begann die Gährung ernstlicher zu werden. Seit den ersten Revolutionstagen des Jahres 1848 habe ich eine solche Aufregung nicht miterlebt, wie sie sich in dem bisher so stillen und gemächlichen Darmstadt aussprach. An öffentlichen Orten bildeten sich förmliche Klubbs, ja man konnte jetzt überraschende Aussprüche hören, wie: Daß es besser gewesen wäre, wenn Preußen 1866 Hessen gleich annektiert hätte, damit man jetzt nicht diese Schande erlebte! — Herr von Dalwigk sah sich genötigt nachzugeben, und sich zum Anschluß an Preußen zu bequemen. Er schien seitdem ein gebrochener Mann. Auch sollte ihm nur noch kurze Zeit beschieden sein, auf seinem Posten zu verbleiben. An seiner Stelle übernahm darauf der hessische Gesandte in Berlin, Legationsrat Hofmann, die Geschäfte.

Nun erst atmete man auf, und in die Begeisterung der

Deutschgesinnten wagten denn auch die partikularistisch Verstimmten und Bedenklichen nicht mehr dreinzureden. Ueberall in Deutschland war von den Universitäten, Akademieen, aus allen Schichten der Gesellschaft, die Jugend zu den Fahnen geeilt, obgleich der Aufruf des Königs von Preußen an sein Volk gewiß nicht so verstanden sein wollte. Aber der Kampf gegen Frankreich, das in so frivolem Uebermute Deutschland bedrohte, war ein national geheiligter geworden, und Jeder wollte sein Teil daran haben. Und so erklärten von unsern Schülern (wie es sogar in den oberen Klassen des Gymnasiums geschah) Alle, die nur eben herangewachsen waren, mit in's Feld gehen zu wollen. Es konnte nicht verweigert werden. Doch manchen Kummer erregte der Befehl, daß unter dem siebzehnten Lebensjahre keiner zu den Waffen angenommen werden sollte. Doch wurde durch Vermittelung auch von dieser Regel zu Gunsten einiger besonders kräftiger Jünglinge Ausnahmen gemacht. Nun aber galt es, ein Maturitätsexamen, ohne welches sie nicht entlassen werden sollten, mitten im Sommer möglichst zu beschleunigen. Wie die Dinge lagen, sollte es nicht erschwert werden. Und nachdem auch dies erreicht, und die Jugend in Kürze einexerciert war, kam auch der Tag ihres Abmarsches zur Armee. Ich entließ sie mit einem Abschiedsgedichte „An meine Schüler in Waffen", welches ich in Einzeldrucken verteilte.

Die Siegesschlachten bei Weißenburg und bei Wörth waren inzwischen in den ersten Augusttagen bereits geschlagen worden, und hatten, trotz ihrer Opfer, die Hoffnungen der Zuversichtlichen erfüllt, und das erhebende Gefühl deutscher Kraft und Ehre erneuert. Und nun ging es fort in einem Triumphzuge von Siegen, über Mars la Tour, Gravelotte, Rezonville, bis zur Riesenschlacht von Sedan, wo die ganze französische Armee und ihr Kaiser selbst sich gefangen gab. Und das Alles in einer Zeit von vier Wochen! Während

im September noch die Cernierung von Paris begann, kapitulierte am 27. Straßburg, und darauf Festung auf Festung, bis sich nach ungeheuren Kämpfen am 28. Oktober auch Metz ergeben mußte. Dem Historiker muß es überlassen bleiben, diese glorreiche Zeit eingehend darzustellen. Ich berichte, was in meinem Kreise vorging.

Ich hatte eine ziemlich ausgedehnte Feldpostkorrespondenz, zumal auch ein junger Kollege von mir, Dr. Hugo Thiel (jetzt Geheimerat im landwirtschaftlichen Ministerium in Berlin) sich zu den Waffen gemeldet und als Offizier bei den Ulanen eingetreten war. Auch meine Schüler schrieben mir häufig, oft nur eine Karte mit einem Gruß „auf einer Trommel oder Wagendeichsel" geschrieben, baten auch um allerlei Besorgungen. Was für sonderbare Dinge hatte ich nach Frankreich zu senden! In dem kleinen Päckchen von vorgeschriebenem Umfang und Gewicht, befand sich bald eine kurze Pfeife, bald eine Wurst, bald ein Paar Strümpfe. Gerätschaften aller Art gingen durch meine Hände, nicht zuletzt Geldgeschäfte, und manches Lächerliche lief in den ernsten Tagen mit unter. Aber es gab auch sonst Thätigkeit zu Hause. War das Polytechnikum geschlossen, und ließ sich in der allgemeinen Aufregung für produktive Arbeit die Stimmung nicht finden, so verlangte ich nach irgend einer anderen Bethätigung. Auf dem Bahnhofe, wo die Züge der Verwundeten täglich mehrmal eintrafen, fand ich sie zuerst als Lazaretgehülfe. Eine große Maschinenhalle war ausgeräumt worden, und hier lagen die Verwundeten, oft zu Hunderten, in Betten, um neu verbunden zu werden. Die Leichtblessierten schickte man weiter, die Schwerkranken behielt man zurück, um sie in die zahlreichen Lazarethe in Darmstadt zu besserer Pflege zu verteilen. Deutsche und Franzosen lagen hier zuerst durcheinander. Barmherzige Schwestern, Krankenwärter, auch Frauen und Töchter der Stadt, welche

sich in die Verbandlehre schnell hatten einweihen lassen, versahen den Dienst. Da geschah etwas, das mich vorerst aus diesem Dienste herausbrachte. Ein Zug hatte wieder eine Ladung Gefangener für das Lazareth abgesetzt. Mir wurde ein blutrünstiger, übel aussehender Turko zugewiesen, von völliger Negerrasse, dessen Kopf ich für den Verband zu waschen hatte. Eine Dame stand mit dem Waschbecken daneben. Erst ließ sich der Schwarze den Schwamm mit dem warmen Wasser ganz behaglich sein, und saß stupid und zusammengekauert da, plötzlich aber schnappte die Bestie zu, und biß mir mit scharfen Zähnen in die Muskeln des Daumens, daß das Blut spritzte. Die Dame schrie auf vor Schreck und verlor das Becken aus der Hand, der herbei eilende Arzt aber riß den Wilden von hinten her zu Boden. Er ließ sich darauf ganz gefügig die Hände binden und weiter transportieren. Ich bin überzeugt, er hatte nicht sowohl mich beißen, als vielmehr den ihm so behaglichen warmen Schwamm fressen wollen. Ich aber hatte jetzt, lächerlich zu bekennen, selbst eine Woche lang den Arm in der Binde zu tragen. — Im Diakonissenhause lagen einige Studenten an schweren Wunden, erholten sich aber sichtlich. Man schickte um Lektüre zu mir; denn auch weltliche Bücher durften in jenen Tagen unter dem geistlichen Dache gelesen werden. Hier gab es neue Thätigkeit mit Vorlesen und Unterhaltung, daneben briefliche Geschäfte im allgemeinen Auskunftsbureau unter dem „roten Kreuz“, und endlich wurde mir die Durchsicht der Korrespondenz der Gefangenen anvertraut. Was von braunem oder schwarzem afrikanischen Gelichter darunter war, schrieb selbstverständlich nicht, bestand aus losgelösten Einzelwesen, und wußte nichts von Familie und Herkunft. Doch auch von den eingeborenen Franzosen waren viele des Schreibens unkundig, und wenig schien ihnen daran gelegen, daß man ihre Familie benachrichtige, wo sie

etwa geblieben. Die Orthographie der Schreibekundigen, die denn freilich die Mehrzahl bildeten, war durchgängig von einer so lächerlichen Willkür, daß das Studium derselben oft erheiternd wirkte.

Darmstadt sah aus wie eine französische Garnisonstadt, es wimmelte in allen Straßen von roten Hosen. Ueber zweitausend Gefangene, darunter an hundert Offiziere, waren in der Stadt interniert. Die Gemeinen betrugen sich gut, und da sie nicht, wie man ihnen weisgemacht hatte, beim Betreten des deutschen Bodens massakriert, geschunden und gespießt worden waren, so zeigten sie bald fröhliche Fassung. Sie nahmen gleich allerlei Dienste, zeigten sich anstellig, und bald mit der Stadt so bekannt, daß man sie brauchen und leiden mochte. Nicht dasselbe war von den Offizieren zu sagen. Schon ihr Einzug mit dem ungeheuren Gepäck, den eleganten Koffern, Purpurdecken, die Jeder mit sich führte, forderte den Spott heraus. Sie traten höchst modisch und gewählt in Civilkleidung auf, die sie demnach in den Krieg mitgenommen haben mußten. Ihr erstes Geschäft war, sich frisieren zu lassen, und ihre erste Frage: Où peut-on souper ici avec des dames? Sie kamen damit nicht gut an, und man erzählte, der Wirt eines der größeren Gasthöfe habe geantwortet: „Auf die Weise wird hier überhaupt nicht gesuppt!“ Ihr Betragen in den Straßen, im Theater, ließ viel zu wünschen übrig. Leider hatten sie einen Rückhalt an einem Teil der höheren Gesellschaft, der die französischen Elegants nicht unwillkommen waren, während die Männer, Brüder, Söhne, unter harten Entbehrungen im Felde lagen. In der übrigen Bevölkerung hätte man anfangs Mitleid haben mögen, doch ging diese Regung bald in Geringschätzung über.

Auf der Ebene oberhalb Mainz war ein ganzes erbeutetes Feldlager mit Zelten und Gepäck für zehntausend

Gefangene, wohlverschanzt, eingerichtet worden. Es lüstete mich längst, dies in Augenschein zu nehmen. Nach manchen vergeblichen Versuchen ergatterte ich einmal ein Unterkommen in einem Güterzuge, und schritt darauf von Mainz die Straße nach Zahlbach hinauf. Mit Vermeidung der Postenkette gelangte ich zu einem Hügel, von wo ich deutlich das rothosige Gewimmel und das Treiben der Gefangenen betrachten konnte, wie sie gruben, putzten, kochten, und Albernheiten trieben. Denn vergnügt schienen sie Alle. Zufrieden, daß sie es noch erträglich gefunden hatten, waren sie guter Dinge, und trieben Possen, wo sie konnten. Die Turkos mußte man freilich eingesperrt halten, wie denn auch die eigentlichen Afrikaner, die der Festung überwiesen worden waren.

Der Winter erschien, und das Jahr neigte sich unter ungelösten Kriegsfragen seinem Ende zu. Denn die Armee hatte noch harte Kämpfe, vorwiegend um die Forts um Paris, zu bestehen. Eine Weihnachtsstimmung wollte den Wenigsten in Darmstadt kommen. Die hessische (25.) Division war in den Schlachten um Metz von starken Verlusten betroffen worden. Halb Darmstadt ging in Trauer, und fast jedes Haus hatte Angehörige, bei hartem Winter, in fremdem Feindeslande. Auch meine Familie war in der Armee wieder mehrfach vertreten. Mein Bruder, der als Arzt die ganze Belagerung von Metz mitgemacht hatte, stand später die längste Zeit in Rouen, und lebte in Lazarethen. Mein Schwager Scheffler war bei Sedan leicht verwundet worden, doch bereits wieder auf seinem Posten. Zwei junge Vettern wurden, schwer verwundet, von ihren Vätern aus Frankreich abgeholt. Der eine überstand die Reise nicht und starb unterwegs, der andre genas, um das eiserne Kreuz davonzutragen. Auch von meinen Schülern schlummerten einige bereits in französischer Erde, darunter Einer, der mir besonders wert gewesen, und dessen früher Tod, bei hervorragender Begabung

für die malende Kunst, mir sehr nahe gegangen war. — Nach reichlichem Siegesjubel trat um die Jahreswende ein Stillstand ein, bei dem man mit ernster Abwägung die Blicke rückwärts und vorwärts wendete. Der 24. Dezember brachte als Weihnachtsbescheerung die Einnahme der Festung Amiens. — Am heiligen Abend wanderte ich durch die Straßen, sah hier und dort die Lichter eines Tannenbaums durch die Fenster schimmern, brachte darauf die Stunden still zu Hause zu und feierte sie mir durch ein kleines Gedicht. Ich setze es hierher, da es kurz ist und die Stimmung der Situation wiedergiebt.

Ueber dem Schnee in der heiligen Nacht
Funkelt das Sternengeleite.
Fern in Frankreich auf einsamer Wacht
Schaut der Soldat in die Weite.

Weit, so weit ist der Himmelsraum,
Weit, wie die Lieb' ohne Schranken!
Heimatslichter am Tannenbaum
Gehn ihm durch die Gedanken.

Mutteraugen und Jugendlust,
Kinderlachen und Singen —
Leuchtend geht's ihm auf in der Brust,
Will ihm das Auge bezwingen.

Kalt und eisig schneidet der Wind.
Horch, was schwirrt durch die Bäume?
Weg von der Stirn, von dem Auge, geschwind
Streicht er die fremden Träume.

Dank dir, du fränkischer Winterhauch,
Der mir pfeift um die Ohren!
Hier wird in heiliger Weihnacht auch
Neu uns die Liebe geboren!

Treue Brüder von Süd und Nord
Stehn auf dem Posten wir Alle
Deutschland hoch! sei mein Jubelwort.
Ob ich heut, ob ich morgen falle!

Lautlos schimmert die heilige Nacht,
Still ist's droben und nieden.
Schütze dich Gott, du treue Wacht,
Bring uns den Sieg und den Frieden!

Solcher durch die Zeitstimmung hervorgerufenen Gedichte kamen mir damals noch mehrere, von welchen einige, von C. A. Mangold in Musik gesetzt und, da er den Gesangunterricht im Gymnasium und in der Realschule gab, von den Schülern viel gesungen wurden. Ich habe nur wenige unter meine gesammelten Gedichte aufgenommen. Man spottete später wohl darüber, daß fast alle Poeten in jenen Tagen „Kriegslieder" anstimmten. Jedenfalls war es nicht gutgethan, diese gesammte Kriegslyrik, in ein Buch gefaßt, herauszugeben, wie das von verschiedenen Seiten geschehen ist, denn die so zusammengebrachte Menge bot keine eigentlich gereifte Ernte. Die Ereignisse überstürzten sich mit solcher Schnelligkeit, die Thatsachen waren so groß und überwältigend, daß die Poesie zu diesem Glanz der Wirklichkeit kaum etwas hinzu zu thun hatte. Ganz anders lagen die Dinge am Anfang unsres Jahrhunderts, wo die patriotische Lyrik eine Blütenzeit feierte. Die Nation hatte in jahrelanger Knechtschaft unter dem Drucke des ersten Napoleon gelitten, während unter der romantisch aufgeschmückten Hülle der Litteratur Erbitterung, Schmerz, Sehnsucht nach Befreiung, eine Stimmung zeitigten, die nur des Rufes wartete, um zum Liede Arndts und Körners zu werden. Wir aber kamen ganz unerwartet ins Kriegsfeuer hinein, und wenige der überraschten Poeten wußten mehr als „Hurrah" zu rufen. Bliebe aber von dieser Zeitlyrik auch noch so wenig übrig, sie war so berechtigt, wie jede andre Richtung. Es ist noch nicht lange her, daß man es jedem Dichter scharf anrechnete, wenn er nicht mit in die allgemeine Trompete stieß, und es geschieht dergleichen auch heute noch. Warum müssen die Poeten nun gescholten werden, daß sie bliesen, wo es etwas Trom-

petenswertes gab? Und nicht Alles ist dummes Zeug, was einmal aus einer Zeitstimmung hervorgegangen.

Hatte sich das Jahr 1870 unter ernsten Fragen zu Ende geneigt, so brachte das neue noch im Januar historische Ereignisse von höchster Großartigkeit. Die Stiftung des deutschen Reiches, die Bedeutung der Kaiserkrone auf dem Haupte Königs Wilhelm von Preußen! Deutschland einmütig, ruhmvoll neu begründet, auf dem siegreich unterworfenen Boden Frankreichs, in demselben Schlosse zu Versailles, wo einst Ludwig XIV. lüstern um eine deutsche Krone intriguiert hatte! Und dann die Wiedererwerbung des Elsasses und Lothringens für Deutschland! Man blicke auf Jahrhunderte zurück, und frage, ob Deutschland jemals Ruhmvolleres aufzuweisen hatte? Wer die Freude, die Genugthuung, den Stolz, zu dem wir uns damals berechtigt fühlten, mit empfunden hat, durch dessen Leben sind Tage der Erhebung gegangen, welchen sich nichts vergleichen läßt. Nun mochten sie nach dem Friedensschlusse in der neuen Reichshauptstadt Feste im höchsten Styl feiern, und jede Stadt und jedes Dorf ihren tapferen Siegern die Heimkehr nach Kräften schmücken!

Achtzehntes Kapitel.

Während dieser Kriegszeit stand ich in täglichem Verkehr mit einem Mann, den ich erst jetzt nenne, um im Zusammenhange von ihm zu erzählen, nämlich mit David Friedrich Strauß. Ich war ihm schon am ersten Tage meiner Ankunft in Darmstadt an der Mittagstafel vorgestellt worden, aber bei seiner Vorsicht, seiner Ablehnung und äußeren Kälte, seinem Widerstreben gegen jede neue Bekanntschaft, sollte lange Zeit vergehen, ehe ich nur zu einem Gespräch mit ihm gelangte. Ein Wechsel des Platzes war nach

dem Herkommen nicht statthaft. Durch den Abgang mehrerer Gäste wurden wir nach Jahr und Tag endlich Tischnachbarn. In dieser sauber gekleideten, zugeknöpften Persönlichkeit, in dieser etwas gebückten Gestalt mit dem feinen Kopfe, dem glattgebürsteten grauen Haar, in diesem gemessenen und beinah verlegenen Wesen, hätte niemand den großen Revolutionär im Bereiche der Theologie gewittert. Er hatte eher das Aussehen eines stillen Kanzleibeamten, der etwas auf sich hält, aber an Zurückhaltung gewöhnt ist. Und doch war er der Verfasser des „Leben Jesu", durch das er sich als einen der kühnsten Geister berühmt, zugleich aber auch zum Verfehmten, nicht allein unter den Theologen, gemacht hatte. Ich schätzte ihn längst als Historiker, besonders wegen seiner schönen Biographie Ulrichs von Hutten, so wie ich vieles unter seinen gesammelten „Kleinen Schriften" als höchst wertvoll kannte. Dagegen durfte ich nicht darauf rechnen, ihm als Schriftsteller, auch nur dem Namen nach, bekannt zu sein. Später gestand er mir, daß er nie eine Zeile von mir gelesen habe, auch künftig nichts von mir lesen werde, damit unser Verkehr nicht getrübt würde. Bis zu diesem Verkehr hatte es freilich lange gedauert. Auch als wir endlich bei Tische neben einander saßen, wollte es nicht so bald zu einer Unterhaltung kommen. Denn es berührte ihn übel, angesprochen zu werden, er entgegnete dann im gereiztem Tone, oder gar nicht, sprang auch wohl auf und verließ die Tafel. Da er mir als eine merkwürdige Sonderlingsnatur bereits geschildert worden war, ließ ich ihn unbehelligt, und wartete ab, ob er sich zu einem Gespräch mit mir verstehen werde. Dies geschah ganz unerwartet, indem er mir eine Frage aus der Goethelitteratur vorlegte. Ich konnte sie beantworten und mich ihm auf diesem Gebiete ganz bewandert zeigen. Damit war das Eis gebrochen. Von nun an war es, als ob er jeden Tag ein fertiges Thema für die Unterhaltung mitbrächte, und wir

saßen oft, nachdem Alle sich bereits vom Tische entfernt hatten, noch lange beisammen. Doch wurde er durch Widerspruch leicht gereizt, bis zu leidenschaftlicher Heftigkeit. Er hatte auch wohl nicht seinen Redetag. Dann schob er mir ein zu Hause geschriebenes Blättchen zu, meist mit einer Frage, die ich dann mit dem Bleistift beantwortete. In der Folge trug ich stets weiße Zettel bei mir, für den Fall, daß sein Blättchen für meine Antwort nicht ausreichte. An solchen Tagen wurde dann beharrlich geschwiegen, bis er zuweilen in den letzten Minuten noch lebhaft zu sprechen anfing, und damit zeigte, wie er in Gedanken bei der Sache geblieben war. Manchmal stand auf dem Blättchen auch irgend ein Citat, deutsche oder lateinische Verse aus dem sechzehnten Jahrhundert, die er gefunden hatte. Dergleichen durfte ich behalten. Dann aber legte er auch wohl gedruckte Zeitungsausschnitte aus dem „Schwäbischen Merkur“ neben meinen Teller, lächerliche Anzeigen, verrückte Stylwendungen, komische Ungeheuer von Namen — danach durfte ich meine Hände nicht ausstrecken. Er sammelte dergleichen, um damit ganze Mappen zu bekleben, die er dann als Blumenlese schwäbischer Idiomatologie an alte Freunde verschenkte. Darin verläugnete er seine schwäbische Natur nicht, daß er selbst sich über seine Landsleute lustig machte, oft sehr heftig auf sie schalt, aber sofort leidenschaftlich auffuhr, wenn ein Andrer anders als mit unbedingter Hochachtung von den Schwaben zu sprechen wagte. Alles Norddeutsche war ihm unbehaglich, und ganz besonders widerstrebte seinem Gefühl das Preußentum, trotzdem aber war er überzeugt, daß nur auf Preußen die Hoffnung Deutschlands beruhe. Er erlebte die großen Kriegsereignisse in ernster Teilnahme mit, wenn auch in ganz andrer Weise als ich. Er war der ruhige Beobachter, während ich eigentlich ganz in der Zeitstimmung aufging. Einmal aber überraschte er mich doch durch ein Vorgehen, welches ich ihm nicht zugetraut

hatte. Es war nach der Schlacht von Sedan, und wir schritten durch die fahnengeschmückte Straße. Da erklärte er, es schicke sich doch, daß auch er eine Fahne aus dem Fenster flattern lasse, und er habe beschlossen, sie anzuschaffen. Mich strafte mein Gewissen, denn ich hatte auch noch keine. So gingen wir in eine Handlung und machten unsre Bestellung. Ich ließ die meinige, wie um Versäumtes nachzuholen, sieben Ellen lang herstellen, Strauß mochte an die seinige nicht so viel wenden. Die meine wurde als Standarte an der Gartenmauer aufgepflanzt, und flatterte Monate lang Tag und Nacht bis zur Heimkehr der Truppen. Strauß war bedenklicher mit der seinen. Es regnete an dem Tage, da er sie erhielt, und verdorben sollte sie doch nicht gleich werden. Es regnete mehrere Tage, und er wurde verstimmt, verstimmt auch über den Einkauf. Er hat seine Fahne niemals an die Luft gebracht. Sie blieb, zusammengerollt und wohlgeschont in seinem Schlafzimmer, bis zu seinem Abgang von Darmstadt.

Unsre Gespräche hielten sich doch vorwiegend auf dem Gebiete der Litteratur, und betrafen, wenn nicht das Thema Goethe angeschlagen wurde, vorwiegend die Erscheinungen seiner Jugendjahre. Ueber die Persönlichkeiten der schwäbischen Poeten gab er reichliche Auskunft, auch über die Geisterseherei seines Freundes Justinus Kerner, die ihn selbst eine Zeitlang lebhafter beschäftigt hatte, als es einem so scharfen und klaren Verstande zuzutrauen ist. Eduard Mörike, der damals noch lebende, war eigentlich der letzte Dichter, von dem er noch Kenntniß genommen hatte. Dagegen wußte er mir von manchen zu berichten, die man außerhalb Würtembergs wenig oder gar nicht kannte. So schenkte er mir einst ein „Jahrbuch schwäbischer Dichter und Novellisten" (von 1835) in welchem Novellen von dem Aesthetiker Friedrich Vischer abgedruckt sind, welcher hier unter dem Namen

A. Treuburg erscheint, wie er unter der Firma Schartenmeier durch burleske Gedichte populär geworden ist.

Strauß, der Vielverschlagene, hatte sich in Darmstadt niedergelassen, weil es ein stiller Ort war, an welchem er hoffen konnte, von niemand behelligt zu werden. Er konnte doch nicht jeden Besuch ablehnen. Berthold Auerbach erschien, und brachte lebhafte Unterhaltung mit. Er kam aus dem Elsaß und hatte bereits das Buch „Wieder unser“ herausgegeben. Strauß nannte dasselbe nie anders, als „Auerbachs Vaterunser“. Auch der Botaniker Schleiden, Verfasser des Buches „die Pflanze und ihr Leben“, nahm für einige Zeit Wohnung in Darmstadt, und nötigte den Widerstrebenden zu gemeinsamen Spaziergängen. Bei dem verbissenen Ingrimm, mit welchem mein Tischnachbar mir dann Mittags darauf über den Eingriff in seine Tagesregel berichtete, hatte ich meine Gesichtsmuskeln zu beherrschen.

Verkehrte Strauß sonst nirgends, so gewann ihm doch die junge, liebenswürdige und geistvolle Prinzessin Ludwig (Alice von England) eine Annäherung ab. Er ließ sich gefallen, daß er wöchentlich einmal durch den Hofwagen abgeholt wurde, um ihr und dem Prinzen, ihrem Gemahl, und einigen Hofdamen Vorträge über Voltaire zu halten. Aus diesen entstand dann sein Buch über Voltaire, ein Meisterwerk des Styls und schöner Darstellung.

Ich mochte von der jüngeren Generation der letzte sein, dem er ein freundliches Vertrauen schenkte. Eine Sendung Weintrauben aus Heilbronn mußte ich ihm verzehren helfen, und zwar in seiner Wohnung, die sonst nicht leicht jemand betrat, und welche von einer unglaublichen Schlichtheit der Einrichtung war. Auch sprach er nach seinen Spaziergängen zuweilen bei mir vor. Mehrere seiner Werke erhielt ich von ihm zum Geschenk, und die schriftlichen Einzeichnungen: „Seinem lieben Freunde“ u. a. wurde später von seinen

älteren Freunden als ein erstaunliches aus sich Herausgehen betrachtet. Sein sonst fast mimosenhaftes Wesen bei der Annäherung jedes Neuen, seine Ablehnung, die zur schneidenden Kälte werden konnte, waren allbekannt. Leider zu bekannt auch die Geschichte seiner unglücklichen Ehe, welche nicht gelöst war, obgleich er von seiner Frau getrennt lebte. Ein einst theologischer Privatdozent, noch dazu seines Naturells, und eine gefeierte Opernsängerin (Agnes Schebest) hätten sich niemals zusammenfinden dürfen. Daß sie das Zerwürfniß allein nicht verschuldet haben konnte, lag für Jeden, der ihn kannte, am Tage. Strömte ihm aus diesem Verhältniß eine nie gemilderte Verbitterung, so berührte seine Gemütlichkeit als Vater und Großvater um so versöhnlicher. Freilich kam er schwer darüber hinaus, daß Tochter und Sohn mit gleicher Liebe der Mutter anhingen. Aber an ein gemeinsames Leben mit Kindern und Enkeln war bei ihm auch nicht zu denken. Er ließ sich von ihnen besuchen, oder reiste auch wohl zu ihnen, hielt es aber immer nur ein paar Tage bei ihnen aus. Er fühlte sich zur Vereinsamung bestimmt, und konnte endlich nicht mehr anders als einsam leben. Um so höher hatte ich es anzuschlagen, noch einen Rest seiner Mitteilungsfähigkeit abzubekommen. Ich erlebte in Darmstadt das Entstehen seiner letzten Werke, außer dem Buche über Voltaire, der öffentlichen Briefe gegen Renan, und der Bekenntnisse „Der alte und neue Glaube". Hierin zog er die Konsequenzen seiner Theologie (wenn das Wort hier noch anzuwenden ist) in letzter Zuspitzung, um allen Hader und Groll, alle Feindseligkeit, kurz vor seinem Tode noch einmal gegen sich aufzuregen, auch in solchen Kreisen, die er noch zu den seinen gerechnet hatte. Man denke über dieses Buch wie man wolle, man verurteile es; wer es aber über sich vermag, selbst bei ganz andrer Ansicht über den Inhalt, es rein schriftstellerisch zu betrachten, wird zugeben

müssen, daß es eins der geistvollsten und stylistisch vollendetsten Werke ist. Enttäuscht über die Wirkung und ruhelos, verließ er bald darauf Darmstadt, wo es ihm bereits zu lebhaft geworden war, um sich in seine Geburtsstadt Offenburg zurückzuziehen. Hier raffte der Tod ihn nach kurzer Zeit dahin. Was von David Friedrich Strauß ausging, war immer etwas Ueberraschendes. Niemand war darauf gefaßt, nach seinem Tode einen Band lyrischer Gedichte zu empfangen, die sein Sohn unter dem Titel „Poetisches Gedenkbuch“, aus dem Nachlaß herausgab, zuerst als Manuskript für die Freunde, dann auch für die Oeffentlichkeit. Man tadelte vielfach die Veröffentlichung, mir aber war das Buch eine sehr werte Gabe. Denn aus diesen Versen hörte ich den ganzen Menschen, mit seinem Ringen, seiner inneren Qual, seinem Schönheitssinn, und einer reinen Innigkeit, die man in dem Verfasser des Lebens Jesu und des Buches vom alten und neuen Glauben nicht gesucht hätte.

Sehr freundschaftliche Beziehungen knüpften mich an das benachbarte Heidelberg, so daß ich, wenn es mir einmal in meinem Wohnorte zu eng wurde, die seit alter Zeit geliebte Neckarstadt aufsuchte. Hierher war Köchly von Zürich berufen worden, und schon im ersten Sommer meines Darmstädter Lebens hatte ich ihn und seine Familie wiederholt aufgesucht, und gastliche Aufnahme gefunden. Köchly war nicht nur Philolog, sondern lebte in jeder geistigen, künstlerischen und litterarischen Richtung mit seiner Zeit. Hier fand ich für meine eignen Bestrebungen auch diejenige Teilnahme, die ich sonst in meinen Umgebungen entbehren mußte. Was ich in der nächsten Zeit in Versen erschuf ging gewöhnlich mit mir nach Heidelberg, um dort mitgeteilt und beurteilt zu werden, jedenfalls stets ein Verständniß zu finden. Das Köchlysche Haus (es war noch nicht die in Neuenheim erbaute Villa Medusa) konnte damals als ein Mittelpunkt

des geselligen Lebens in Heidelberg gelten, und nach ihrem geistigen Wert war es eine Geselligkeit ersten Ranges, dabei durch den Ton und Takt des Wirtes und der Hausfrau heiter und zwanglos. Auch durch den täglichen Verkehr mit dem Erbprinzen von Meiningen, der in Heidelberg seine Studien machte, wurde an dieser Zwanglosigkeit nichts gehindert. Der Erbprinz, voll von künstlerischen Anregungen, selbst begabt, dazu für die griechische Welt begeistert, hatte sich sehr an Köchly angeschlossen, und sprach zu jeder Tagesstunde im Hause vor, im Arbeitszimmer des Hausherrn, bei der Hausfrau, sogar bei den Kindern allein. Die Frau Professorin durfte ganz mütterlich mit ihm verfahren. Es war ein frischer, liebenswürdiger Bursche, der auch wohl auf gut studentisch schon Vormittags den Hausschlüssel in der Tasche trug. Er teilte mit Köchly die Vorliebe für das Lesen dramatischer Werke mit verteilten Rollen, wozu man besonders gern Stücke der griechischen Tragiker wählte. Selbstverständlich in deutscher Uebersetzung, da dazu ein Kreis auch von Damen eingeladen wurde. Die schönen und großen Räume der Wohnung gestatteten einige Entfaltung. Und zwar wurde dieses Vorlesen ganz ernst und festlich, sogar als Kunstleistung genommen. Man war wählerisch in der Verteilung der Rollen, verlangte das Studium derselben, wagte sich an den Vortrag nicht ohne eine Gesammtprobe. Nachdem ich im ersten Sommer schon hatte aushelfen müssen, in der Bakchen des Eurypides und im Agamemnon des Aeschylus, hatte ich an einer besonders festlichen Vorlesung, im Sommer 1871, nach Beendigung des Krieges teilzunehmen. Auch der Erbprinz von Meiningen war, nachdem er den Feldzug mitgemacht, in Heidelberg wieder eingetroffen. Es handelte sich um die Perser des Aeschylus. Dieses in seiner einfachen Majestät so großartige Werk, welches mit unseren deutschen Verhältnissen: der Rüstung gegen einen gemeinsamen Feind,

dem Siege, der Einigung noch getrennter Stämme zum Ganzen, eine so merkwürdige Aehnlichkeit durchblicken läßt, wurde wie eine private Siegesfeier aufgefaßt, und so von den zahlreichen Zuhörern verstanden. Köchly hatte, da er den eigentlichen Abschluß des Stückes für verloren gegangen erklärte, selbst die Ergänzung (griechisch und deutsch) hinzugefügt. Diesmal erschienen die Chöre musikalisch, in der Komposition des Professor Ramberg, der sie selbst dirigierte, und wurden gesungen von jungen Männern, die dazu aus Karlsruhe gekommen waren. Auch aus Karlsruhe war Gymnasialdirektor Wendt (der Uebersetzer des Sophokles) erschienen, als Vertreter des Dareios. Den Xerxes las der Aesthetiker Karl Lemke, der Erbprinz die große Erzählung des Herolds, Köchly den Chorführer, auf mich war die Rolle der Atossa gekommen. Mag man eine solche Aufführung immerhin antiquarisch oder dilettantisch schelten, es war eine der vornehmsten Unterhaltungen, wie sie einem hochgebildeten Kreise gestattet sein muß. Bald nachher setzte der Erbprinz von Meiningen die Chöre auch in Musik, durch welche die Perser dann auch auf das öffentliche Theater gelangten.

Da Köchly in den rüstigsten Mannesjahren stand, kräftig und gesund, zwar mit schneeweißem Bart und Haupthaar, aber von blühender Gesichtsfarbe, wäre niemand eingefallen, daß wir ihn so bald verlieren sollten. Er unternahm einige Jahre darauf mit dem Erbprinzen eine Reise nach Griechenland, war glückselig, auf dem Boden von Salamis zu stehen und seinem bevorzugten Jünger den Plan und Gang der einstigen Siegesschlacht zu deuten. Auf der Rückreise erkrankte er und starb in Triest. Die griechische Stele auf dem Friedhofe bei Heidelberg hat sein junger Freund ihm errichten lassen. Ich werde auf den Heidelberger Kreis noch zurück zu kommen haben, da ich in meiner Erzählung etwas vor-

gegriffen, nun aber, um auch von meiner poetischen Thätigkeit etwas mitzuteilen, mich etwas weiter zurückwenden muß.

Ich hatte seit meinem Abgang von Berlin nichts Neues geschaffen, kleinere Gedichte abgerechnet, zu welchen ich die Stimmung nicht zurückwies, und war somit meinem Vorsatz treu geblieben, mich einige Jahre der Produktion größerer Arbeiten zu enthalten. Wobei ich doch vorwiegend der Novellistik vorerst Valet zu geben wünschte. Darüber waren zwei und ein halbes Jahr vergangen. Nun aber faßte mich ein wahrer Heißhunger nach poetischem Schaffen, und ich war um das Anfangen nicht verlegen. Die folgenden zehn Jahre sollten die dichterisch reichsten meines Lebens werden.

Zuerst fiel mir das alte Manuskript des Gevatter Tod in die Hände, und ich fühlte mich gestimmt das Gedicht zu Ende zu führen. Eigentlich aber war es ein Arbeiten wieder von Anfang an. Seit fünfundzwanzig Jahren hatte ich den Stoff und eine Reihe fertiger Scenen mit mir herumgetragen. Manche Teile lagen noch in der ältesten Gestalt, daneben auch in neuer Bearbeitung vor mir, Bruchstücke und Skizzen waren in mehrfacher Fassung vorhanden. Für's Erste hatte das etwas Verwirrendes, noch mehr dadurch, daß ich bei der letzten Wiederaufnahme die Bühne in's Auge gefaßt hatte, so daß ein zweiteiliges Drama herauskommen sollte, das erste in zwei, das andere in fünf Akten. Indessen, in der Voraussicht, daß ich allenfalls einmal Schauspieler und eine Bühne erlangen könnte, niemals aber ein Publikum für ein Stück, in welchem der Tod auftritt, so wies ich den Gedanken an das Theater jetzt ganz ab, löste die Einteilung auf, und kehrte getrost zu der ältesten Fassung zurück, um das Ganze in diesem Ton und Charakter zu Ende zu führen. Wobei ich mich auch nicht mehr zu scheuen hatte, das Phantastische des Stoffes wieder in sein Recht einzusetzen. Da ich schöne Ferienmuße hatte, zog ich im September 1871 mit meinem Bündel nach

Heidelberg, und mietete eine Studentenstube, die jetzt leicht zu haben war. Sie lag in der Nähe des Riesensteins, und bot aus den Fenstern den Blick auf die Wipfel und Zweige der Edelkastanien, die ganze Berglehre entlang, bis zum Schlosse. Einige etwas regnerische Wochen begünstigten die Arbeit besonders. Die Stimmung des ersten beglückenden Gelingens kam mir zurück, und ich empfand einmal wieder die ganze Beseeligung dichterischen Schaffens. Auch die Lostrennung von meinen bisherigen Umgebungen, die Rückkehr mit der Dichtung an den Ort, wo die Anfänge derselben entstanden waren — obgleich dieses Zusammentreffen ohne jeden Plan, und nur durch die Gunst der Umstände sich gestaltete — vereinigten sich, um mir diese Tage ganz rein und heiter zu erhalten. Die Arbeit ging rüstig von statten, und endlich konnte ich meinen Faramund in der letzten Scene wieder in seine Zelle zurückführen. Und es mochten nicht nur seine eigenen Empfindungen sein, wenn er sagte:

Den alten Raum
Von dem die Ausfahrt ging in's Leben,
Begrüß' ich ohne Widerstreben,
Als hätt' ich ihn verlassen kaum.
Und dennoch zog in zwanzig Jahren
Hier manch Bewohner ein und aus,
Um leichten Bündels hinzufahren,
Vergessend das verlassene Haus.
Und nun zur abgetretenen Schwelle,
Wo ich das erste Glück empfing,
Kehr' ich, als ob die Heimatzelle
Nun schlösse meines Lebens Ring.

Des Lebens Ring wünschte ich für mich freilich noch nicht geschlossen, und so sollte es der Kreislauf Faramunds nicht schon sein, da die Dichtung ihm eine neue Ausfahrt ins Leben in Aussicht stellt. Ich war zufrieden mit meinem Werk, denn es lag mehr von meinem innersten Wesen darin,

als in anderen, welche mehr Beifall gefunden haben. Gleichwohl war an eine Veröffentlichung noch nicht zu denken. Selbst was es im Einzelnen daran zu besseren gab, mußte noch hinausgeschoben sein. Denn, mir ganz unerwartet, kam eine neue Arbeit dazwischen, die mir auf Jahr und Tag zu thun gab. Meine Litteraturgeschichte war vergriffen, und es sollte eine neue Auflage gemacht werden. An und für sich ist das ja ein erfreuliches Ereigniß, und wird gewöhnlich sogar als ein Glück bezeichnet, nur daß ein solches Glück auch einmal zur Unzeit eintreffen kann. Denn eine neue Auflage hieß hier so viel als eine starke Umarbeitung. Alle poetischen Pläne, die mir im Kopfe rumorten, mußten demnach weichen. Es galt Irrtümer zu verbessern, Anschauungen, von welchen ich in zehn Jahren zurückgekommen war, zu tilgen, Hinzugelerntes zu verwerten, überall auszugleichen, zu streichen, zu vervollständigen. Ueber die erste Hälfte dieser Arbeit verging der Winter.

Zu Ostern machte ich einen Besuch in Berlin. Hier wollte ich es nach langer Zeit einmal wieder wagen, den Freunden Stücke aus dem Gevatter Tod vorzulesen. Da nun aber meine gute Mutter kein Verhältniß zu diesem Stoff und Gedichte finden konnte, mochte ich es nicht über sie verhängen die Vorlesung in ihrer Wohnung stattfinden zu lassen. Ein lieber Freund, der Philosoph Professor Lazarus, bot die seinige dafür an, und sein Schwager Steinthal, der „Völkerpsycholog“, ließ es sich nicht nehmen, derselben beizuwohnen. Auf die Teilnahme des befreundeten Kreises durfte ich rechnen, die Ansichten über das Gedicht gingen aber freilich ziemlich auseinander. Unbedingt aber sprach sich Friedrich Eggers dafür aus, der schon früher zu den Anhängern desselben gehört hatte.

Ich kehrte nach Darmstadt zu meiner litterarhistorischen Arbeit zurück, um mit ihr den Sommer unter viel körperlichem

Unwohlsein zu verbringen. Der Arzt gebot mir eine Kur in Kissingen. Dort traf mich die ergreifende Nachricht, daß Friedrich Eggers plötzlich gestorben sei. Es war in ihm einer der edelsten und besten Menschen aus unsrem Kreise geschieden. Noch klangen mir die beredten Worte des Anteils an meinem Gevatter Tod vor dem Gehör, und nun ihn selbst der Tod so unerwartet schnell abberufen hatte, beschloß ich, ihm das Gedicht auch nach seinem Tode noch zu widmen. Meine Kur hatte keinen recht günstigen Verlauf. Von Kissingen nahm ich meinen Weg nach Schlesien, wo meine Mutter mit meiner jüngsten Schwester einen Sommeraufenthalt in Erdmannsdorf gewählt hatte. Nach einigen schönen Ausflügen, darunter ein paar tüchtigen Märschen, die ich mit der letzteren in die Berge unternommen, wendete ich mich wieder nach Darmstadt. Ende Oktober konnte ich das Manuskript des Gevatter Tod druckfertig machen, und die Widmungsverse hinzufügen. Als Buch erschien das Gedicht zu Anfang des Jahres 1873. Ich habe über die Entstehungsgeschichte dieses Werkes so umständlich erzählt — umständlicher vielleicht, als es dem Leser nötig scheinen mag, weil keine andre meiner Arbeiten mich so lange beschäftigt hat, und so ganz als „ein Stück von mir" zu betrachten ist. Scheine ich diese Dinge zu wichtig zu nehmen, so entgegne ich nur, daß wenn ich sie nicht wichtig nähme, ich das Erzählen von meinem künstlerischen Schaffen überhaupt hätte lassen können.

Neunzehntes Kapitel.

Wenn ich in der ersten Zeit in Darmstadt ein im Ganzen zurückgezogenes Leben führte, so war das durch die Verhältnisse bedingt. Ganz ohne Verkehr lebte ich schon nicht mehr, aber ich hatte reichlich zu thun, machte mir zu schaffen

und brauchte meine Zeit. Aber diese Zurückgezogenheit sollte mir verhängnißvoll werden, als ich krank wurde, und niemand nach einem Menschen fragte, der mit den Leuten durch keine verwandtschaftlichen Bande (auf welchen damals in Darmstadt alle Geselligkeit und alle Lebensform beruhte) verknüpft war, noch auch schon freundschaftliche Beziehungen gefunden hatte. Ein akuter Gelenkrheumatismus brachte mir eine harte Niederlage. Da sonst niemand zu haben war, verbrachte ich diese Zeit mit zwei Krankenwärtern — sogenannten „Gardereitern“, das heißt halbpensionierten Unteroffizieren, welche die Schloßwache, den Museumsdienst und Andres im Schlosse versahen, und sich auch außerhalb desselben zu allerlei Diensten vermieteten — einen für die Nacht, den andern für die Tagesstunden. Es waren die fürchterlichsten Krankenwärter die man sich denken konnte. Die Krankheit selbst nahm der Arzt nicht so bedenklich, da sie sich nur auf der rechten Seite festgesetzt hatte. Aber er erschrak über die Krankenkost, bei welcher er mich ertappte. Da sie sich nicht besser beschaffen ließ, schickte er mich, sobald es nur irgend möglich war, nach der Bergstraße, und zwar nach dem „halben Mond“ bei Heppenheim, wo er mir die beste Verpflegung versprach. Als ich dort, noch unter großen Schwierigkeiten, anlangte, war Ball im „halben Mond“ zur Nachfeier einer Hochzeit, und das bestellte Zimmer bis zur Beendigung des Festes besetzt. Für einen halb Gelähmten, der sich ohne große Schmerzen noch nicht bewegen konnte, und dem man ein ländliches Behagen versprochen hatte, war das ein überraschender Anfang. In eine Ecke gedrückt mußte ich dem Treiben bis nach Mitternacht zusehen, totmüde, bis ich denn endlich das Zimmer bereit fand. Aber nach Ueberwindung dieser ersten Nacht gestaltete sich Alles zum Besseren. Der „halbe Mond“ hatte seine Feriengäste von Nah und Fern bereits vollzählig versammelt. Liebenswürdige Nachbarinnen nahmen sich des

Einarmigen bei Tische an und schnitten ihm vor, was denn nach Verlauf von acht Tagen nicht mehr nötig war. — Heppenheim gilt noch gar nicht einmal als einer der landschaftlich bevorzugtesten Orte an der Bergstraße, und dennoch ist es ein reizendes Plätzchen. Am Fuße der Starkenburg und am Ausgang einer grünen Thalschlucht gelegen, wird es von der breiten Kunststraße gesäumt, welche hier, nach Laudenbach zu, einen Bogen macht, und unter ihren prächtigen Nußbäumen dem Wanderer des Erfreulichen die Fülle zeigt. Auf der einen die Bergreihen und waldigen Abhänge, auf der andern die in Fruchtbarkeit hingelagerte Rheinebene. Da man aus dem Hofthor des „halben Mondes“ gleich die Bergstraße betrat, so war diese meistenteils mein Aufenthalt, wenn es mir im Garten von Gästen zu bunt wurde. Bänke zum Ausruhen und Lesen gab es auch hier. Denn eigentlich ist diese ganze zwölf Stunden lange Straße, an einem Dutzend von Städtchen und in Gärten versteckten Ortschaften vorüber, bis nach Heidelberg, ein einziger wohlgepflegter Spaziergang.

Der Trieb, etwas zu gestalten, erwachte mir wieder lebhafter, und so begann ich etwas Dramatisches, die Tragikomödie „Rhampsinit“. Wie ich darauf verfallen und was ich damit bezweckte, wollte ich demnächst erzählen. — Ich hatte ein gebundenes Buch mit weißen Blättern bei mir, und in dieses schrieb ich mit Bleistift das ganze Stück, und zwar auf den Knieen, denn wenn ich gleich das Handgelenk wieder brauchen konnte, so war ich noch nicht imstande den rechten Arm lange auf dem Tische zu erhalten, und nur in so gesenkter Lage vermochte ich ihn zum Schreiben zu benutzen. Noch Monate dauerte es, ehe er zum Arbeitspulte wieder zu erheben war. So, mein Buch auf den Knieen, schrieb ich an diesem Rhamsinit überall, wohin mich der Weg grade geführt hatte, an der Chaussée auf einer Bank, oder

auf einem Steinhaufen, wenn der Nußbaumschatten grade einladend darüber fiel, im Gemäuer der Starkenburg, oder auch wohl in der Kegelbahn des Gartens, wenn sie unbenutzt stand. In ein paar Wochen war ich mit meinem Drama fertig, und auch körperlich erträglich so weit, um nach Darmstadt zurückkehren zu können. Aber nun sollte eine eigentliche Badekur, die ich dem Arzte gern abdisputiert hätte, nicht zu umgehen sein, und ich mußte wieder für Kissingen rüsten. Ich habe gegen Badeorte den stärksten Widerwillen, nicht sowohl gegen die Orte selbst, die ja meist in schöner landschaftlicher Umgebung liegen, als vielmehr gegen die dort vom Zufall zusammengewürfelte und gedrängte Gesellschaft. Glücklicherweise habe ich später mehr Badeorte als Gesunder und nur zum Besuch durchwandert, als zur Kur genossen.

Ich komme auf den Rhampsinit zurück, den ich zur Aufführung auf, so zu sagen, meinem eignen Theater bestimmt hatte. Und dieses bestand in der einen Vorstellung, welche die Studierenden (denn solche hatten wir nun schon, neben den Schülern) der technischen Hochschule um Fastnacht öffentlich zu geben pflegten. Dieses Theater dirigierte ich (wie einst in Dresden das der jungen Künstler) hatte es selbst eingerichtet, machte, neben dem Direktor, den Regisseur, Exerciermeister, Garderobier, verfaßte das Stück und den Prolog, und war in letzter Instanz nicht weniger als Alles. Das Hoftheater in Darmstadt, vorwiegend das Schauspiel, war in argem Verfall, das Repertoire abscheulich, der Geschmack verwahrlost, selbstverständlich in erster Reihe durch Verschuldung der ganz unzulänglichen Leitung. In mir drängte aber jetzt Alles zum Drama, und so ergriff ich auch den Notbehelf zu meiner Uebung. Schon vor zwei Jahren hatte ich den Studierenden meinen Reineke Fuchs eingeübt. Das Stück war seit seiner ersten Dresdener Aufführung an verschiedenen Orten durch ähnliche Truppen zur Darstellung gekommen,

in Berlin, Leipzig, Breslau, und wiederum in Dresden bei einem Künstlerfeste. Und so fand die Darstellung auch in Darmstadt ein lachendes Publikum. Da ich im nächsten Winter nichts Geeignetes von mir selbst fand, und denn doch gespielt werden sollte, übte ich den „Schatz“ von Lessing ein, und so die Falstaffscenen beim Friedensrichter Schaal, nebst der Rekrutenwerbung. Nun verlangte die Jugend aber wieder etwas von mir selbst, und da ich einige hervorragende Darsteller entdeckt hatte, schrieb ich den Rhampsinit für bestimmte Persönlichkeiten. Da sie intelligent genug waren, die Bedeutung des Verses für die Deklamation zu verstehen, wußten sie sich in den Alexandriner, den ich zur Verstärkung der Komik gewählt hatte, recht wohl zu finden. Wie denn das Einüben diesmal auch sonst nicht auf die äußersten Schwierigkeiten stieß. Die jungen Leute hatten überdies ihr eignes Orchester eingerichtet, in welchem sich sogar ein paar Konzertkräfte befanden, so daß nicht nur auf Zwischenspiele, sondern auch auf begleitende Musik für einige Scenen gerechnet werden konnte. Sie wurde von kundiger Hand gesetzt und dirigiert. Die Vorstellung wurde im Winter darauf in dem größten öffentlichen Lokal der Stadt, dem neuen Saalbau, gegeben, und zwar vor einem festlich geschmückten Publikum, da sogar ein Ball darauf folgen sollte. Die jungen Leute spielten zum Teil überraschend gut. In der Prinzessin Nitokris mit der weichen hohen Stimme vergaß man fast den männlichen Darsteller. Die beiden ägyptischen Clowns waren vortrefflich, der schwarze Prinz und das Mohrengefolge sehr ausdrucksvoll! Es war eine allerliebste Vorstellung, der das Publikum reichlichen Beifall spendete. — Unter den Zuschauern befand sich auch Hofrat Werther der neue Direktor des Hoftheaters — denn mit diesem Kunstinstitut war ganz plötzlich eine Veränderung vorgegangen. Nach dem Fallen des Vorhangs kam Werther auf mich zu mit den Worten:

„Wo haben Sie die vortrefflichen Schauspieler her? Zwei davon engagiere ich Ihnen gleich weg!“ Ich nahm es für Scherz, aber es war sein Ernst. Der Darsteller des Siuf, so wie der des Rhampsinit wurden wirklich nicht lange darauf unter das Personal der Hofbühne aufgenommen. Der erste starb nach wenigen Jahren, der andre, H. Knispel, ist noch heut ein Mitglied des Darmstädter Theaters und zugleich der Geschichtschreiber desselben geworden. — Die Aufführung des Rhampsinit war der Kulminationspunkt meiner Thätigkeit für die akademische Bühne. Im nächsten Jahre wurde der Reineke Fuchs wiederholt. Dann aber trat ich zurück, da das Hoftheater unter Werthers Leitung mir Aussichten machte, die denn doch künstlerisch anregender waren.

Das Darmstädter Theater zehrte von einem alten Ruhme, der mich bei meiner Ankunft sehr neugierig gemacht hatte. Denn es sollte von Alters her eins der vorzüglichsten Theater Deutschlands gewesen sein, und die Mehrzahl der Eingeborenen meinte, dem sei immer noch so. Die ersten Vorstellungen, welchen ich beiwohnte, belehrten mich des Gegenteils. Und forschte ich genauer nach, worauf dieser Ruhm sich stützte, so waren es die großen Opern, die hier zuerst, mit gewaltiger Ausstattung, in Scene gegangen, so daß man von Nah und Fern nach Darmstadt reiste, die neuen Wunder anzustaunen. Es waren ferner die später berühmten Stimmriesen, besonders unter den Tenorsängern, die hier eine Uebungszeit auf der Bühne durchgemacht, dann aber sich größere Schauplätze gesucht hatten. Für jetzt aber zeigte sich weder das Sängerpersonal noch die Leitung des Orchesters einer großen Aufgabe gewachsen. Ich hörte eine Aufführung der Zauberflöte, welche darlegte, daß niemand auf der Bühne mehr Mozart singen konnte, während der Taktstock des Dirigenten unbewußt in stetem Mißverhältniß zum Orchester stand, in welchem sich gleichwohl einige sehr gute Musiker

befanden. Neben der Oper stand das Ballet, nicht etwa als bloßes Zubehör, sondern als vollberechtigte Macht und in großer Ausdehnung, mit weiblichem und männlichem Solopersonal unter einem eignen Balletmeister, welches selbständige, den Abend füllende Pantomimen vorführte. Die dritte Macht waren die musikalischen Possen, unter den französischen die von Offenbach, unter den Deutschen der schlechteste Abhub von Wiener und Berliner Lokalstücken. In diesen mußten auch die Schauspieler auftreten, wenn sie sonst zu Worte kommen sollten. Ein paar jüngere Leute, welchen man Romeo, Karlos, Hamlet, versprochen hatte, die aber vergeblich nach ihrem Rechte seufzten, sahen sich ratlos auf das Aeußerste degradirt. Es galt schon für etwas Großes, wenn einmal ein Rührstück von Charlottte Birch-Pfeiffer in Scene gehen durfte.

An der Spitze des Theaters stand ein Mann, der, obgleich schon lange demselben angehörig, seiner Bildung nach sich wenig für das Schauspiel erwärmen konnte. Der Lebensgang dieses Mannes war abenteuerlich. Man erzählte, daß er als ein auffallend schönes Bürschchen von siebzehn Jahren zuerst auf der Messe in Darmstadt erschienen, ziemlich abgerissen, mit einem Affen und einem Bären, auf deren Kunststücke er reiste. Er wurde entdeckt von weiblichen Kenneraugen, welche die Macht hatten, festzuhalten, was ihnen gefiel. Der junge Böhme erschien bald dem Ballet eingereiht, wurde bei zierlich gelenkigem Körperbau ein beliebter Tänzer, und später Balletmeister. Mit der Zeit erhielt er die Regie der Oper, endlich die Direktion des ganzen Theaters, nebst dem Titel eines Geheimen Kommissionsrates. Seine Bildung hatte er auf Hintertreppen und im Ballet-Uebungssaale erworben. Trotzdem stellte er einen recht feinen, jetzt schon ältlichen Herrn dar. Solcher Geheimeräte gab es damals mehr. Es versteht sich, daß unter einer derartigen Direktion

das Ballet besonders beschützt wurde. Und nicht zu verwundern ist, daß es auch im großen Publikum sehr beliebt war, ja daß die Leute, wenn sie vom Theater sprachen, nur Ballet und Oper meinten. Die Gefahren einer solchen Richtung für die Jugend liegen auf der Hand. Kunstgeschmack, geistiges Leben, Sittlichkeit werden dem Verderben entgegen getrieben. Wenn ich in jener ersten Zeit meinen Schülern erklärte, daß ihr Theater schlecht sei, vor Allem weil es kein Schauspiel habe; daß das Ballet, wie es in Darmstadt betrieben wurde, etwas Häßliches und Dummes sei, empfing ich nur Blicke des Erstaunens und Unglaubens, und es war anfangs schwierig, ihnen begreiflich zu machen, daß das Theater eine andere Aufgabe habe, als die des bloßen Sinnesreizes. Bei der Jugend gelang mir eine Besserung des Geschmackes doch nach und nach, und das ist immer die Hauptsache.

Nun war es am 24. Oktober 1871, als ein neues Stück gegeben werden sollte, welches den Titel „Pechschulze" führte. Da alle Personen auf dem Zettel Schulze hießen, war man sehr gespannt darauf. Doch sollte es niemand zu sehen bekommen. Nachmittag stiegen Rauchsäulen aus dem Dache des Theaters, das Haus brannte und war rettungslos verloren. Auf dem Balkon des benachbarten Hauses aber stand der Direktor, streckte die gerungenen Hände zum Himmel und schrie einmal über das Andre, laut jammernd: „Wer giebt mir mein Theater wieder? Was soll aus mir werden?" Die Menge lachte zu ihm hinauf, und böswillige Stimmen riefen: „Kauf dir einen Bären und laß ihn auf der Messe tanzen!"

Ein Winter ohne Theater war nun für die Darmstädter eine trostlose Aussicht, und wirklich für eine Stadt, die damals des Anregenden sonst nichts bot, eine Verlegenheit. Inzwischen wurde schnell Hand angelegt, um einen älteren Bau, der früher auch schon theatralischen Zwecken gedient hatte, als

Interims-Theater einzurichten. Es konnte doch erst im März 1872 eröffnet werden. In der Nähe der Brandstätte, hinter den wundervollen Kastanien und Ahornbäumen des Theatergartens gelegen, hatte es das Aussehen einer baufälligen alten Scheune, und niemand würde in diesem Gebäude einen Musentempel gewittert haben. Fremde, welche ich im Laufe der nächsten Jahre hierher führte, fingen meist an zu lachen, und blieben ungläubig, bis zum Betreten der Schwelle. Und doch danke ich dieser alten Bude manchen schönen Eindruck. Sollte doch in ihr die neue Aera des Schauspiels für Darmstadt beginnen. Hatte man den ersten Eindruck der Außenwände und des Eingangs erst überwunden, so kam man mit der inneren Einrichtung bald auf guten Fuß. Es war mehr Raum da, als man hätte erwarten sollen. Freilich mußte man auf Alles, was Architektonik heißt, verzichten. Es befand sich nur eine einzige, halbkreisförmige Galerie darin, welche den ersten Rang darstellte, hinter welcher sich, bis unter das Dach aufsteigend, die übrigen Rangstufen erhoben. Der Zuschauerraum war groß genug, die Bühne hatte die genügende Breite und Tiefe, um den beliebten großen Opern Platz zu gewähren.

Zwei Monate nach Wiederbeginn der Spielzeit, erhielt zu allgemeiner Ueberraschung der seitherige Direktor seinen Abschied. Es wurde eine mehrwöchentliche Vertretung festgesetzt, während welcher der Garderobe-Inspektor Ernst Pasqué die Geschäfte führte. Pasqué, früher Sänger und Schauspieler, war mir als Darsteller bekannt, da er in Weimar in einem meiner Stücke mitgewirkt hatte. Schriftstellerisch sehr thätig, bekannt als Verfasser vieler Romane, Novellen, Operntexte, zeigte er sich zuletzt durch sein Werk „Goethes Theaterleitung in Weimar“ als kenntnißreichen und fleißigen Theaterchronisten. Nur zwei Monate vertrat er das Geschäftliche der Direktion, worauf er sich in seine schöne Villa

bei Alsbach an der Bergstraße zurückzog, um in großem Stil Obstkultur für den Markt zu betreiben und immer neue Romane zu verfassen.

Am ersten Januar trat, von Mannheim herberufen, Hofrat Dr. Julius Werther an die Spitze des Hoftheaters. Ein noch junger Mann, hatte er auf der Universität seine juristischen Studien vollendet und den Doktorgrad erworben, um sich dann der Theaterlaufbahn zu widmen. Nur kurze Zeit als Schauspieler in Weimar, um dann die Direktion des Theaters in Mannheim zu übernehmen. Bei seinem Eintritt in Darmstadt erkannte ein Mann von seiner Bildung sofort die Schäden der Anstalt, die er fortan zu leiten hatte, und durfte er an der Oper und dem Ballet noch nicht rütteln, so setzte er doch die Gleichberechtigung und Reform des Schauspiels durch, ja eigentlich lag ihm das letzte vorwiegend am Herzen. Um dasselbe zu heben, bedurfte er neuer schauspielerischer Kräfte, welche nun angeworben wurden. Es ging nach kurzer Zeit ein frischer und belebender Geist durch das Theater. Stücke, die seit zwanzig Jahren überall gegeben worden waren, erschienen jetzt zuerst vor den Darmstädtern. Neu aber waren auch viel ältere Stücke, sogar die von Goethe, Schiller, und nun gar die von Shakespeare. Die Jugend war zuerst gewonnen und durch große Eindrücke fortgerissen, und bald zeigte sich auch das große Publikum, wie überall, erziehbar, wenn man ihm nur nicht zu hastig seine alten Spielwerke raubt.

Ich hatte Werther bald nach seinem Eintritt in Darmstadt kennen gelernt. Er war der erste Theaterdirektor, der mich aus eigenem Antrieb aufforderte, ihm einmal ein Stück von mir zur Aufführung zu geben. Und, merkwürdig genug, bald redete er mir zu, den Gevatter Tod, der kürzlich erschienen war, für die Bühne zu bearbeiten! Dasselbe ist mir später noch ein paarmal von Theatervorständen nahe gelegt

worden. Darauf aber ließ ich mich vorerst nicht ein, in der Voraussicht, daß sie das Stück nachher doch nicht auf die Bühne bringen würden. Dagegen machte ich mich an eine Umarbeitung meines alten Artevelde, die denn von Werther gebilligt und angenommen wurde. Aber schon nach einigen Wochen ließ ich mir das Manuskript zurück geben, da ich das Verhältniß zu dem Stücke verloren hatte. Mich lüstete nach Neuem, worin ich durch die Anregung Werthers immer mehr bestärkt wurde. Ich sprach eine Reihe von Stoffen mit ihm durch, darunter den zu einer Tragödie „Lucretia Colonna“ und zu dem Schauspiel „Der Rosengarten“. Den letzteren erfaßte Werther gleich lebhafter, und redete mir zu, denselben etwas phantastischer, als in der Absicht lag, auszustatten. Denn das Theater besaß in dem Theatermeister Karl Brandt einen Maschineningenieur und Dekorateur ersten Ranges, durch welchen, wenn ein Stück ihm eine Handhabe bot, mit der szenischen Ausstattung eine große Wirkung erzielt werden konnte. Ich ging denn darauf ein, schon um überhaupt auf der Bühne Fuß zu fassen, richtete das Stück aber so ein, daß es auch ohne alle Zuthat, als ein wirkliches Drama und als eine Dichtung gelten konnte. Ich las es Werther vor, und wir nahmen es dann mit dem Theatermeister durch. Brandt verriet lebhafte Freude daran, und nicht nur um der Thätigkeit willen, für welche ihm darin Raum eröffnet wurde, denn er zeigte für das Poetische ein sehr reges Verständniß. Einer Zuthat von Musik widerstrebte ich nicht, aber eine harte Zumutung war es für mich, daß Brandt auch Tanz verlangte, kurz, dem Ballet die Thür in meinen poetischen Rosengarten geöffnet wissen wollte. Werther schlug sich auf seine Seite, während ich aus allen Tonarten zwischen Aerger und Gelächter dagegen ankämpfte. Endlich erklärten mir die beiden Herren, sie hätten die Absicht, „sieben neue Dekorationen“ mit ganzer Scenerie dafür malen zu

lassen, also das Stück mit einem nicht gewöhnlichen Aufwand von Kosten zu geben. Zu dieser Mehrausgabe würden sie aber schwerlich die Erlaubniß erhalten, wenn sie nicht zugleich die Aussicht auf eine Tanzentfaltung eröffnen könnten. Sie trösteten zugleich, es sollte durch gar zu große Massensprünge nichts an den Rosen zertreten werden, nur zugestehen sollte ich den Tanz, nachher werde sich mit dem Balletmeister reden lassen. Ich war bekümmert, aber ich gab nach, denn die beiden Männer zeigten sonst ein lebhaftes Interesse für das Stück. Wirklich wurden die neuen Dekorationen in Auftrag gegeben. Es ist aber hinzu zu fügen, daß fast für jedes Stück im Interimshause eine oder ein paar neue Wände gemalt werden mußten, da ja fast alle älteren in Flammen aufgegangen waren. Immerhin mußte noch längere Zeit vergehen, bis wir mit dem Rosengarten zum Ziele kamen.

Zwanzigstes Kapitel.

Gleichsam um vor meinem eigenen Gewissen zum Voraus eine Scharte auszuwetzen, machte ich mich sofort an ein neues Drama, in welchem möglichst wenige Ansprüche an Scenerie gestellt, und zum Tanzen keine Gelegenheit gegeben werden sollte, zumal es eine Tragödie war. Nämlich „Lucretia Colonna“, wie ich das Stück zuerst nannte. Den Stoff trug ich seit Jahren im Kopfe, und eigentlich war das Stück längst fertig, ich brauchte es nur nieder zu schreiben. Eine alte Novelle des Italieners Giraldi Cinthio, betitelt „Die Wittwe von Fondi“ hatte mich darauf gebracht. In dieser handelt es sich darum, daß eine Mutter einen Flüchtling bei sich verbirgt, unwissend daß derselbe ihren Sohn, auch wider Wissen, im Zweikampf getötet hat. Als sie den Thatbestand erfährt, will sie ihr Wort, welches ihm Schutz ver-

sprochen, dennoch halten, verteidigt ihn in langer Rede vor Gericht, erreicht seine Freisprechung, und nimmt ihn für den Getöteten an Kindesstatt an. Das Hineinspielen eines Kardinal Colonna brachte mich darauf, die Geschichte an das Haus Colonna zu knüpfen, ihr eine weiter tragende Wirkung zu geben, und die Mutter, Lucretia zur tragischen Heldin zu machen. Von dem Inhalt der Novelle blieb nicht viel übrig. Beim Theater wünschte man den Titel nachher verändert, und ich fügte mich, obwohl ungern, in den: „Der Feind im Hause". Es stellte sich auch heraus, daß er zu Mißverständnissen Veranlassung gab. Die Kritik nahm den jungen Mann als Helden an, und tadelte seine „Passivität", indem sie übersah, daß der Schwerpunkt in der Handlungsweise der Mutter liegt, die unter den gegebenen Verhältnissen zum Untergang ihres ganzen Hauses führt. — Auch für dieses Stück zeigte Werther die freundlichste Teilnahme. Der Direktor betrachtete es bereits als eine neue Acquisition, bestimmte die Rollen, während ich noch daran arbeitete, und gab mir dadurch Gelegenheit, die Fähigkeiten dieses oder jenes Schauspielers in's Auge zu fassen. Es giebt kaum etwas Belehrenderes im dramatischen Schaffen, als wenn man, bei sonst voller Freiheit, die bestimmte Anwendung immer vor Augen hat. Das Stück wurde vor Schluß der Spielzeit vollendet, und ich freute mich, nun für zwei Werke die Zusicherung der Bühne zu haben. Ich ließ beide als Manuskript drucken, um sie auch an andere Bühnen zu versenden, ohne zu befürchten, dem befreundeten Direktor das gewünschte Vorrecht der erstmaligen Aufführung zu schmälern.

Da überfiel mich zu Anfang des Sommers, wie ein Dämon unerwartet wieder das rheumatische Leiden, nicht so hart wie im Jahre zuvor, aber doch zu bösartiger Niederlage. Die Zustände blieben sich darin gleich, daß ich mich wieder von Menschen völlig abgetrennt sah. Werthers hatten

die Theaterferien für eine Reise benutzt, Alles was ich sonst kannte war in die Sommerfrischen gegangen. Ich aber mußte zurückbleiben, da die bevorstehende Maturitätsprüfung meine Gegenwart verlangte. Ich konnte nur als kaum Halbgenesener meiner Pflicht, die ich nicht versäumen wollte, nachkommen. Denn es war die letzte derartige Prüfung, die wir überhaupt abhielten. Mich vertreten zu lassen, hätte ich, schon um der Schüler willen, nicht über das Herz gebracht, und so mußte ich mich, in Decken gehüllt, am Stocke hinkend, vom Pedell in den Prüfungssaal und in den Lehnstuhl führen lassen. — Der Arzt verlangte darauf eine Kur in Wildbad, die ich denn mit dem Beginne unserer Ferien antrat. Ein kleiner Ausflug durch den Schwarzwald schloß sich daran, und nach etwa fünf Wochen konnte ich gutes Mutes nach Darmstadt zurück kehren. Es war, Gott sei Dank, die letzte Badekur, deren ich bedurfte, denn die folgenden zwanzig Jahre gingen mir, wenn auch von Niederlagen nicht ungetrübt, doch ohne solche Verpflichtung vorüber.

Bei meiner Rückkehr nach Darmstadt aber empfing und erschreckte mich die Nachricht, daß Hofrat Werther plötzlich aus seiner Direktionsstellung entlassen sei. Nach noch nicht zwei Jahren! Und nachdem er das Theater unwiderleglich gehoben hatte! Ueber die Ursache seiner Entlassung wußte niemand so recht Bescheid zu geben, man witterte und kombinierte nur. Alle Besseren waren entrüstet, beklagten ihn und das Theater, es gab aber auch Viele welche triumphierten. Werther war zu stolz gewesen, um bei einer gewissen Partei zu dienern, und andrerseits große Nachsicht zu üben gegen einige alte Theatermitglieder, welche bei jener Partei einen Stein im Brette hatten. Er war überhaupt nicht beliebt gewesen, da er die Dinge zu ernst nahm, und den alten Schlendrian in keinem Punkte mehr gelten lassen wollte. Für mich war sein Fortgang ein böses Hemmniß, denn meine

Theaterhoffnungen schienen vernichtet. Er wurde später Direktor des Hoftheaters in Stuttgart.

An seine Stelle trat in Darmstadt vor der Hand ein Comité, bestehend aus einem Finanzmann, einem Oberbaurat und zwei Vätern der Stadt. Keiner dieser vier Herren hatte bisher zu den Besuchern des Theaters gehört, keiner hatte Verständniß davon, jeder wäre die Last gern bald wieder los geworden. Einig waren sie in dem Punkte, daß Ersparungen gemacht werden müßten; überall Ersparungen; nichts als Ersparungen! Für den Rosengarten schien demnach keine Aussicht mehr vorhanden. Aber die Rollen waren einmal ausgeschrieben und verteilt, und, was von mehr Belang sein mußte, die neuen Dekorationen bereits in Bestellung gegeben. Da empfing ich eines Tages den Besuch eines der Herren vom Theatervorstand (er hatte ein Baumwollengeschäft in der Stadt) welcher kam, um mit mir über den Rosengarten zu verhandeln. Das Stück sollte jedenfalls gegeben werden, da es einmal in Vorbereitung gewesen, nur müsse ich eine Verminderung der Kosten zugestehen, vor Allem die Reduktion der neuen Dekorationen von sieben auf viere. Damit war ich ohne Umstände einverstanden. Aber, so hieß es weiter, es wäre gut, wenn dieser Wunsch um Vereinfachung von mir selbst ausginge, da der Herr Theatermeister von der kostbaren Ausstattung durchaus nicht ablassen wolle, und so solle ich diesen Wunsch in Form einer Eingabe an den Großherzog selbst richten. Die Sache kam mir etwas komisch vor, doch verstand ich mich auch dazu, ja ich hoffte sogar auf diese Weise auch noch das Ballet los zu werden. Doch wurde ich noch rechtzeitig gewarnt, dieses Punktes um Gotteswillen nicht zu erwähnen. Als nun aber auf meine Eingabe ein billigender Bescheid an das Theater gelangte, bekam ich einen bösen Stand gegenüber dem Herrn Theatermeister. Denn dieser war bisher eine entschiedene Macht im Hause gewesen

und geriet außer sich über den Eingriff des Vorstands in beschlossene und bereits vorbereitete Dinge. Auch mir konnte er nur schwer verzeihen, daß ich ihn an der Ausstattung gehindert hätte, und erklärte, er werde fortan ohne uns handeln. Ich ließ der Sache nun ihren Lauf, bekümmerte mich um nichts mehr, wobei ich mich übrigens getrösten konnte, daß, wenn Brandt die Angelegenheit zu der seinigen machte, die Aufführung ganz sicher, und eigentlich in den besten Händen sei.

Während dieser Verhandlungen, bei deren hoher Wichtigkeit ich oft meinen Lachmuskeln zu gebieten hatte, erhielt ich von dem General-Intendanten in Weimar, Herrn von Loën, die Nachricht, daß er den „Feind im Hause“ zur Darstellung angenommen habe. Ich vollendete im Winter ein Lustspiel, welches ich „Die Schlange“ nannte, und konnte das Manuskript mitnehmen, als ich am ersten Mai der Einladung nach Weimar folgte. Mein Schwager Scheffler stand damals als Generalmajor in Erfurt, und so nahm ich hier bei meiner Familie Wohnung, um, bei der Nähe von Weimar, des Morgens zu den Proben hinüber zu fahren. Das Weimarische Theater hatte ein auserwähltes Personal, und so durfte ich einer für mich anregenden und befriedigenden Darstellung entgegen sehen. Schon in den Proben zeigte sich Frau Hettstedt als eine ausgezeichnete Lucretia Colonna. So gering ihre äußeren Mittel waren, bei einer nur kleinen und dürftigen Gestalt, wußte sie durch Bildung und geistiges Erfassen ihrer Aufgabe, etwas Außerordentliches zu erschaffen. Otto Devrient gab den neunzigjährigen Colonna, und er, wie die Uebrigen, spielten mit einer Hingebung an die Sache, daß es eine Freude war. Dagegen erregten die Dekorationen und Kostüme meine Verwunderung und Belustigung. Während man in Darmstadt mehr Gewicht als nötig auf diese Aeußerlichkeiten legte, schien dergleichen in Weimar als etwas Gleich-

gültiges betrachtet zu werden. Schon das erste Bild der Trümmer Roms zeigte eine solche Ausstellung grauer, verschossener Fetzen und Lumpen, daß ich, zum Gelächter der Darsteller, gar nichts mehr von Architektur oder Landschaft entdeckte, die Zuschauer aber die Ueberzeugung gewinnen konnten, daß es mit dem damaligen Rom wirklich recht übel bestellt sein mußte. Die Colonna trugen alte Kleidungsstücke aus allen Jahrhunderten, und rührend war es mir, um den Saal von Valmontone etwas zu heben, Devrient zwei dürftige Gewächse in Palmengestalt herein tragen ließ. War das Publikum an dergleichen gewöhnt, so ließ ich es mir um so mehr genug sein, in der Voraussicht, daß die Kunst der Darsteller um so weniger beeinträchtigt wirken werde. Die Aufführung war denn auch vorzüglich, und die Wirkung des Stückes eine entschiedene, wobei sich die Zuschauer mit dem Verfasser auf den angenehmsten Fuß setzten. Die Großherzogliche Familie, in ihrer Loge anwesend, zeigte sich mir, wie immer, teilnehmend und wohlwollend. Seit dieser ersten Aufführung des Stückes fürchtete ich nicht mehr, daß der Eindruck desselben auf das Publikum irgendwo versagen könne, man mochte sonst über die harten Konsequenzen der Handlung und über die Charaktere urteilen, wie man wollte, so daß ich den ferneren Darstellungen ohne Furcht entgegen ging.

Daß Herr von Hülsen mir schrieb, er werde den „Feind im Hause“ auf der Bühne des königlichen Schauspielhauses zu Berlin zur Aufführung bringen, war mir selbstverständlich von höchstem Wert. — Auch nach Hannover hatte ich den Feind im Hause geschickt. Wenn Herr von Bronsart einst an einer Darstellung meiner „Protestanten in Salzburg“ durch ein Verbot von Berlin her gehindert worden war, so scheiterte die des neuen Stückes an seinem eignen Widerwillen gegen einen „so düsteren Inhalt“, welchen er

seinem Publikum nicht zu bieten wage. Da er aber doch gern etwas von mir vorführen wollte, so schickte ich ihm das Lustspiel „die Schlange“, welches er denn sofort in Angriff nehmen ließ.

Um von meinen dramatisch-theatralischen Erfahrungen dieser Jahre im Zusammenhange zu erzählen, lasse ich andre poetische Arbeiten, welche im Laufe des Sommers begonnen wurden, vorerst bei Seite.

Die erste Aufführung des „Feind im Hause“ in Berlin war für den Anfang des Oktober angesetzt worden, und ich hatte meinen Besuch zugesagt. Ich sah diesen Tagen wie einer festlichen Zeit entgegen, da ich zugleich meine Mutter und die Schwestern begrüßen sollte, so wie einige meiner alten Freunde in Berlin anwesend wußte. Die letzteren begriffen mein gutes Vertrauen auf das Gelingen der Darstellung nicht, da sie kritische Bedenken gegen das Stück hegten, in einer Aufführung desselben aber das allergefährlichste Beginnen sahen. Ich ließ sie denn reden, und fühlte kein stärkeres Fieber, als man überhaupt vor der Aufführung eines neuen Stückes empfindet. Auch ließ sich Alles gut an. Herr von Hülsen hatte etwas daran gewendet, so daß die äußere Repräsentation verbürgt war. Die Schauspieler waren mit ihren Rollen zufrieden, empfingen den Verfasser in der Probe entgegenkommend genug, und gaben sich Mühe, ihre Sache gut zu machen. Unter ihnen war Herr Kahle, ein noch junger Mann, der den alten Colonna spielte. Zehn Jahre zuvor hatte er als achtzehnjähriger Student bei einer akademischen Aufführung den Philoktet des Sophokles, und zwar griechisch, gespielt, und damals den Entschluß gefaßt, zum Theater zu gehen. Ich lernte ihn in einer Gesellschaft kennen, wo er etwas deklamiert hatte, und riet ihm von seinem Vorhaben ab, da mir seine Figur nicht für die Bühne zu passen schien. Einige Jahre darauf gehörte er bereits zum Ver-

bande des königlichen Schauspielhauses, spielte Richard den Dritten und König Lear, und galt für einen der ersten Charakterspieler. Und nun trat er auch in einem Stücke von mir auf, und durfte mich triumphierend an meine einstige Abmahnung erinnern. — Am 8. Oktober verabschiedete ich mich mit den Schwestern von meiner Mutter, um den „Feind im Hause“ spielen zu sehen. Sie liebte das Theater längst nicht mehr, und hätte die Angst beim Ansehen eines Stückes von ihrem Sohne nicht überstehen mögen, noch dazu eines Werkes, dem sie keinen Geschmack abgewann, und auf dessen günstige Aufnahme sie eben so wenig Vertrauen setzte, wie die nächsten Freunde. Und dennoch sollte das Stück grade in Berlin, vor einem Publikum, dem ich ganz fremd war, ja vor dem anerkannt schlimmsten bei einer ersten Aufführung, einen Eindruck machen, der über alle Erwartung ging. Es gab, was man in der Theatersprache einen „glänzenden Erfolg“ nennt, der sich auch bei den Wiederholungen bewährte. Diesen mußte denn auch die Kritik zugestehen, wenn sie auch sonst viel zu erinnern hatte. Uebrigens stimmte sie, wenigstens in den bedeutenderen Tagesblättern, einen durchaus würdigen Ton an, und wollte gegen das neue Stück nicht ungerecht auftreten.

Meine Tage in Berlin waren nur kurz gemessen. Das Wintersemester begann in Darmstadt, und verlangte mich auf den Katheder zurück. Daneben aber harrten theatralische Dinge meiner Rückkehr. In vierzehn Tagen sollte der Rosengarten gegeben werden. Man war mit den dekorativen Arbeiten fertig geworden, wobei nicht zu verschweigen ist, daß der Theatermeister seine Absicht doch teilweise durchgesetzt hatte, das Stück farbenprächtig auszustatten. Die Spielproben wollte man gleich nach meiner Rückkehr beginnen. Als ich nun aber kam, fand ich eine neue Verwirrung vor. Der Kapellmeister, welcher zugesagt hatte, die zu dem Stücke

erforderliche Musik zu komponieren, war damit nicht nur nicht fertig, sondern hatte sie noch gar nicht begonnen, und erklärte ratlos, er könne keine Musik dazu finden. Dieser Kapellmeister stammte auch noch aus der „alten guten“ Zeit, wo man vom Stabstrompeter schnell zum Dirigenten der Oper und der Hofmusik aufsteigen konnte. Die Uebung eines halben Lebens hatte ihm eine gewisse Fertigkeit gebracht, jetzt aber, wo er sich nur selten noch in nüchternem Zustande befand, versagte auch diese nur zu häufig, ohne daß darum seine Machtstellung erschüttert gewesen wäre. Es gab leider auf der Bühne der Machtstellungen mehrere, die in dauernden Grenzstreitigkeiten mit einander lagen. Da nun aber zum Rosengarten Musik unbedingt verlangt wurde, so erbot sich ein Orchestermitglied, der Violoncellist Banger, der schon öfter hülfreich eingetreten war, dieselbe zu setzen. Damit war denn abermals ein Aufschub von einigen Wochen für die Aufführung notwendig.

In diesen Tagen lud mich Herr von Bronsart ein, der ersten Darstellung der „Schlange“, die am 1. November in Hannover gegeben werden sollte, beizuwohnen. Eine solche Reise lag ganz außerhalb meiner Pläne, allein die wiederholte Einladung des Intendanten, die Versicherung, daß die Anwesenheit des Verfassers einer ersten Aufführung besonders günstig zu sein pflege, führte mich dennoch wieder auf die Reise. Mehr als drei Tage durfte ich freilich nicht daran wenden. Ich betrat Hannover zum Erstenmal, und wurde nach der Nachtfahrt von einem Theaterdiener, der vor jeder Aufführung eines neuen Stückes den ankommenden Verfasser „immer gleich an der Nase erkannte“, sofort in die Probe abgeholt. Auch hier fand ich bei den Schauspielern freundliches Entgegenkommen. Man versprach sich Gutes von der Aufführung, und versicherte, daß man sich schon in der Leseprobe sehr belustigt habe. Abends sah ich ein Lustspiel von

Friedrich Bodenstedt und ihn selbst in der Loge des Intendanten. — Hans von Bronsart und seine Gattin, Frau Ingeborg, waren mir alte Bekannte von Berlin her, wo ich sie am Theetische meiner Mutter nicht selten gesehen hatte. Damals lebten beide ganz der Musik, ließen sich als Pianisten in Konzerten hören, bis er, ohne jemals zum Theater in Beziehung gestanden, oder sich darum bekümmert zu haben, zum Intendanten in Hannover eingesetzt wurde. Guter Wille, sich in die Geschäfte einzuarbeiten, war das Einzige, was er für die Bühnenleitung mitbrachte, im Uebrigen mußte er vorerst auf seine tüchtigen Regisseure vertrauen.

Ich selbst erwartete von der Aufführung der „Schlange“ keine große Wirkung, schon um der Technik des Stückes willen nicht. Denn das Ganze ist auf Gesammtspiel gebaut, während das Publikum sich fast nur für die Einzelleistung interessiert, und dieser seinen Beifall spendet. Allein das Stück wurde von dem ganzen Personal so frisch und munter gespielt, daß ich meine Freude daran hatte, und das Publikum es sehr günstig aufnahm. Nach der Vorstellung vereinigten sich Künstler und Künstlerinnen, sowie Bronsart und Bodenstedt mit ihren Damen, um das heitere Gelingen mit dem Verfasser zu feiern.

Nachdem ich nun in drei Theatern, in Weimar, Berlin und Hannover, ein wohlgeordnetes Ganzes kennen gelernt hatte, kam mir die Verwirrung bei uns, der Mangel an Autorität, die Kämpfe zwischen Theatermeister, Musikmeister, Balletmeister, Regie und dem vierhäuptigen Komité, doch gar zu verwunderlich vor. Glücklicherweise störte sie einen Kreis nicht sehr, nämlich den Zusammenhalt der Schauspieler für das recitierende Drama. Hier war Ordnung geschaffen durch einen kundigen und verständigen Regisseur, Namens Theodor Wünzer. Dieser war durch Werther, vom Schauspielhause in Berlin, nach Darmstadt berufen, um hier die

Heldenrollen zu spielen. Unter den meist noch jugendlichen Kräften, die kurz vor und nach ihm eingetroffen waren, herrschte Lust und Liebe zu jeder Aufgabe, so daß das Schauspiel alles Lobes wert war.

Herr Banger entledigte sich seiner musikalichen Aufgabe mit Geschick und viel Zurückhaltung, indem er dem Orchester eine nur gemessene Aufgabe stellte. Die beiden Chorlieder, welche hinter der Scene zu singen waren, klangen in ihrer volksmäßigen Einfachheit allerliebst. — Bei den ersten Proben wurden die Tänzer noch bei Seite gelassen, nun aber kam die Hauptprobe mit dem Ballet. In der Enge hinter den Coulissen war ein unglaubliches Gedränge, welches sich doch durch das ordnende Kommando der Ueberwachenden als geregelt erwies: Der Sängerchor, das Corps de Ballet, eine Kinderschaar, Statisten und Soldaten für das Gefolge, dazu die Menge der Arbeiter für das Dekorationswesen, jeder auf seinem Posten. Ich stand vorn an den Lampen bei dem Balletmeister, der dem zweiten Akt bisher aufmerksam zugehört hatte, das Buch in der Hand, und, zu meinem Befremden, häufig den Kopf schüttelnd. Da stürmte, auf das gegebene Zeichen der Musik, die Schaar der Tänzerinnen im Reigen auf die Bühne, im dunklen Haus- und Straßenanzuge mir ein ganz neuer Anblick. Der Balletmeister aber klatschte in die Hände und rief: Halt! Die weibliche Schaar stand wie festgebannt, und die Musik schwieg. „Es geht so nicht! fuhr er fort. Ich werde ein so poetisches Werk nicht durch lange Tanzerei verderben. Das ganze Corps bleibt im Hintergrunde auf den Stufen und macht die Bewegung mit der Musik. Die drei Solistinnen geben den Tanz nur pantomimisch an.“ Er traf rasch seine neuen Anordnungen. Ich aber hätte vor Freuden den Mann umarmen mögen. Denn nun wurde ich das Ballet durch den Balletmeister selbst los. Oder doch so gut wie los, denn was nun noch

gedreht, geschwebt und geschwenkt ward, wollte nicht viel sagen, zumal man es, zugleich mit der Musik möglichst abzukürzen suchte. Aehnlich geschah es im vierten Akte, wo die leichtgeschürzte Schaar auf ein bewegtes Bild im Hintergrunde beschränkt wurde. Doch ist nicht zu verschweigen, daß der Theatermeister am Schlusse dieses Aktes, nachdem das letzte Wort gesprochen war, noch dreimal zur Musik „verwandeln“ ließ, indem ein Prachtbild aus dem andern emporstieg. Es versteht sich, daß nach solchen Effekten der Beifall sich sehr stürmisch äußerte, doch war der Verfasser des Stückes glücklich genug, die günstige Stimmung des Publikums von Anfang her erkannt zu haben, und es freute ihn, daß Einsichtige erklärten, die große Ausstattung schade zwar dem Stücke nicht, doch könnte es dieselbe auch entbehren. Man war auch einig darüber, daß die Darsteller noch niemals mit solcher Hingebung gespielt hätten. Eine eigentliche Kritik gab es in Darmstadt noch nicht, und die lokalen Blättchen sahen sich in Verlegenheit. Dafür wußten heimliche gute Freunde Rat, indem sie in Berliner Zeitungen boshafte Pamphlete abdrucken und mir ins Haus senden ließen. Selbstverständlich anonym, denn im Verborgenen war besser Ungezogenheiten ausspielen und mit Schmutz bewerfen. Ich aber denke gern an die Einübung, und an die Abende, da das Stück wiederholt wurde. Um so dankbarer bin ich dem Theater in Darmstadt für die Aufführung eines so eigenartigen Stückes, als ich der Voraussicht lebe, daß die Darmstädter Bühne die einzige bleiben wird, die sich des Rosengartens angenommen hat. Mancher Bühnenvorstand hat mich im Laufe der Zeit versichert, wie hoch er dieses Stück schätze, aber es vor *seinem* Publikum aufzuführen, sei unmöglich.

Wäre Werther noch da gewesen, so hätte ich nach der gelungenen ersten Vorstellung nicht so allein und beschaulich nach Hause gehen dürfen. Doch war das ganz gut, denn

ich fühlte mich erschöpft, nicht von dem glücklich Ueberstandenen, sondern von den Vorbereitungen und Proben zu einem Nachspiel, welches am folgenden Abend in Scene zu gehen hatte. Die Prinzessin Ludwig warb zu einem Konzert mit Theatervorstellung zum Besten der Armen, darin nur Kinder oder möglichst junge Leute als Künstler auftreten sollten, da an musikalischen Talenten unter der Jugend kein Mangel war. Acht Tage vor der ersten Aufführung des Rosengartens wurde mir der Wunsch der Prinzessin ausgesprochen, mich daran zu beteiligen durch die Aufführung eines einaktigen Stückes von mir, und zwar durch meine Schüler. Dieser Wunsch kam mir so unbequem als möglich. Eigentlich hatte ich ja keine Schüler mehr, sondern nur noch Zuhörer. Das Wintersemester war nur erst im Beginn, ich sah vom Katheder aus fast nur fremde Gesichter vor mir, deren theatralische Leistungsfähigkeit ich nicht kannte, noch auch zu prüfen Lust empfand. Ich wendete mich in der Verlegenheit an einen jungen Frankfurter, Namens Siegfried Ochs — er ist jetzt ein geschätzter Musiker und Dirigent des philharmonischen Chors in Berlin. Dieser erfaßte die Sache mit Eifer und brachte mich darauf, die Werbetrommel wo anders zu rühren, und versprach seine Mithülfe. So wendete ich mich an den Direktor des Gymnasiums, der mehreren seiner Schüler die Erlaubniß zur Mitwirkung an dem musikalischen Teil der Aufführung schon gegeben hatte, während mein Adjutant Hülfstruppen aus der kaufmännischen Jugend versprach. Was nun das einaktige Stück betraf, so blieb mir, wenn es denn doch von mir selbst sein sollte, keine Wahl, denn ich hatte nur Eins, nämlich die damals siebenundzwanzigjährige „Waldeinsamkeit“, zu der ich wohl oder übel meine Zuflucht nehmen mußte. Mit einem Personal, das sich denn wirklich aus dem Gymnasium, dem Comptoir und dem Polytechnikum, und zwar noch hübsch genug, zusammen=

setzte, wurde nun in wenigen Tagen das Stückchen eingeübt, oder vielmehr in den Nächten, denn die jungen Leute konnten erst nach neun Uhr Abends bei mir antreten. Bedenkt man nun, daß unter den sechs Personen des Stückchens zwei weibliche sind, und zwar von jungen Mädchen aus der modernen Gesellschaft, so kann man sich die Mühe denken, die ich anfangs mit meinen Liebhaberinnen hatte. Sie waren noch anstellig genug, und Mütter und Schwestern halfen zu Hause nach, wie mit der Toilette, so in der Anmut des Betragens. Und nachdem auch diese Aufführung glücklich verlaufen und der Vorhang gefallen war, atmete ich tiefer und erleichterter auf, als am Abend vorher beim Schlusse des Rosengartens.

Ich durfte nun auf die letzten sechs Wochen mit Genugthuung zurückblicken, denn in dieser kurzen Zeit waren auf drei großen Bühnen drei Stücke von mir als Novitäten gegeben worden, und hatten günstige Aufnahme bei dem Publikum gefunden. Ich hätte zu der Ueberzeugung kommen können, meine Dichtung fortan ganz auf das Drama richten zu dürfen. Dem war aber nicht so. Denn von vielen Theaterleitungen wurde mir „der Feind im Hause", so wie der „Rosengarten" zurückgeschickt. Die Direktionen verlangten Kassenstücke, die ein paar Dutzend mal hinter einander gegeben werden konnten, was sie von den meinigen nicht erwarteten. Das Lustspiel „Die Schlange" habe ich gar nicht versendet. Nur in Weimar, wo ich das Manuskript bereits abgegeben hatte, wurde es im folgenden Sommer aufgeführt.

Das Theater in Darmstadt aber wurde durch einen plötzlichen Direktionswechsel überrascht. Der frühere, nach dem Brande des Hauses pensionierte, Geheime Kommissionsrat, der inzwischen in Breslau schlechte Geschäfte gemacht hatte, war als Direktor wieder da, und das bisherige Comité legte die Geschäfte in seine Hand zurück. Das neue Haupt

fand allerlei befremdliche Neuerungen vor, die ihm unbehaglich waren. Neue, meist jüngere Schauspieler, das Schauspiel selbst, für welches er kein Verständniß hatte, zu einer unbequemen Bedeutung erhoben. Demselben Hindernisse in den Weg zu legen, wagte er nicht gleich. Aber den „Feind im Hause", der nun schon bei der dritten Direktion lag, und von Werther zur Aufführung bestimmt worden war, schickte er mir sofort zurück, mit der Bemerkung, daß er „Stücke von Dilettanten" nicht aufführen lasse. — Gleich darauf war die vierte Vorstellung des „Rosengartens" angesetzt, und ich ging auf einen Augenblick in die Hauptprobe, um die Schauspieler zu begrüßen. Der Direktor zeigte sich sehr verwundert, in dem Verfasser des ihm noch nicht bekannten Stückes den „Dilettanten" zu sehen, der noch dazu von den Darstellern wie ein Zugehöriger des Theaters empfangen wurde. Er hörte und sah denn zu, lobte die Dekorationen, band mit dem Balletmeister an, der die Tänzerinnen nicht genug in den Vordergrund kommen ließ, und wurde von ihm ziemlich derb zurückgewiesen. Nach dem vierten Akte aber erklärte er, daß das Stück hier schließen müsse, denn nach diesen Dekorationen ertrage das Publikum keinen fünften Akt mehr. Vergeblich war es, ihm deutlich zu machen, daß das Stück nicht zu Ende sei, und das Publikum den fünften Akt schon dreimal ertragen habe. Er blieb dabei, daß hier geschlossen werden müsse, wenn der fünfte Akt nicht noch brillantere Verwandlungen vorzuführen habe. Sehr verstimmt mußte er sich endlich zufrieden geben, und verließ die Probe verfolgt von anfangs noch verhaltenem, dann laut ausbrechendem Gelächter. Sein ehemaliges Ansehn hatte er bei seiner Rückkehr nach Darmstadt nicht wiedergefunden, und seine Tage, als Leiter des Theaters, waren gezählt.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Der alte Großherzog Ludwig der Dritte starb im Juni 1877, und ein Regierungswechsel brachte den Neffen desselben, bisherigen Prinzen Ludwig, auf den Thron. Damit wankte Vieles, was bisher erhobenen Hauptes einhergeschritten war. Ein gewaltiger Riß drang in die Mißverhältnisse eines vieljährigen und bei der Gutmütigkeit des Dahingeschiedenen, viel ausgebeuteten Hofhaltes. Bei dem notwendigen großen Kehraus konnte der wieder eingesetzte Direktor des Theaters nicht übergangen werden, und bald folgte seine Pensionierung. Die Direktion erhielt der bisherige Regisseur des Schauspiels, Th. Wünzer. Für das Land war der Thronwechsel auch dadurch von Bedeutung, daß eine Familie wieder den Hof bildete, und in der jungen Großherzogin eine Mutter, Hausfrau und kluge Ordnerin ihrer Umgebung, an der Spitze stand. Sie warf ihre Blicke sofort auf das Theater, mit welchem auch eine Reform vorgenommen werden sollte. Das Ballet wurde abgeschafft, wenigstens in seiner bisherigen Ausdehnung, und nur so viel davon beibehalten, als episodisch der großen Oper dienen konnte. Das Hauptgewicht sollte fortan auf das Schauspiel gelegt werden. Und daß sie, als englische Prinzessin, nun auch die Stücke von Shakespeare sehen wollte, konnte dem Theater wie dem Publikum nur zum Vorteil gereichen.

Auf fernere Theatergeschichten und Erfahrungen werde ich noch zurück kommen. Für jetzt will ich von einigen Arbeiten berichten, welche im Laufe der letzten Jahre zwischen allen diesen dramatischen Dingen, mich beschäftigten.

Auf einem kleinen Pfingstausfluge nach dem Rhein, im Frühjahr 1875, fand ich, zu Rolandseck, Königswinter, im Siebengebirge, die Stätten wieder, die mir von der Jugend

her bekannt waren, und die Erinnerung an manche Situation aus alter Zeit kam mir zurück. Hier gestaltete sich beim Wandern und Rasten der Plan zu einer kleinen Novelle, die sich auf diesem Boden abspielte. Bald aber überkam mich die Lust, die Novelle in Versen auszuarbeiten, wobei sie denn sehr vereinfacht werden mußte. Nach der Heimkehr griff ich die Arbeit in bester Stimmung an, konnte sie aber nur zwischen langen Unterbrechungen fördern, da eine andere mir zudrang, die ihr Recht beanspruchte.

Das Preußische Ministerium beabsichtigte, zur Hebung, oder auch zur Bildung neuer landwirtschaftlicher Schulen, eine Reihe von neuen Lehrbüchern herstellen zu lassen, und wünschte von mir ein „Deutsches Lesebuch“, eine Auswahl von Poesie und Prosa aus der deutschen Litteratur. Da auf Landwirtschaft dabei nicht Rücksicht zu nehmen war, sondern nur der Gebrauch für höhere Lehranstalten in's Auge gefaßt werden sollte, verstand ich mich dazu. Eine Reise nach Berlin, zur Beratung der bei den Arbeiten Beteiligten, nahm ich gern mit, da sie mir einige heitere Tage im Kreise der Meinigen einbrachte. Eine solche Arbeit giebt mehr zu thun, als man gewöhnlich annimmt, und sehr im Irrtum sind diejenigen, welche wegwerfend meinen, daß die Papierscheere dazu genüge. Diese ist bei mir gar nicht in Anwendung gekommen. Ich habe, da ich keines zuverlässigen Kopisten habhaft werden konnte, sogar alle Abschriften eigenhändig genommen. Die „biographischen Notizen“ des Anhangs aber können immerhin als ein Stück Litteraturgeschichte bezeichnet werden. Das Buch erschien zwei Jahre später im Buchhandel. Es hat mir, sogar bei meinen Katheder-Vorträgen, wo etwas weiter Abliegendes im Wortlaut mitzuteilen war, manche Dienste geleistet.

Nach Verlauf eines Jahres (die Aufführungen meiner Stücke in Berlin, Hannover und Darmstadt hatten in demselben stattgefunden) begab ich mich in den Osterferien nach

Stuttgart, um den dortigen Freunden mein inzwischen beendetes „neues Rheingedicht“, welches noch keinen Titel hatte, vorzulesen und ihrem Urteil zu unterbreiten. Diese Freunde waren Wilhelm Hemsen, Bibliothekar des Königs, und Lübke, der bereits vor mehreren Jahren von Zürich an die Technische Hochschule nach Stuttgart berufen worden war. Ich fand ein gastliches Unterkommen bei Hemsen, der in der alten Karlsakademie wohnte, und zwar in der Reihe von Zimmern, in deren einem einst Schiller seine Räubertragödie gedichtet hatte. Es war eine erdrückende Nähe für einen Poeten, der nur so leichte Waare, wie ich, in der Tasche hatte. Wenigstens brauchte ich meine Verse in diesen Räumen nicht vorzulesen. Allein auch in einer historisch nicht so ernsten Umgebung, nämlich im Salon der Freundin, Frau Mathilde Lübke, fühlte man sich nicht so recht befriedigt davon. Der Ton war „gar zu schlicht und einfach“. Ich aber hatte es grade so gewollt, auf Bilderreichtum absichtlich verzichtet, und mich bestrebt, den Erzählungston auch in Versen möglichst festzuhalten. Auch die Anlehnung an die deutschen Kriegs- und Siegesjahre sprach nicht an, der graue Militärmantel des jungen Helden mißfiel. Ein eigentlich verwerfendes Urteil wurde doch nicht gefällt. Ich aber war daran gewöhnt, grade gegen den Geschmack der Freunde am stärksten zu verstoßen und von ihnen am schärfsten beurteilt zu werden, und so mußte ich mich denn bescheiden.

In dieser Zeit überraschte mich an meinem Geburtstage meine jüngste Schwester durch Uebersendung eines frischen Kränzchens von Waldmeister, woran sich eine Schleife von Silberband, nebst einigen Versen befanden. Sie hatte die „silberne Hochzeit“ des Gedichtes „Waldmeisters Brautfahrt“ herausgerechnet, da es, im Frühjahr 1851, also vor fünfundzwanzig Jahren, zuerst in der Oeffentlichkeit erschienen

war. Dies brachte mich darauf, das neue Rheinlied in Beziehung zu dem alten zu bringen, und ihm den Titel „Rebenkranz zu Waldmeisters silberner Hochzeit“ zu geben. Eine Einleitung sollte sich über den Zusammenhang und Unterschied ausdrücklich erklären. Und doch war der Titel vielleicht nicht günstig gewählt. Denn Viele suchten nun ein näheres Verhältniß auch des Inhalts zu dem ersten Gedicht, vielleicht eine Fortsetzung, und fanden sich enttäuscht.

Auch nur auf eine kleine Novelle hatte ich es abgesehen bei dem „Buchstabirbuch der Leidenschaft“, welches mir aber unter den Händen in die Romanform hineinwuchs. Ich habe mit großer Liebe und Freude an dieser Erzählung gearbeitet und rechne sie zu dem Besten, was mir in Prosa gelungen ist. Auch die Erzählung „Im Hause der Väter“ gehört in diese Zeit. Sie hatte in meinem Manuskripte nicht diesen Titel, sondern sollte unter dem Namen des Helden, Konrad Hagen, erscheinen, doch wurde sie von dem Herausgeber der „Deutschen Rundschau“ in dieser Weise umgetauft. Die letzte Geschichte aus diesen Jahren ist „Die Prophetenschule“.

Während ich noch mit dieser beschäftigt war, ging eine Wandlung meiner äußeren Verhältnisse vor, die ich unter die erwünschtesten Glücksfälle meines Lebens rechne. Es war endlich die Möglichkeit gegeben, meine jüngste Schwester Antoinette, genannt Toni, zu mir einzuladen, um dauernd bei mir zu leben, da die älteste sich von allen Familien- und Freundschaftsdiensten, welchen sie sich mit wahrer Leidenschaft des Opferbringens hingegeben, endlich frei gemacht hatte, und zur Mutter zurückkehrte. Toni war auch ohne Umstände bereit, zu kommen, mein Haus zu führen und die Pflichten der Hausfrau zu übernehmen. Schon früher, und später durch brieflichen Verkehr, hatte sie sich in mein Thun und Treiben, in meine ganze Gedanken- und Schaffenswelt, ein-

gelebt, und ihre rüstige Jugend — bei einem Altersunterschied von siebzehn Jahren versprach, sich meiner Lebensfassung anzubequemen. Meine Mutter wollte die Trennung von ihr überstehen, und so reiste ich in den Osterferien 1877 nach Berlin, um Toni abzuholen.

Die Begründung eines eignen Hausstandes leitete auch für mich eine neue Epoche des äußeren und inneren Behagens ein. Ich hatte doch zweiundfünfzig Jahre alt werden müssen, ehe ich es mir durfte so gut werden lassen. Aber es war wirklich gut, daß es so gekommen, das sagten wir uns gleich anfangs, und haben nicht aufgehört es zu sagen. Auch nach außen hin wird man durch das Feuer auf dem eignen Herd eigentlich erst legitimiert und gesellschaftlich für voll angesehen. Einige Verwunderung, Befremdung, gemischt mit Neugier, erregte es freilich an einem Orte, wo man nicht daran gewöhnt war, Bruder und Schwester häuslich im Familiensinne mit einander leben zu sehen. Mit der Zeit fand man sich denn darein, und bald hing es nur von uns allein ab, ob wir eines umfangreichen Verkehrs pflegen wollten.

Vorerst galt es, davon noch abzustehen, da ich meiner Schwester unsre Umgebung zeigen wollte, wozu alle freien Tage und Stunden verwendet wurden. Die herrlichen Wälder in der nächsten Nähe, die Orte an der Bergstraße, bis nach Heidelberg, welches ein Lieblingsziel wurde. Auf der andern Seite den Rhein, dessen Ufer in kleineren Partieen besucht wurden. Ich gewann in meiner Schwester einen tapfern Wandergenossen, dem auch ein Dauermarsch von fünf Stunden nicht zu lang wurde; dabei stets angeregt, für jedes Schöne empfänglich, zu jedem Humor mitgestimmt, und ohne weibliche Umständlichkeit. Auch ohne grade auf Fußreisen zu sein, gingen wir nicht selten bei Zeiten auf Waldwanderungen aus, um erst Abends heimzukehren, wobei uns die leichteste

Kost aus der Tasche über den ganzen Tag hinweghalf, das späte häusliche Mahl aber um so mehr mundete. Unsre Streifereien verschmähten nicht selten die gebahnten und von Allen begangenen Wege. Quer durch die Wälder und Wiesen, auch wohl unfreiwillig durch Sümpfe, in die dichteste Wildniß, nahmen wir am liebsten die Richtung, und das Verlieren derselben setzte unsern Wanderungen manche Stunde zu. Eine solche Art des Spazierengehens ist nicht Jedermanns Sache, daher wir denn, nachdem unsre Weise bekannt geworden war, auf Begleitung nicht zu rechnen hatten. Wir brachten von unsren Gängen, vom Frühjahr bis in den Spätherbst, eine reiche Ausbeute unsrer botanischen Studien heim. Auch das Sammeln von Pilzen, die wir von frühauf kannten und zu unterscheiden wußten, spielte eine große Rolle. Wir wurden förmlich berüchtigt dadurch und häufig gewarnt, da der Genuß von Pilzen in Darmstadt nicht üblich war und nur Wenige diesen Naturprodukten überhaupt Aufmersamkeit schenkten. Erst viel später als in den Schulen einige Belehrung darüber eingeführt wurde, begegneten wir auch Andern, besonders Lehrerfamilien, welche mit ihrer Ausbeute heimkehrten. So traten die in dem „Buchstabierbuch der Leidenschaft" geschilderten „Schwammbelustigungen" bei uns jetzt praktisch ins Leben. Es war bei mir eine Wiederholung des Falles, daß ich Dinge, die ich in der Erzählung einst dargestellt, auch wohl mich darüber lustig gemacht hatte, nun selbst an mir erfahren sollte.

Einer unsrer ersten größeren Ausflüge mußte nach dem Haardtgebirge gehen. Denn ich war in der Arbeit an der „Prophetenschule" bis zur Schilderung des Hambacher Festes gekommen, und konnte nicht fortfahren, bevor ich die Gegend, die ich seit meiner Heidelberger Studentenzeit nicht wiedergesehen, nicht noch einmal genau in Augenschein genommen hatte. So machten wir uns an ein paar freien Tagen auf

eine köstliche Wanderung, von Dürkheim über Deidesheim, bis Anweiler und auf den Trifels, wobei wir Alles wahrnahmen, was zu erklettern war und zu schlürfen die Straße bot, um endlich in Neustadt und auf dem Hambacher Burgberge unsre Hauptstudien zu machen. Die Schilderung und richtige Wiedergabe des Landschaftlichen, nach dem frischen Eindrucke niedergeschrieben, hat dadurch an Anschaulichkeit jedenfalls gewonnen.

Wenn wir nun aus der Nähe nicht viel erfuhren über die Aufnahme dieser oder jener Arbeit, so kamen dafür aus weitester Ferne zuweilen überraschende Anzeichen der Teilnahme, manchmal spaßhafter Art, auch wohl einige Verlegenheit bringend. Ich hatte in der „Prophetenschule" bei dem Hambacher Feste den Redakteur der „Deutschen Tribüne", der damals vielgefährdeten freisinnigen Zeitung, Doktor Wirth auftreten lassen, ohne den Fall zu bedenken, daß er etwa Nachkommen hinterlassen, welchen das Buch unter die Augen kommen konnte. Bald nachdem es erschienen, erhielt ich aber bereits einen Brief von dem Sohne desselben, Herrn Franz Wirth, welcher sich mit der Charakteristik seines Vaters einverstanden erklärte, und einige Familienerinnerungen und Druckschriften übersendete. Und sogar den Enkel meines Opfers hatte ich einige Zeit später als meinen Zuhörer unter den Studierenden zu begrüßen! Nun war ich darauf gefaßt, auch von der Familie des Doktor Siebenpfeiffer, einstigen Redakteurs des republikanischen „Westboten", ein Lebenszeichen zu empfangen, welches vielleicht minder befriedigt gelautet haben würde. Allein es ist im Laufe der Jahre dergleichen nicht eingetroffen. — Wenn ich aber sagte, daß ich selten ein Zeichen von Kenntnißnahme über „das Buchstabierbuch der Leidenschaft" in Deutschland empfangen, so muß ich hinzufügen, daß es mir zur Genugthuung gereichte zu erfahren, man habe das Buch doch — in der Türkei mit Teilnahme

gelesen! Nämlich im Hôtel des deutschen Botschafters in Konstantinopel, des Prinzen Reuß, wie mir durch Berlin-Weimarische Beziehungen bekannt wurde. Der Gemahlin des Prinzen Reuß, Tochter des Großherzogs Karl Alexander von Sachsen, wußte ich mich wohl zu erinnern. — Daß ich in einer Nummer der „Deutschen Zeitung“ aus Porto Allegre in Brasilien, ich den Roman „Im Hause der Väter“ abgedruckt fand, wollte nicht viel sagen, bei dem Freibeutertum amerikanischer Zeitungen. Aber ich erlebte, daß, weit über dem Ocean, ich sogar persönlich, mit Nennung meines ganzen Namens, zum Helden einer Novelle gemacht worden war! Und zwar in der „Deutschen Wacht“ einer Zeitung in Mexiko. Das Kuriosum wurde mir durch die Kölnische Zeitung zugeschickt. Die Novelle, soviel ich davon kenne, behandelt die Entstehung von „Waldmeisters Brautfahrt“, bringt Halbrichtiges und Erfundenes durcheinander, und das Bruchstück geht mit einer Situation aus, welche eine Herzensgeschichte einleitet. Dergleichen über sich selbst lesen zu müssen, hat etwas Beklemmendes, denn wer kann wissen, welchen Flug die Phantasie des transatlantischen Verfassers nehmen wird? Diesmal erkundigte ich mich doch nach demselben, sowie nach der Fortsetzung seiner Novelle. Die Kölnische Zeitung konnte mir keine solche nachweisen, als Verfasser aber wurde mir ein junger Mann aus Hessen genannt, der sogar kurze Zeit zu meinen Schülern gehört hatte, dann aber nach Mexiko in eine geschäftliche Stellung gegangen war. Die Zeitungsnummer aber habe ich mir als ein merkwürdiges Unikum bewahrt. Von dergleichen Scherzen einer Wirkung in die Ferne wären auch wohl noch mehrere zu berichten, doch mag es daran genug sein.

Arbeitete sich meine Schwester nun emsig in die Haushaltungsgeschäfte ein, für welche sie Neigung und Vorkenntnisse schon mitgebracht hatte, so war sie auch auf meinem

eignen Gebiete zu mancher Hülfe bereit. Ihre Ankunft traf in eine Zeit, wo es viel Druckbogen durchzusehen gab. Denn es war eine dritte Auflage meiner Litteraturgeschichte (seit der zweiten unter dem Titel „Geschichte der deutschen Dichtung") nötig geworden, deren Revisionsbogen bald mit denjenigen der „Prophetenschule" durcheinander kamen. Alle gingen zuerst durch die Hände meiner Schwester, und wurden mit der größten Genauigkeit, den Bleistift in der Hand, von ihr durchgesehen. Auch auf Stil und Ausdruck hatte sie ihr Augenmerk, und ich konnte mich meist zu ihrer Ansicht bekennen, wenn ihr ein Ausdruck, eine Wendung, auffällig erschien, oder nicht einleuchten wollte. Sie hat Alles, was seither von mir gedruckt worden ist, durchgesehen. Auch was ich eben im Manuskript fertig hatte, pflegte ich ihr vorzulesen, und habe Manches, dem sie nicht recht beistimmen konnte, verworfen oder verändert. Denn wo eine einfache und bescheidene, aber ächte Natur, eben so weit entfernt von Prüderie, als von Urteilungsdrang, sich im Gegensatz zu dem Geschaffenen fühlt, da wird man wohlthun, bei sich selber auf den Grund zu gehen.

Der plötzliche Tod der Großherzogin Alice (Dezember 1878) in noch so jungen Jahren, verbreitete tiefe Trauer über Stadt und Land. Nur wenige Monate waren ihr für ihr rastloses Wirken und Anregen zu gemeinnützigen Zwecken beschieden gewesen. Was sie auf dem Gebiete der Frauenerwerbsthätigkeit und Bildung, für Armen- und Krankenhäuser geschaffen, hatte Bestand und entwickelte sich weiter, aber die Lücke, welche durch ihr Abscheiden in ihre Familie und den ganzen Hofhalt gerissen wurde, war nicht auszufüllen.

Ein Jahr darauf war der Neubau des Theaters vollendet worden. Ließ sich gegen seine Architektur nach außen hin manches einwenden, so wurde es durch seine Lage sehr begünstigt und gehoben. Nach zwei Seiten gelehnt an die

herrlichen alten Baumgruppen des Schloßgartens, ganz umgeben von Rasenstücken und grünen Anlagen, gewährt es einen sehr freundlichen und einladenden Anblick. Die innere Einrichtung stattlich, ohne Ueberladung, der Bühnenraum mit all der technischen Vollkommenheit, wie sie die Kenntniß, und zugleich die Ansprüche eines Theatermeisters, wie Brand, durchgesetzt hatte. Nicht lange freilich war diesem beschieden, sich seines Waltens darin zu freuen, da er schon einige Jahre darauf in noch rüstigem Lebensalter starb. Das aus den Flammen erstandene neue Theater sollte im Oktober 1879 eingeweiht werden. Man hatte einen Prolog dafür von mir gewünscht, und mit Freude unterzog ich mich dieser Aufgabe. Mußte dann auch eine Oper darauf folgen, so war es mir doch eine stille Genugthuung, das erste Wort in diesem Raume gehabt zu haben. Und im Laufe der Jahre konnte ich auf eine Reihe von Stücken zurückblicken, die zur Aufführung gekommen waren. So: „Der Feind im Hause; Sebastian; Das Haus Eberhard, in neuer Bearbeitung; die Wiederholung des Rosengartens; Lanzelot; so wie ein Festspiel, „Alter und Jugend“ zur Feier des neunzigsten Geburtstages Kaisers Wilhelm des Ersten.

Doch sollte noch mehr als ein Jahr vergehen, bis der „Feind im Hause“ hier auf der Bühne erscheinen konnte, ja es fehlte nicht an Kämpfen, das nun schon seit so langer Zeit angenommene Stück durchzusetzen. Nachdem einen ganzen Winter lang die Aufführung bald angesetzt, bald durch Hinderungen aller Art wieder verschoben werden mußte, ging das Stück im März 1881 endlich zum erstenmal in Scene. Es hatte sich auch hier eines anregungsfähigen und entgegenkommenden Zuschauerkreises zu erfreuen. Konnte ich, sechs Jahre zuvor, nach der ersten Aufführung des „Rosengartens“, trotz der günstigsten Aufnahme desselben, allein nach Hause gehen, und den Rest des Abends in der Stille zubringen,

so hatten sich meine Verhältnisse seither so weit geändert, daß ein befreundeter Kreis noch eine besondere Feier verlangte. Den Kreis selbst verdankte ich meiner Schwester, und sie auch war es, welche für den „sechsten Akt" in unsrer Wohnung Alles zugerüstet hatte. Zumal uns die Freude geworden, auch unsere Schwester Männon bei uns zu haben, da sie von Freiburg i. B. aus (wohin mein Schwager als Divisionär versetzt worden war) herüber gekommen war. So fand ich, da ich etwas später als die Uebrigen aus dem Theater kam, eine fröhliche Gesellschaft bereits beisammen, die, nach allen Schreckensscenen im Hause der Colonna, sich nun bei Tische und beim Gläserklange gütlich that.

Ich war nun von Neuem in ein Verhältniß zum Theater gekommen, und die Lust zur dramatischen Produktion erwachte wieder. Allein es gab noch mancherlei aus früherer Zeit, das in Darmstadt noch nicht zur Darstellung gelangt war, und auf das ich die Blicke lenkte, wenn Freunde und Angehörige der Bühne mich an das Theater mahnten. Denn das geschah jetzt wirklich in Darmstadt. So wies ich auf das vor langer Zeit auf verschiedenen Bühnen gegebene „Haus Eberhard" hin, welches ich einer neuen Bearbeitung unterzog. Es wurde denn auch bald eingeübt, fand ein lachendes Publikum und erwarb mir auch außerhalb des Theaters freundliche Begegnungen, auf die ich nicht gerechnet hatte.

Schon vor dieser Zeit hatte ich mich dazu verstanden, an Stelle der bisherigen Theaterkritik in der „Darmstädter Zeitung" das Wort zu nehmen über die Vorstellungen des Hoftheaters. Ich nannte meine Berichte „Dramaturgische Betrachtungen", welche nur Sonntags im Feuilleton erschienen. Wenn ich diese litterarische Thätigkeit nicht lange fortführte, so gab dazu weder das Theater, noch die Zeitung, noch das Publikum Veranlassung, sondern gewisse andere Darmstädter Einwirkungen, welche mir die Sache verleideten.

Unterdessen war ich mit Neigung zu einer Dichtungsform zurückgekehrt, die mir seit meiner Jugend lieb gewesen, die ich auch niemals ganz bei Seite gelegt, aber doch in der letzten Zeit seltener geübt hatte; nämlich zum Hexameter und der Distichenform. Nachdem ich einige Herzenserleichterungen, in etwas satirischer Weise, der Elegienform angepaßt hatte, regte sich die Gestaltungslust lebhafter, und es entstanden mehrere Gedichte erzählender Art in dieser Fassung. Die längere Beschäftigung mit dem Drama trieb mich unwillkürlich in die Form der Wechselrede, wofür es ja Vorbilder genug auch bei Griechen und Römern gab. Auf antikem Gebiet hielt ich mich in den Gedichten Olympia, Eros und in den Naturstimmen. Letzteres, welches das innere Ringen des werdenden Dichters, das Entstehen des ersten Liedes und das Glück des ersten Gelingens zum Inhalt hat, gab mir selbst bei der Ausarbeitung jenes Glücksgefühl, wie ich es dem jungen Hirten Lykon zuteilte. Angelehnt an den Quellengesang der Dryade, der, unter dem Bilde des Stromes, vom ersten fallenden Tropfen bis zu seiner Mündung in's Meer, alles Entstehen und selbstbewußte Streben schildert, wird das innere Aufgehen und Bewußtwerden der dichterischen Kraft dargelegt. Dem idealen Wollen Lykons stehen die realen, sinnlichen Naturen des Glaukos und des Satyrs entgegen. Sie verstehen das Ringen der dichterischen Seele nicht, und verlachen den Träumer. Als ihm aber die Zunge gelöst ist, sind sie schnell gewonnen und jauchzen ihm zu, wie denn sinnliche Naturen immer von der Thatsache des Schönen und vom günstigen Eindruck zuerst fortgerissen werden. Das Gedicht blieb mir eines meiner liebsten, wenn ich gleich damit am wenigsten auf ein allgemeineres Verständniß oder auf Beifall rechnen durfte. — Da ich nun aus einer Zeit von dreißig Jahren noch einen Vorrat von Dichtungen in antiken Maßen besaß (darunter „Tonio und „Niobe", welche

schon 1851 im „Morgenblatte“ und in einem Düsseldorfer Künstler-Album abgedruckt worden waren) so beschloß ich alles in dieser Form Gleichartige zusammenzustellen und in einer Sammlung zu veröffentlichen. Das Allerälteste mußte freilich ein ganz neues Gewand bekommen, denn mit dem Flicken war nicht viel gethan. Die Sammlung erschien unter dem Titel „Idyllen, Elegien und Monologe“. Daß diese Dichtungen nichts für die große Lesewelt waren, hatte ich mir vorausgesagt, und so ließ ich mir an der Teilnahme eines kleinen, sehr engen Kreises genug sein.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Ich kehre zum Sommer 1880 zurück, wo mir ein neuer, größerer Arbeitsplan näher gebracht wurde, der eigentlich außerhalb meines Gebietes lag. Zwei Jahre zuvor war Friedrich Preller, der Odyssee-Maler, in Weimar gestorben. Nach seinem Tode machte mir sein gleichnamiger Sohn und Kunstgenosse, jetzt Professor an der Kunstakademie in Dresden, den Vorschlag, die Biographie des alten Freundes zu schreiben. Ein Kreis von Freunden in Dresden war überein gekommen, daß ich, und kein Anderer, ein solches Werk übernehmen müsse. Bald überraschten mich Briefe von verschiedenen Seiten, welche mir diesen Wunsch dringend an's Herz legten. Eine solche Arbeit war ja verlockend genug, Prellers Kunstrichtung stand mir innerlich nahe, ich hatte den Mann genau gekannt, war vertraut mit seiner Familie und im Ganzen mit seinen Verhältnissen. Zugleich langte bereits eine Kiste mit Briefen und sonstigen Schriften bei mir an, und neues Material wurde in Aussicht gestellt. Gleichwohl zögerte ich doch längere Zeit mit einem Entschlusse, und sah es nicht ungern, daß ein Anderer dazwischen trat, der eigentlich schon ein Recht

auf die schriftliche Hinterlassenschaft Prellers hatte, und die Absicht festhielt dieselbe für eine Biographie zu benutzen, aber seine Arbeit in eine unberechenbare Ferne rückte. Damit war der Familie und den Freunden Prellers nicht gedient. Sie wußten die Hindernisse zu beseitigen, und legten mir die Sache nochmals dringend an's Herz. Nicht lange, so verlautete bereits öffentlich, ich sei mit einer Biographie Prellers beschäftigt. Ich war es in so fern, als ich die Kiste geöffnet hatte, um einen Blick in die Manuskripte zu thun, und einige Bündel der vielen Hunderte von Briefen zu öffnen. Aber das kunsthistorische Gebiet zu betreten, trug ich doch Bedenken, wenn immer es mir durch den früheren Verkehr mit Eggers, Lübke, Kugler, Schnaase u. A. nicht fremd geblieben war. Gestreift hatte ich es nur einmal durch einen Aufsatz über die Leipziger Odysseebilder, den Eggers mir für sein Kunstblatt abgedrungen. Ich mußte längere Zeit bis zu einem wirklichen Entschluß vergehen lassen, andere Thätigkeit schob sich dazwischen, während die Prellerbriefe mich ab und zu doch wieder lockten. Nicht zum Vorteil meiner Augen, welche bei der unabsehbaren Menge von flüchtig gekritzelten, auf das dünnste und durchschlagende Papier geworfener Schriftzüge, die oft kaum zu entziffern waren, mich zu ängstigen anfingen und Einhalt geboten. Ich mußte mich zu den Archiven der Museen und Kunstakademien zu Weimar und Berlin in Beziehung setzen. Denn man steht ratloser da, wenn man über einen kürzlich Verstorbenen, berichten soll, über den nur erst wenig oder auch gar nichts gebucht worden, als bei einem Andern, der einer früheren Epoche angehört, und über den vielleicht schon eine Litteratur vorhanden ist. Und so war ich denn allerdings bei den Vorarbeiten zu einer Biographie Prellers, ohne noch den Entschluß gefaßt zu haben, sie wirklich zu schreiben.

Auch kam es fürs Erste nicht dazu, denn ich geriet durch

anderweitige Anregung in die Dante-Litteratur, die mir genug zu thun gab. Die Cottasche Buchhandlung fragte bei mir an, ob ich eine biographische Einleitung zur neuen Ausgabe der „Göttlichen Komödie" übernehmen wolle? Die Arbeit sollte im Ganzen nur zwei Druckbogen umfassen. Der Antrag war mir nicht unwillkommen, da ich die Arbeit als eine biographische Vorstudie betrachten konnte, wobei es überdies galt, sich auf das Aeußerste zu konzentrieren, und in der Beschränkung etwas zu leisten. Es wurde eine Winterarbeit für mehrere Monate, und ich mußte bald bemerken, daß diese kleine Aufgabe eigentlich eine recht große war. Dennoch machte sie mir Freude, und die Erinnerung führte mich in meine letzte Studienzeit nach Halle zurück, wo ich bei dem alten Domprediger und Professor Blanc die divina commedia las, wie ich denn in meinem italienischen Exemplar noch eine Menge Randbemerkungen aus jener Zeit fand. Nachdem aber die biographische Einleitung geschrieben vorlag, sollte erst die schwierigere Arbeit kommen. Es war nämlich die Streckfuß'sche Uebersetzung, die man zur neuen Ausgabe gewählt hatte. Wo nun mein Auge hinfiel, fand ich solche Härten des Ausdrucks, Gräuel des Satzbaus, schlechte Reime, und sinnverwirrende Ungereimtheiten um des Reimes willen, daß ich es nicht über mich gewann, dergleichen stehen zu lassen. Ich fing an zu ändern und nach dem Original neu zu übersetzen. Es ist aber eine gräßliche Arbeit, in fremde Terzinen hinein zu korrigieren, denn wo man eine Masche aufmacht, trennt das ganze Gewebe auseinander, und muß mit sorgfältiger Kleinarbeit wieder zusammengefaßt werden. Obgleich nicht dazu verpflichtet, machte ich es mir, um des großen Dichters willen, zur Ehrensache, und habe viele hundert Verse des Gedichtes umgebildet und neu übersetzt. Als in späterer Zeit ein neuer Antrag an mich kam auch eine neue Ausgabe des Don Quixote mit einer bio-

graphisch-litterarhistorischen Einleitung des Dichters zu begleiten, hatte ich leichtere und auch fröhlichere Arbeit.

Ich will aber nun, von diesen Dingen abschweifend, von einigen Ausflügen erzählen, welche das Gleichmaß, ja die Eintönigkeit der Tage unterbrachen, und mir manche Anregung brachten. Schon seit einiger Zeit war ich in brieflichen Verkehr mit einigen von mir hochverehrten Männern gekommen. So mit Ferdinand Gregorovius, dessen Werk „Die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter“ mir eine nie versiegende Quelle der Belehrung und des Genusses geworden, und dessen Gedicht „Euphorion“ mir auch immer lieb geblieben ist. Wir wechselten zwischen Rom und Darmstadt nicht nur Briefe, sondern tauschten auch Bücher aus. Mit Gregorovius befreundet war Adolf Friedrich Graf Schack, der Dichter und Kunstmäcen in München. Schack hatte mir ein auf ihn gemünztes Gedicht „Virtuosität“ nicht übel genommen, wir fanden sogar in Briefen bald Fühlung zu einander. Die seinigen kamen nur selten aus München, häufiger aus Italien. Einmal legte er mir eine Asphodelosblüte aus den Ruinen des Zeustempels von Girgenti ein. Für einige meiner Idyllen zeigte er eine besondere Zuneigung, während mich seine brillanten Dichtungen „Durch alle Wetter“ und „Ebenbürtig“ ebensosehr belustigten, als ich die Form und Reimkunst bewunderte. Der Wunsch einer persönlichen Begegnung wurde von beiden Seiten ausgesprochen. Eine Reise nach München war mir sehr verlockend, zumal auch Paul Heyse (auch ein Reisevogel, den man häufiger in Italien aufzusuchen hatte, als zu Hause fand) grade anwesend war. Die sechs Tage, welche ich für einen Ausflug zu verwenden hatte, brachten mir, nach mancher Entbehrung in meinem Kleinleben, des Neuen und Schönen sehr viel. Schacks Gemäldesammlung, ein in aller Welt bekanntes Kunstganzes, sah ich zum Erstenmal, um mich täglich daran zu

erquicken, mochte ich darüber die mir von früher her bekannten öffentlichen Galerien immerhin etwas vernachlässigen. Die Vormittage verwendete ich auf das Kunststudium, von Mittag an begann der Verkehr mit den Freunden. Liebte es Schack, mit mir allein zu tafeln und Stunden des Gespräches, des Austausches unsrer Anschauungen und Erfahrungen daran zu knüpfen, so lud Heyse den Kreis seiner Bekannten zusammen, Wilhelm Herz, Ludwig Laistner u. A., wobei ich denn in das Leben und Treiben der münchener Dichter eingeweiht wurde. Eine Gemeinsamkeit zwischen ihnen und Schack bestand eigentlich nicht, wenn sich gleich kein Gegensatz zwischen ihnen geltend machte. Schack war zum Einsiedler geworden. Der Vielbeneidete war, im menschlichen Sinne, keine glückliche Natur, gedrückt schon dadurch, weil er, halb erblindet, seine Kunstschätze kaum noch zu sehen vermochte. In den Augen der Welt einer der Reichsten, hatten ihn manche Erfahrungen innerlich verarmt, und Vielen galt er für einen Sonderling. Ist davon aber auch nur eine Spur zu finden in dem Buche „Meine Gemälde-Sammlung", welches er einige Zeit darauf veröffentlichte? Wie er da das Zusammenkommen seiner Galerie schildert, eigentlich vom ersten Bilde an; wie er einzelne Talente gleichsam entdeckt; wie er Aufträge gibt, sich mit den Malern in persönliches Verhältniß setzt; hervorragenden Künstlern die Möglichkeit gewährt, ihre mächtigen Entwürfe auszuführen, vor Allen Genelli, Anselm Feuerbach; wie er selbst sich mit Malern auf die Reise macht, um von ihnen ältere Werke kopieren zu lassen, ihnen in Spanien, sogar in Afrika, landschaftliche Motive zu zeigen; das Alles ist in der angenehmsten Form dargestellt, und von den idealsten Kunstanschauungen durchdrungen. Selbst wer seine Gemäldesammlung nicht kennt, wird sich durch das Buch auf das Angenehmste unterhalten und belehrt finden. Seit er zu sammeln aufgehört,

beschäftigte und tröstete ihn die Dichtung allein, und es ist erstaunlich, mit welcher Unversiegbarkeit seine Poesie auch fernerhin zu gestalten und zu geben vermochte. Ueberdies lernte ich in Schack einen Weltwanderer kennen, der mehr Stätten der Erde gesehen hatte, als sonst deutschen Poeten beschieden ist.

Schon drei Wochen darauf mußte ich mich wieder auf den Weg machen, und zwar nach Leipzig. Von Rudolph Gottschall war im Namen des Leipziger Schillervereins die Aufforderung an mich gelangt, bei einer größeren Feier zu Schillers Geburtstage die Festrede zu übernehmen. Dergleichen hatte ich bisher stets abgelehnt, in dem Gefühle, daß mir zu einem persönlichen öffentlichen Auftreten zu viel fehle, zumal ich längst erkannt, daß untergeordnete Kräfte von wuchtigerer Persönlichkeit und etwas theatralischer Kraft auf diesem Gebiete zu siegen pflegten. So gerne ich etwas vorlas, wenn es in einem geschlossenen Kreise gewünscht wurde, so ablehnend war ich bisher zu Vorträgen außerhalb meines Wohnortes gewesen. Meine Bedenken sollten aber nicht gelten. Ehrenvoll war der Antrag immerhin, und ich ließ mich überreden. Ich ahnte nicht daß meine Leipziger Rede der Anlaß zu einem viel häufigeren öffentlichen Heraustreten werden sollte. — Das Fest war in großem Styl gehalten. Man sang in Chören und einzeln, man deklamierte nur Gedichte von Schiller. Bei dem darauffolgenden Festmahl hatte ich die Freude meinen alten Halleschen Freund August Förster, jetzt als Direktor des Stadttheaters, wiederzufinden. Wir kamen im Gespräch auch auf meine dramatischen Arbeiten, soweit sie bisher gegeben worden waren, und ich legte ihm den Wunsch einer Aufführung in Leipzig nahe. Aber der Direktor war bereits mächtiger in ihm als der Freund. „Deine Stücke sind mir zu vornehm, sagte er, die kann ich den Leipzigern nicht bieten. Die Kritik würde sie herunter

reißen, ich könnte sie nicht wiederholen, und würde ein schlechtes Geschäft damit machen."

Hatte ich nun im November in Leipzig am Schillertage die Festrede gehalten, so war es kaum möglich die Aufforderung abzulehnen, im Frühjahr an Goethes Todestage den Vortrag in Frankfurt zu übernehmen. Die Einladung ging von dem „Freien deutschen Hochstift" aus. Da die Feier in Goethes Vaterhause stattfinden sollte, so konnte sich in den engen Räumen auch nur ein kleinerer Kreis zusammendrängen. Sie fand vormittags statt, und bestand nur in der Festrede („Ueber Goethes Frauengestalten") und einigen Männerchören.

Zu der Nachbarstadt Frankfurt hatten sich längst einige Beziehungen gefunden, welche mich ab und zu über den Main lockten. Hier hatte sich Julius Stockhausen, uns von Berlin her befreundet, mit seiner Familie niedergelassen und eine Gesangschule gegründet, zu deren Aufführungen wir gern hinüberfuhren. Auch die Frankfurter Freunde sprachen bei uns vor, sei es einen sonntäglichen Ausflug mit uns in den Odenwald zu unternehmen, oder der Aufführung eines Stückes von mir beizuwohnen. Das Frankfurter Theater besuchte ich zuweilen, wenn etwas gegeben wurde, was man bei uns nicht haben konnte. So sah ich drüben die Meininger Schauspieler auf einer ihrer Gastspielreisen. Ihre Kunst des Gesammt- und Zusammenspiels, ihre sichere Bewältigung der Massen in großen Volksscenen hat jedenfalls eine neue Epoche des Darstellungswesens ins Leben gerufen. Mag man immerhin ihr jeweiliges Uebermaß an scenischen Mitteln tadeln, oder auch die zu große allseitige Geschäftigkeit des Personals auf der Bühne, welche die Aufmerksamkeit von der Haupthandlung abzog. Sie haben doch mit dem Schlendrian des alten Regiewesens gründlich aufgeräumt, und der hochfahrenden Tyrannei des Einzelvirtuosen gegenüber, auch das be-

wegte Leben geschaffen, welches der Dramatiker in großen Scenen gewollt hat. Wo sie ihre Vorstellungen gegeben hatten, war fortan das Phlegma der Schauspieler, der Statisten, des Opernchors, unmöglich, und alle übrigen Theater mußten sich ihrem Vorgange mehr oder weniger anbequemen. Ein Stück von Shakespeare oder Schiller sah sich jetzt ganz anders an, und selbst Vorstellungen ohne große scenische Entfaltung oder Personenzahl wurden von neuer Triebkraft getragen.

Auch in Darmstadt hatte ich im Laufe des Winters, zwischen den beiden Festreden in Leipzig und in Frankfurt einige Vorträge, oder vielmehr Vorlesungen gehalten. Man hatte mich von Seiten des Vorstands eines öffentlichen Institutes, der Alice-Schule, gebeten, zum Besten dieser Stiftung einige von meinen eigenen Dichtungen mitzuteilen. Ich wählte drei dramatische Arbeiten, von welchen ich voraussetzen durfte, daß sie unbekannt wären, „Die Protestanten in Salzburg“, den „Gevatter Tod“ (an zwei Abenden) und den „Sebastian“. Die Vorlesungen fanden einen zahlreichen Zuhörerkreis, und ich hatte die Genugthuung, der Stiftung ein hübsches Sümmchen zugewendet zu haben. Nach dem Schlusse der letzten Vorlesung aber traten einige Mitglieder des Theaters, welche ihr beigewohnt hatten, auf mich zu und erklärten, sie hätten die Rollen bereits unter sich verteilt, und der Sebastian müsse aufgeführt werden. Ich erwiederte ihnen, sie sollten nur Sorge dafür tragen, das es geschähe. Das Stück lag gedruckt vor, im ersten Bande meiner „Dramatischen Dichtungen“. Es war die erste Anregung zur wirklichen Darstellung, die, über Jahr und Tag, und nach manchen Wirren und Kämpfen, stattfinden sollte.

Inzwischen hatte ich alle Briefe von und an Preller, nebst seinem handschriftlichen Nachlaß, der sich in der Kiste vorfand, gelesen und mir zu verschaffen gewußt, was sonst noch an

Korrespondenzen zu haben, oder etwa über ihn schon gedruckt war. Das Letzte gestaltete sich zu einem mühsamen Zusammenklauben von zerstreuten Notizen, wobei Spürsinn und glücklicher Zufall Hand in Hand gingen. Mit der Zeit hatte ich denn auch Stellung zu der Aufgabe dieser Biographie gefunden. Die Gestalt Goethes mußte für den ersten Teil mächtig in den Vordergrund treten, um bis zum Ausgang ihre Nachwirkung walten zu lassen. Von einer kunsthistorischen Monographie absehend, wollte ich das Lebensbild eines bedeutenden Menschen und Künstlers zeichnen. Und als Friedrich Preller der Jüngere, im April einmal wieder bei mir anfragte, ob ich mich nicht dennoch zu der Arbeit entschließen wollte, konnte ich ihm entgegnen, daß ich sie bereits begonnen hätte. Mit Abzug einer längeren Zeit für die Vorbereitungen, habe ich grade sechs Monate (von Mitte April bis Mitte September) zum Niederschreiben gebraucht. Es war ein sehr fleißiger Sommer, eigentlich eine dauernde Regenzeit, die mich aber mit ihrer Kühle sehr förderte, und mir wenig Anlaß zur Ablenkung bot. Im August erschien Friedrich Preller, auf einer Reise begriffen, persönlich bei uns, und so konnte durch ihn mancher aufgesparte Fragezettel ausgefüllt, und manches im Manuskript durch Gespräch noch erledigt werden. Nachdem nun aber das Ganze abgeschlossen war, ging es an ein sehr mißliches Geschäft, welches eigentlich schon während der Arbeit begonnen hatte, nämlich an das Suchen nach einem Verleger. An Ablehnungen war ich zwar schon gewöhnt, denn viele meiner Arbeiten, besonders der letzten Zeit, haben von Ort zu Ort umherreisen müssen, ehe ich sie an den Mann brachte, aber so große Schwierigkeiten, wie mit diesem Buche, hatte ich noch nie gefunden. Ich fragte mit meinem Manuskript bei mehreren Kunstverlegern an, umsonst; ich bot es Buchhandlungen an, mit welchen ich durch frühere Arbeiten in Verbindung stand, erst recht umsonst. Das

Dutzend meiner Anfragen und der darauf folgenden Ablehnungen war beinah voll. Diese Nöte und Enttäuschungen konnten nur verstimmend wirken. Endlich gelang es mir da, wo ich es gar nicht erwartet hatte, nämlich in Frankfurt am Main, und zwar in demselben Verlag (Litterarische Anstalt) der auch meine „Geschichte der deutschen Dichtung" von dem früheren Verleger bereits übernommen hatte. Ich war sehr froh, daß es in dem Verlag des „Goethe-Jahrbuchs" wohl aufgehoben war, und in sehr schöner Ausstattung (1883) erscheinen konnte.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Nach einem arbeitsvollen Sommer wäre eine Erholungsreise recht erwünscht gewesen. Zwar stand eine Reise für den Oktober in Aussicht, doch war dabei von Erholung voraussichtlich nicht viel zu erwarten, wie sie denn auch noch einige vorbereitende Arbeit beanspruchte. Schon im Frühjahr nämlich war mir eine Aufforderung aus Wien zugegangen, im dortigen Verein der Litteraturfreunde einen Vortrag zu halten. Aus meinem bisherigen Rückhalt gegen dergleichen war ich nun einmal hervorgetreten, wenngleich ich ein Widerstreben gegen das Umherreisen zu diesem Zwecke schwer überwinden konnte. Aber Wien! Und was lebten dort für alte Bekannte und Freunde — Billroth, Lützow und Andere, mit denen ich gar zu gern ein Wiedersehen gefeiert hätte!

Zu dem großen Verband von Vereinen für wissenschaftliche Vorträge, der bereits über hundert Vereinsorte umfaßte, gehörte auch Darmstadt. Es waren bei uns in den Wintermonaten der Historiker Pauli, Georg Ebers, Wilh. Herz, Otto Devrient, Bodenstedt, Lübke, Riehl, Stieler u. A. als Redner aufgetreten, und ich hatte die Freude gehabt, die

Mehrzahl auch bei mir zu empfangen. Jeder rühmte die Anregung, die es gewähre bei solchen Vorträgen, die verschiedensten Kreise kennen zu lernen. Wenn ich die Einladung nach Wien annahm, so konnte freilich von dem ausgesetzten Honorar das Reisegeld und der Aufenthalt von ein paar Tagen in der Kaiserstadt noch nicht bestritten werden. Ich ließ mich daher bereden, meinen Namen in die Rednerliste eintragen zu lassen. Es dauerte nicht lange, so kam eine Einladung aus Emden am Dollart und eine andere aus Danzig! Ich schauderte. Denn durch diese drei Städte waren so ungefähr die äußersten Entfernungen bezeichnet, die man in deutschen Landen durchmessen kann, und eine Art von Bankerott hätte mir gedroht, wenn ich den Winken von dorther folgte. Danzig freilich reizte mich sehr, da es mir aus frühen Jugenderinnerungen vertraut war, dazu die Möglichkeit, meine Mutter, die inzwischen ihren Wohnsitz wieder in Bromberg genommen hatte, und drei meiner Geschwister auf dem Wege dorthin zu begrüßen. Bald langten der Einladungen noch mehr an, aber der Humor der Situation wollte, daß sie immer aus den entlegensten Orten kamen, aus Brünn in Mähren, aus Konstanz am Bodensee und aus Hinterpommern, so daß sie abgelehnt werden mußten. Erst nach und nach erschienen Aufforderungen, die sich auf ein und derselben Reise berühren ließen, so daß die Fahrt auch nach einem entlegeneren Ziel zu ermöglichen war. Und da ich nun solche Unternehmungen nur in den Ferien ausführen konnte, so wurden zwei Reisen geplant, die erste im Herbst nach Wien, mit Stationen in Nürnberg, Regensburg, Linz; die andere, über Emden nach Danzig, wurde für die Osterferien aufgespart.

Ich hatte mir eine Reihe von Vorträgen ausgearbeitet, und den Vorständen in den verschiedenen Stücken die Wahl darunter gelassen, da sie ihr Publikum besser kennen mußten,

als ich. Aber was ich vorgetragen, und wie ich mit den Vorträgen gewechselt, will ich nicht erzählen. Der Redner wurde überall gut aufgenommen, lernte viele Gegenden, Menschen, Bestrebungen kennen, und nahm mit, was an Museen, Sammlungen, Bibliotheken, im Fluge zu überblicken war. So von Regensburg aus, in angenehmer Gesellschaft, die Wallhalla und die Befreiungshalle bei Kelheim. Aber von der mir so gerühmten Lage der Stadt Linz habe ich nichts gesehen, da ein dichter Nebel die Gegend erfüllte. Dagegen bot sich in der Stadt Einiges, was der Beachtung wert war, die Bibliothek, das Altertumsmuseum, so wie eine umfangreiche Privatsammlung. Und Abends nach meinem Vortrage sollte es in Linz am muntersten hergehen. Eine große Gesellschaft blieb bei Tische beisammen, und Männergesang, Zitherspiel und komische Solovirtuosen ließen vor zwei Uhr an kein Aufbrechen denken. Um fünf Uhr aber saß ich in der Nebelkühle des Morgens schon wieder auf der Eisenbahn, um gegen elf in Wien anzulangen, wo ich Abends meinen Vortrag zu halten hatte. So begann die eigentliche Hetze des Reisevergnügens, welche durch fünf Tage in der österreichischen Kaiserstadt andauern sollte.

Die Gastlichkeit der Wiener kann ich nicht genug rühmen. Auch meine alten Bekannten, die inzwischen in Wien angesiedelt waren, wetteiferten, mich zu bewirten. Billroth, der große Chirurg, mir von Zürich her befreundet, Karl von Lützow, einst dem Berliner Kreise angehörig, beide jetzt Väter von erwachsenen Töchtern; Adolf Wilbrandt, seit kurzem Direktor des Burgtheaters, dessen Loge mir für jeden Abend frei stand; das Künstlerpaar Gabillon von der Burg, mit dem ich einst an der Ostsee frohe Tage verlebt hatte. Auch wurde mir die Freude, in der Fürstin von Hohenlohe, die einstige Prinzessin Marie von Wittgenstein wieder zu begrüßen. Sie konnte mir bereits erwachsene

Söhne vorstellen, einen Studenten und einen Primaner, welche über alte, ihnen durch die Mutter bekannte Geschichten und Thorheiten von der Altenburg her, auf welche die Erinnerung uns führte, mitlachen konnten. Aber was sind 5 Tage für Wien, wenn man es zum Erstenmal betritt und kennen lernen will? Denke ich zurück, was ich in diesen Tagen Alles durchlaufen, betrachtet, in mich aufgenommen; wie ich in Kunstsammlungen verspätet, zum gastlichen Tisch hastete, Abends aus dem Theater wieder zu Gesellschaften abgeholt wurde, so gehörte meine ganze Anregungsfähigkeit dazu, um das Gefühl der Strapaze nicht über den Genuß Herr werden zu lassen.

Vier Darstellungen sah ich im Burgtheater. Ich betrat es mit der Spannung, welche man empfindet, wenn man einem Höchsten auf dem Gebiete der Kunst entgegen geht. Denn über die Leistungen der Schauspieler an der Burg sollte nichts hinausgehn, so hatte ich immer gehört und gelesen. Der unzweckmäßige Zuschauerraum, die enge dürftige Bühne störten mich nicht, denn um so Größeres erwartete ich von der Darstellung. Und es war noch dazu Shakespeares Antonius und Kleopatra in Dingelstedts Bearbeitung, ein Stück, welches ich zum Erstenmal sehen sollte. Das Zusammenspiel ließ nichts zu wünschen übrig, viele von den kleineren Rollen wurden ausgezeichnet gegeben, die Scene des Bachanals auf dem Schiffe, mit ihrer, die ganze Höhe der Bühne einnehmenden, Aufgipfelung und Bewegung, machte sich vortrefflich. Aber die beiden Heldengestalten, obgleich sie auf berühmte Namen lauteten (Sonnenthal und Frau Wolter), enttäuschten mich doch. Kleopatra wirkte nur, wenn sie in dämonische Wut geriet, den Boten niederwarf und mit Füßen trat, und sich im Aufschrei austobte. Sonst blieb sie starr und kalt, in einer sitzenden Stellung, die sie an ägyptischen Statuen studiert hatte, die Hände flach auf den Schenkel gelegt, ohne das, was auf der Bühne geschah mitzuleben.

Am zweiten Abend mußte ich Raupachs „Der Müller und sein Kind" sehen, ein Stück, welches am Allerseelentage, der Sitte gemäß, auf allen Theatern Wiens gegeben wurde. Eine überaus langweilige Vorstellung! Um so mehr versprach ich mir von Grillparzers „Des Meeres und der Liebe Wellen", das für mich auch noch zu den Neuigkeiten auf der Bühne gehörte. Leider waren die beiden Jünglinge Leander und Naukleros über fünfzig Jahre alt, und verhielten sich demgemäß zu ihrer leidenschaftlichen Aufgabe. Hero (eine Gastrolle) obwohl eine schöne stattliche Person, schien doch auch nicht mehr die Jüngste, und machte den Eindruck einer recht mittelmäßigen Schauspielerin. Endlich sah ich eine Tragödie „Sulamith" von einem jungen wiener Dichter, in welcher von den jüngeren Schauspielern recht gut gespielt, dagegen von den „ersten Kräften" wiederum recht Mangelhaftes geleistet wurde. Ich konnte mein Erstaunen nicht unterdrücken. Wilbrandt, neben dem ich dies Alles angesehn hatte, war befangen, gab einige meiner Ausstellungen zu, meinte aber, ich sei nicht zur besten Zeit gekommen. Ein Konversationsstück aus dem Französischen hätte ich sehen müssen, darin thäte es kein Personal dem des Burgtheaters gleich. Das war denn freilich eine starke Beschränkung des Ruhmes einer Bühne, welche allgemein als die erste galt. Da ich nun aber kein französisches Konversationsstück zu sehen bekam, so konnte ich nur mit einiger Enttäuschung vom Burgtheater scheiden. Auch in dem Prachtbau des Opernhauses brachte ich eine Stunde zu, um Frau Lucca als „Afrikanerin" wiederzusehen. Vor zwanzig Jahren hatte ich sie in Berlin in derselben Rolle gehört, und dennoch schien mir ihre Stimme trotz der Zeit, noch denselben Glanz und die gleiche Kraft zu besitzen. Aber ich hielt es doch nicht länger aus, denn morgen in aller Frühe galt es von Wien Abschied zu nehmen.

Ein heller Novembertag zeigte mir die Donaulandschaft in schönstem Glanze. Die Fahrt ging über Salzburg, wo ich leider keinen Aufenthalt nehmen konnte. Aber auch im Vorübereilen ließ ich die prachtvollen Bilder der Alpen auf mich wirken, ihre ungeheueren Formen, den Farbenglanz in den Gründen, die Wintergroßheit von Schneegipfeln und beeisten Felswänden, im Wechsel von Sonnenlicht und bläulichen Schatten. Ein überwältigender Anblick, in welchem ich, bis in die Gegend von Rosenheim, schwelgte! Eine Steigerung gab es nun nicht mehr, und lang däuchte mich die Fahrt über München und Stuttgart bis nach Darmstadt.

Es war die höchste Zeit, meine Wintervorträge zu beginnen. Auch empfing mich die Nachricht, daß der „Sebastian" zur Aufführung noch für diesen Winter angenommen sei.

Zuvor aber sollten unsre Gegenden am Rhein, Main und Neckar durch furchtbare Ereignisse in Bestürzung gesetzt werden. Hatte es schon den ganzen Sommer und Herbst über geregnet, so stürzten sich gegen Ende des November neue Güsse herab, die Alles Erlebte dieser Art überstiegen. Die Flüsse schwollen an, die Dämme brachen, das ganze Rheinthal zwischen Schwarzwald, Odenwald und Haardtgebirge schien seinem Urzustande eines großen Wasserbeckens wiedergegeben. Die Dörfer verschwanden in den Hochfluten. Mainz und Frankfurt, zum Teil unter Wasser gesetzt, waren für uns unerreichbar, da die Schienenwege und Bahnhöfe selbst in die Ueberschwemmung gezogen waren. Wir in Darmstadt, auf der Hochebene wohnend, standen oberhalb der Wassermassen, aber doch nahe genug, um sie von einem Platze der Stadt überblicken zu können. Not und Elend spotteten aller Beschreibung. Wurde den Unglücklichen, welche das Wasser überfallen, die sich zu retten gewußt, oder die man gerettet hatte, auch thätige Hülfe geleistet durch Unterkommen, Nahrungsmittel, Kleidersendungen und Geldsammlungen, so stand

immer zu beklagen, daß eine der fruchtbarsten Gegenden voraussichtlich für Jahre hinaus verloren sein werde. Ein Vortrag, den ich in Mainz versprochen hatte mußte selbstverständlich für's Erste aufgegeben werden. Als sich aber die Wasser verlaufen hatten, und ich dennoch einige Tage vor Weihnachten hinüber gerufen wurde, fuhr der Bahnzug streckenweise noch durch das Wasser, zeigte sich das Ueberschwemmungsgebiet noch mit seinen Verwüstungen, und schritt man auf Brettern vom Bahnhofe zu den erhöhteren Straßen. Die Gasthöfe am Rhein waren unbewohnbar geworden, ich mußte mich in einen anderen, genannt „Zum Karpfen", weisen lassen. Aber wenn dieser Karpfen in seiner Ausnahmestellung bisher sich dem Wasser entzogen hatte, so war das flutende Element diesmal zu ihm hinaufgestiegen, um ihn sich zu holen. So hatte auch er mit seinem ganzen Erdgeschoß im Wasser gestanden. Die Luft darin war kellerhaft, und bei Ausdünstung der in den Korridoren aufgestapelten nassen Polstermöbel, kaum zu atmen. Noch weniger war in den durch eisere Oefen überheizten Zimmern zu verweilen. Auch der „Heilige Geist", ein ehemaliges Klostergebäude, in dessen Saale ich zu reden hatte, zeigte noch alle Spuren des eingedrungenen Wassers. Ich fühlte mich wie erlöst, als ich diesen Temperaturen endlich entkommen war. Und dabei machte man auf Markt und Straßen Vorbereitungen zu Weihnachten. Als ich Morgens den Rheinquai betrat, sah ich Wälder von Christbäumen, zu welchen man, bis an die Knöchel im Sumpfe, waten mußte. Die Menschen kehren nach allen Schrecken des Unheils schnell zu ihren Gewohnheiten zurück, und besonders ihre häuslichen Feste wollen sie, auch über den Spuren der Verheerung, nicht ungefeiert lassen.

Zur gewohnten Arbeit kehrte man von solchen Eindrücken gern zurück. Der Druck und die Korrekturen der Biographie

Prellers schritten vorwärts, und es gab nachträglich noch allerlei daran zu thun, da manche, lange vergeblich erwartete Notiz, die ich schon für unerreichbar gehalten, sogar zuweilen noch Neues und Ueberraschendes eintraf, und verarbeitet werden konnte.

Das Theater war dauernd ein Mittelpunkt des Lebens in Darmstadt geblieben, und vorwiegend schritt das Schauspiel rüstig fort. Die damaligen Vorzüge unserer Bühne waren mir erst recht zum Bewußtsein gekommen, seitdem ich das Burgtheater kennen gelernt, ohne daß ich sie diesem eigentlich vergleichen will. Hatten die Wiener sich an viele alte Darsteller gewöhnt, welche einst vortrefflich gewesen waren, und welchen sie jetzt in ihrer Anerkennung treu blieben, so war es ein Vorteil für uns, daß wir lauter junge, frische, bereitwillige Kräfte hatten, ohne übertriebene Sonderansprüche, die sich einer geschickten Regie gern fügten. Nur war der Leitung eine zu große Zaghaftigkeit im Zugreifen vorzuwerfen. Es fehlte der Ehrgeiz, ein neues Stück zuerst auf die Bühne zu bringen, und man hörte oft auf eine Frage nach einem solchen die Antwort: Es ist ja noch auf keiner Bühne gegeben worden! — Was sich an Neuem irgendwo und wie schon wirksam erwiesen, bekamen wir zu sehen, und auch wohl mehr als nötig gewesen wäre. Statt des Ehrgeizes, dem Neuen in's Leben zu helfen, machte sich der andere geltend, schwierige Aufgaben, die auf großen Bühnen mit viel Aufwand gelöst worden waren, auch zu bewältigen. Es gelang freilich in anerkennenswerter Weise. Die ganze Reihe von Shakespeares Königsdramen, in der Bearbeitung von Dingelstedt — man mag diese, sowie das ganze Experiment nun für vorteilhaft erklären, oder verwerfen! — ging mit allem Waffengeräusch aber auch in guter Einzeldarstellung an uns vorüber. Der „Sturm“ mit Tauberts, der „Sommernachtstraum, Antigone, Oedipus“ mit Mendelsohns, Byrons „Man=

fred“ mit Schumanns Musik, kehrten im Spielplan häufig wieder. Calderons „Wunderthätiger Magus, das Leben ein Traum, der Richter von Zalamea“, machten bei der Einstudierung mehr Mühe und Arbeit, als sie Beifall fanden. Die Dramen unserer ersten deutschen Dichter wurden nicht vernachlässigt. Der große Styl beherrschte durch eine Reihe von Jahren die Bühne — wenn denn auch der niederen Gattung manche Zugeständnisse gemacht werden mußten. — Der übermäßigen Ausstattung war ein Maaß auferlegt worden, besonders nach dem Tode des sonst so verdienstvollen Theatermeisters Brandt, der nicht gern von seinen großen Plänen abging. Aber die Schüler, die er erzogen hatte, wurden nun, ohne die Machtvollkommenheit des Meisters zu erben, bei etwas eingezogenen Mitteln, zum Vorteil für das Theater. — Wenn ich aber der Theaterleitung die Scheu zum Vorwurf gemacht habe, etwas zum Erstenmal hier aufzuführen, während doch der „Rosengarten“ und bald auch der „Sebastian“, zuerst und einzig in Darmstadt vor das Publikum traten, so ist hinzu zu fügen, daß nur durch besondere Umstände, und durch das Zusammenwirken verschiedener Kräfte dergleichen, und zwar nicht ohne Kämpfe, zu ermöglichen war.

In den ersten Februartagen (1883) begannen die Proben zur Aufführung des Sebastian. Ich hatte selbst stark im Texte herumgestrichen, besonders gegen den Schluß ganze Scenen weggeworfen. Gern auch war ich bereit, gewissen Schlußversen noch einige kräftigere Accente aufzusetzen, wie sich das während der Proben als erwünscht herausstellte. Doch teilte ich diesmal nicht die Zuversicht der Schauspieler, welche sich eine große Wirkung versprachen. Der theatralistische Schwerpunkt liegt schon in der personenreichen Entfaltungsscene des zweiten Aktes. Da nun aber die beiden ersten Akte zusammen einen größeren Umfang haben, als die drei

folgenden, so liegt der Hauptschlag denn doch in der Mitte, und der zweite Teil spielte sich in rascher Scenenfolge ab. Die Proben wurden mit andauerndem Fleiß und Strenge durchgeführt. Das bewegte Spiel im zweiten Akte und die Schlußscenen des Ganzen erforderten harte Arbeit, da man den ganzen Chor, ja sogar noch eine Menge Soldaten, und nicht nur als Statisten, herangezogen hatte, wobei die Regie mir nicht verwehrte, auch wohl selbstthätig einzugreifen. Nachdem uns die letzten Proben bis in die Nacht hinein festgehalten hatte, konnte ich wenigstens des guten Spiels und musterhaften Zusammenwirkens sicher sein. Der Eindruck des Sebastian (27. Februar 1883) auf das zahlreich versammelte Publikum war denn auch ein ganz entschiedener, ja es machte sich eine Art von Feststimmung geltend, welche nach wiederholtem stärkeren Ausdruck verlangte. Wirkung und Teilnahme traten noch lebhafter zu Tage, als es bei der Aufführung des „Feind im Hause" geschehen. Denn im Sebastian gab es keinen Zweifel an der psychologischen Möglichkeit, kein Sträuben gegen die Konsequenz der Handlung. Und ist die Handlung nicht im höchsten Sinne interessant zu nennen, so wirkten die psylologischen Wandlungen spannend, und das Heroische und Patriotische riß, wie in allen Fällen, die Gemüter zu einer erhöhten Stimmung fort. Und als endlich, nach dem prächtig aufgebauten kriegerischen Schlußbilde, der Vorhang fiel, durften wir uns sagen, daß wir einen entschiedenen Sieg erfochten hatten. Auch diesmal ließ es meine Schwester sich nicht nehmen, nach der Vorstellung in einem Kreise von Freunden die Wirtin zu machen, wozu sich auch einige meinen Portugiesen, trotz aller Anstrengungen der vorhergegangenen Akte, hatten gewinnen lassen.

Habe ich aber selbst mit einem wohlwollenden Publikum in einem Punkte zu hadern, so ist der Fall wegen der Sitte des Hervorrufens des Verfassers, was freilich die Mehrzahl sich als einen

Triumph anrechnet: Es sprechen so viele Gründe dagegen. Selbst am Schlusse des Stückes sollte man ihm diese Art von Belohnung ersparen, zumal er sich dabei immer übel ausnimmt, wenn er unter einer kostümirten Umgebung erscheinen muß, ja sogar einer gewissen Lächerlichkeit ausgesetzt ist. Läßt er sich auf ein Zögern ein, so verstärkt er nur den Lärm, versetzt Alles auf der Bühne in Furcht und Verwirrung, und gar durch entschiedenes Weigern ruft er eine Art von zorniger Kampflust im Hause hervor. Man mißbilligt sein Betragen, und die günstige Stimmung kann im Verlaufe des Stückes umschlagen. Er muß sich also auch in das ihm Widerstrebende fügen. Ja, wenn die günstige Stimmung sich schon im ersten Akte zeigt, wird er von den Darstellern womöglich gleich festgehalten, um nur immer schnell bei der Hand zu sein und die Verzögerung zu verhüten. Kann ich mir selbst in solchen Fällen eine große Kaltblütigkeit nachrühmen, so übersteigt die fieberhafte Aufregung, Ungeduld und Angst vor dem Publikum bei den meisten Schauspielern Alles, was man sich von fassungslosen Zuständen vorstellen kann. Das ist in ihrer Situation erklärlich. Es gilt also auch darum zu schonen und zu willfahren. Mir aber raubte dieser Uebelstand die Möglichkeit, mein Stück bei der ersten Vorstellung eigentlich zu sehen. Wollte ich nicht auf der Bühne bleiben, wo man in den ersten Coulissen überall im Wege ist, in den tieferen aber die Vorgänge nur von der Rückseite, oder auch gar nicht sieht, so mußte ich von meinem Thürplatz im Sperrsitz vor dem Schluß jedes Aktes entschlüpfen, um nur für alle Fälle „rechtzeitig“ unter den Aufgeregten zu erscheinen. Diese kleinen Erfahrungen gehören in das Gebiet des Komischen, haben aber für den Erfahrenden manches recht Unbehagliche. Um so mehr hoffte ich das Stück bei der zweiten Vorstellung von einem gesicherten Platze aus anzusehen. Doch sollte mir das nicht zu Teil werden. Einige Tage

darauf mußte ich verreisen, und nur brieflich erfuhr ich unterwegs, daß Sebastian sich auch zum zweitenmal siegreich durchgefochten habe. Erst bei einer späteren Wiederholung konnte ich mich von dem Eindruck des Stückes überzeugen.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Meine Reise nach Norden, über Emden nach Danzig, von der Nordsee zur Ostsee, um die versprochenen Vorträge zuhalten, führte mich zu einer wesentlich verschiedenen Thätigkeit und in mannigfach mir neue Verhältnisse. Wir hatten eigentlich keinen Winter gehabt. Zu Ende Februars waren die Gartensträucher grün, und in den ersten Märztagen glaubte man, daß der Frühling seinen Einzug halte. Doch sah ich mich vor, denn am Dollart und an der Weichsel war ein Frühling noch nicht zu erwarten. Ein herrlicher Tag aber war es, als ich am fünften März, Morgens um fünf Uhr mich auf die Reise machte. Bei Mainz spiegelte sich noch der Mond in den Wellen des Rheins, Bingen erreichte ich mit Sonnenaufgang. Goldene Frühnebel wogten über dem Flusse, Berge und Felsenufer standen im Rosenlicht, es war eine wundervolle Morgenfahrt. So ging es bis nach Köln. Von da bis Hamm scheint die Welt nur noch für Fabrikschornsteine da zu sein. Gleich Wäldern sind sie über die Gegend gesät, die Wipfel schwarzer Qualm, schwarz die ganze Luft, schwarz die Erde, schwarz die Ansiedelungen und die Menschen. Sogar der Schnee, der meinen neuen Eintritt in den Winter anzeigte, war geschwärzt. In vollem Wintersturm aber kam ich gegen Mitternacht in Emden an, wo eine heftige „Böe“ den Fremdling empfing. Eine Tagefahrt von neunzehn Stunden hatte mich wirklich in eine mir fremde Welt geführt, deren Eigentümlichkeiten mir schon beim

Eintritt in den Gasthof deutlich wurden. Denn ich war im „Weißen Hause“ gemeldet und fand mich auf's beste empfangen. Nur im Norden ist man auf den Winter eingerichtet und versteht das Haus gegen ihn zu verwahren.

Aber ich muß es unterlassen die altertümliche Stadt zu schildern und mag auch die Reihe von anderen Städten, die ich von Emden aus zu einem Vortrage flüchtig berührte, nicht aufzählen. Hier und da fand ich einen guten öffentlichen Sprechsaal, an andern Orten wurde mir vor dem Publikum ein recht sonderbarer Platz angewiesen. Einmal auf einer stehengebliebenen Liebhaberbühne, umgeben von einer Walddekoration. Ein andermal schrak ich fast zurück, als ich mir zuvor das Lokal betrachtete. Sämmtliche Rohrstühle waren dermaßen durchgesessen, daß das Geflecht tief herunter hing, und das Aussehn eines zerfaserten Trichters hatte. Mein Redepult mußte früher einer Schulstube angehört haben, denn, obwohl vor Zeiten einmal weiß angestrichen, war es über und über bemalt mit Bildern in Tinte, welche nicht ein Pinsel, sondern die Finger ausgebreitet hatten. Und wiederum saß ich einmal auf einer Bühne, aber vor dem Vorhang, an Stelle des Souffleurkastens. Es mochten Arbeiter im Saale gewesen sein, denn an den Wänden standen noch Leitern, Bretter, und Gerüststücke. Da das Lokal nicht heizbar war, saßen die Zuhörerinnen in Pelzen, Kapuzen und wollenen Tüchern um den Kopf, daß von Gesichtern nichts zu sehen war, während die Herren die Rockkragen hoch herauf gezogen hatten. Hinter mir aber blies und bauschte der Zugwind den Vorhang weit vor, daß er sich an meinen Schultern rieb und ich gefaßt war, plötzlich von ihm in das Publikum hinunter geschoben zu werden. — Aber selbst an solchen Orten fand sich nach dem Vortrage ein kleiner Kreis von gebildeten Männern im Gasthofe zusammen, mit welchen sich eine angenehme Unterhaltung führen ließ. Sie ent-

schuldigten sich dann wegen ihrer primitiven Vortragssäle, lachten auch wohl selbst darüber, versicherten aber, daß sich das demnächst bessern werde, wozu ich meinen Nachfolgern denn Glück wünschen konnte. — Was nun aber auf allen diesen Stationen gemütlich berührte, das waren die Gespräche über das Abiturienten-Examen, welches überall bevorstand, und wozu der Schulrat bereits erwartet wurde, ein Ereigniß, welchem einige Väter mit Zuversicht, andre mit einigem Bedenken entgegen sahen. So ging es von Ort zu Ort, überall kamen nach meinem Vortrage die Gespräche auf das Examen. Der Schulrat mußte überall hinter mir hergefahren kommen, oder auch in demselben Zuge mit mir angelangt sein. Da kam ich endlich in eine Stadt, in welcher der Schulrat schon vor mir eingetroffen war, und ich betrat ein Haus, dessen ältester Sohn zur Stunde im „Mündlichen" saß.

Dies war in Quedlinburg, wo der Bürgermeister Brecht, ein alter Freund von mir, mich gastlich in sein Haus eingeladen hatte. Jünger als ich, war er eigentlich ein Studiengenosse meines Bruders, doch waren die freundschaftlichen Beziehungen auch auf mich übergegangen. Ich wurde von dem Hausherrn, seiner vortrefflichen Gattin und drei stattlichen Söhnen empfangen, fand Briefe vor, und fühlte mich von dem häuslichen Kreise freundlichst angesprochen. Daß der älteste Sohn seinen wichtigen Prüfungstag hatte, erfuhr ich erst später, und wie beiläufig, von einer irgendwie befangenen Stimmung war nichts zu bemerken. Freund Brecht führte mich ein wenig in der Stadt umher, und darauf, da ich in der Geburtsstadt des Messias-Dichters Abends einen Vortrag über „Klopstock und seine Bedeutung für die deutsche Litteratur" halten wollte, in das Rathaus, wo er eine Sammlung von Porträts Klopstocks angelegt hatte. Sie belief sich bereits auf fünfzig Nummern, in allen Größen und Darstellungsarten, in Oel, in Kreide, Lithographie, Kupferstich,

Silhouette, bis zum kleinsten Titelbläftchen. Aber nicht zwei darunter hatten eine sonderliche Aehnlichkeit mit einander. Da jedoch der Name darunter stand, konnte der Sammler keins dieser Bilder ablehnen. — Schon waren wir Abends gerüstet, um nach dem Vortragssaale zu gehen, als ein Jubelgeschrei der jüngeren Söhne durch das Haus dröhnte. Gleich darauf stürmte ein schöner Bursche mit gerötetem Gesicht herein und flog in die Arme der Eltern. Es war der Aelteste, der sein Examen glücklich bestanden hatte. Daß er nun aber gleich bereit sein sollte, mit in den Vortrag über Klopstock zu gehen, dagegen lehnte ich mich zu seinen Gunsten auf, indem ich auf die Grausamkeit einer solchen Belohnung hinwies. Man lachte, und überließ ihn für den Abend seinen Freunden. (Nach einer Reihe von Jahren begegnete mir der junge Mann in Berlin wieder. Er hatte einige Zeit seine Studien auf der Universität gemacht, war aber dann seinem Drange zur Bühne gefolgt, und zur Zeit unter einem seiner Vornamen, Basil, bereits ein geschätztes Mitglied des Deutschen Theaters in Berlin geworden.)

Von Quedlinburg ging es dann, über Berlin, wo ich nur einen Tag rasten konnte, in ganzer Tagesfahrt hinauf nach Danzig. Auch hier wurde ich gastfreundlich empfangen. Der junge Stadtbaumeister Otto, vor fünfzehn Jahren einst mein Zuhörer auf der Akademie in Berlin, hatte mir Wohnung gemacht in seinem alten Patrizierhause, einem Kleinod des hanseatischen Renaissancestyls, welches von ihm in meisterlicher Weise restauriert worden war. Stürmte draußen der Winter um die Giebel und Türme der Stadt, in den Gemächern war es wohlig und warm. Schon der riesige grüne Kachelofen im Vorplatz empfing den Gast auf das Angenehmste, und selbst die ungeheuren Fenster, die vom Sockel bis zum Giebel die Stockwerke durchschneiden, sind gegen die Kälte wohl verwahrt. Hier trat es mir wieder lebhaft

entgegen, daß man nur im Norden auf Winterbehaglichkeit recht eingerichtet ist. Die junge Hausfrau begrüßte mich mit einem Veilchenstrauße, Hyazinthen, Maiblumen, Primeln, dufteten in allen Räumen. Es war der Geburtstag der Herrin, den sie in ihrer Ehe erst zum zweitenmal beging. Ihre Familie und die meinige wären von Alters her befreundet, obgleich ich selbst, seit langer Zeit in weiter Entfernung lebend, nur durch briefliche Mitteilungen von der Fortdauer dieser Beziehung wußte. — Die Eigenart Danzigs ist so merkwürdig, daß sie mich beim Wiedersehn doch höchlich überraschte. Gleichwohl war mir nichts eigentlich fremd, da sich die ersten Jugendeindrücke fest eingeprägt hatten. Memlings Jüngstes Gericht in der Marienkirche, der Artushof, das Innere des Rathauses, welches unter der baulichen Aufsicht meines Gastfreundes stand, wurden aufgesucht. So auch befreundete Familien, welche hierher versetzt worden waren. Jede Stunde ward ausgenützt, jede Mahlzeit in Gesellschaft genommen, bis endlich der Abend nach meinem Vortrage, den angenehmen Kreis im Ratskeller noch einmal versammelte. So verrannen zwei Tage, an deren letztem ich auch den letzten meiner Vorträge gehalten hatte.

Als ich mich in Danzig in der Mitte des März von den Freunden verabschiedete, waren fünfundzwanzig Grad Kälte, den Eingeborenen nichts Ungewöhnliches, mir ein unheimliches Ereigniß. Die Eisenbahn führte mich durch Gegenden, deren endlose ebene Ausdehnung mir Grauen einflößte. Ich war so gewöhnt an begrenzten Horizont, an Berge, Hügel, Wälder, wenigstens ihre Umrisse in der Ferne, daß mir die weite baumlose Fläche wie eine Einöde vorkam. Im Sommer das fruchtbarste Waizenland, lag der Boden jetzt unter der Schneedecke, ohne Unterscheidungslinie, mit der weißen Luft in Eins verschwimmend. Die Fahrt schien in bodenlosen Nebel hinaus zu gehen, die Augen fühlten sich

schmerzhaft geblendet. Da hielt der Zug an einem kleinen Hause, das wie verloren mitten in der endlosen Einöde zu stehen schien. Das sollte das Ziel meiner Eisenbahnfahrt für heute sein! Ich zögerte fast, auszusteigen, und mich in dieser Weltverlorenheit aussetzen zu lassen. Doch da sah ich zwei Knaben aus dem Hause eilen, gefolgt von einer Dame, welche den Zug musterte. Ich verließ dann den Wagen, die Knaben sprangen auf mich zu, denn da ich als der Einzige ausstieg, mußte ich der erwartete Onkel sein. So begrüßte ich die Söhne meines Bruders und meine Schwägerin. Wir sahen uns zum Erstenmal. Mein Bruder hatte mir den Wagen bis zur Station geschickt, und Frau und Kinder ließen es sich nicht nehmen, mich abzuholen. Nachdem wir uns an einem erwärmendem Trunke gestärkt und einige Fühlung zu einander gefunden hatten, galt es, noch einige Stunden in fußhohem Schnee nach Strasburg in Westpreußen zu fahren. Man verläßt die Hochebene, die Gegend wird etwas mannigfaltiger, die Niederung gewinnt ein mehr landschaftliches Aussehen. Große Landgüter mit schloßartigen Wohngebäuden werden sichtbar, endlich ein altes Stadtthor und vereinzelte Befestigungstürme aus der Zeit des deutschen Ritterordens. Das Häuschen meines Bruders, der als Kreisphysikus hierher versetzt — eigentlich verschlagen — war, lag außerhalb der Stadt, und empfing mich innen so behaglich und warm, als draußen Alles öde, bitter kalt und, nach meinen Begriffen, scheußlich war. Ich hatte meinen Bruder nicht gesehen, seit er 1871, aus dem Kriege heimkehrend, mich auf einige Tage besuchte. Darüber waren zwölf Jahre vergangen. Fühlten wir uns nun in der Familie lebhaft und glücklich genug, so gab es in mancher Stunde unter uns auch ernste Herzensergießungen und Beratungen. Das rauhe Klima wirkte auf die Gesundheit meines Bruders nachteilig. Die Kinder wuchsen heran, der Wunsch eines angemeßneren Wohnortes machte sich aus vielen

Gründen geltend. Sorgen mancher Art, wie sie in einer Familie, deren Mitglieder so weit zerstreut leben müssen, und doch des inneren Zusammenhanges nicht entbehren können, mußten ausgetauscht, und mir, dem Aeltesten, manches in ernsten Gesprächen anvertraut werden. Es sollte doch unser letztes Beisammensein bleiben. Der Wunsch meines Bruders nach einem Ortswechsel ging zwar in Erfüllung, da er mehr in die Nähe von Bromberg versetzt ward, er selbst aber wurde nach mehreren Jahren den Seinen zu früh entrissen.

Ich aber setzte die Winterfahrt fort, zum Wiedersehen meiner Mutter, nach Bromberg. Sie hatte Berlin verlassen, um mehr in der Stille, so wie im Verkehr mit meiner verwittweten Schwester Lach und deren Kindern zu leben, zumal mein Bruder und seine Familie sie auch von Strasburg her unschwer erreichen konnten. Daß ich die alte Mutter, die ihr achtzigstes Lebensjahr überschritten hatte, sehr verändert finden würde, darauf war ich durch meine Schwester Emilie, die als treue Pflegerin bei ihr lebte, vorbereitet. Ergreifend war das Wiedersehn aber dennoch. Denn ihr Augenlicht war so weit verloren, daß sie meine Gesichtszüge nicht mehr sehen, und mich nur an der Stimme erkennen konnte. Aber ihr Geist war, trotz des hinfälligen Körpers, noch klar und lebhaft, teilnehmend an Allem, wie sie denn auch, da sie die Wohnung nicht mehr verließ, in guten Tagen und Stunden gern Besuche empfing und Fröhlichkeit um sich duldete. Obgleich fast erblindet, ließ sie ihre gewohnte Strickarbeit selten aus den Händen, und leistete darin, nach weiblichem Urteil, noch immer Mustergültiges. Da sie bei meiner Gegenwart fast allein auf das Gehör angewiesen war, galt es, Gespräch und Unterhaltung nicht ausgehen zu lassen. Was denn auch nicht schwierig war, da ich von meinem Bruder und dessen Familie kam, und auch von den Danziger Beziehungen viel erzählen konnte. Es wurde auch lebhafter um den Lehnstuhl

der Großmama. Der älteste Sohn meiner Schwester Lach kam von der Universität zum Besuch, der jüngere und die Tochter waren auch im Hause. Die Großmama wollte Gesang am Klavier hören. Wir nahmen alte Lieder wieder vor, und sangen endlich im Chor Burschen- und Volkslieder, harmloseste Hausmusik, der die gute Alte doch mit Rührung und Zufriedenheit lauschte. Da mein Besuch allein ihr und der Familie galt, ließ ich mich auf Gänge zu Andern nicht ein, zumal mir doch Alles am Orte so gut wie fremd war. Nur meinen einstigen Lehrer, den Prediger Serno, jetzt einen auch recht bejahrten, aber noch rüstigen alten Herrn konnte ich nicht unbesucht lassen. Die Stadt fand ich schon mehr in's Großstädtische verändert, und einige Punkte wirklich hübsch, den Blick von der alten Brücke nach beiden Seiten hin sogar malerisch. Die erweiterten Anlagen am Kanal, in welche die Stadt sich schon hineingedrängt hatte, überraschten mich durch ihre Schönheit, trotz des Winters. Dagegen fand ich die Stätten, an welche sich meine Erinnerung am liebsten geknüpft hatte, zerstört oder verunehrt. Das von meinem Vater erbaute Familienhaus war zu einer öffentlichen Wirtschaft nebst Biergarten geworden. Ungern ging ich da vorüber. — Suchten wir Geschwister nun in den wenigen Tagen des Beisammenseins die gute Laune in Gegenwart der Mutter aufrecht zu erhalten, so wollte unter vier Augen mit den Schwestern doch viel durchgesprochen sein, was sich für Briefe bisher nicht geeignet hatte. Waren auch beide lebenstapfer und mutig, so gab es ernste Sorgen auch hier, die noch ernster in die Zukunft hinaus deuteten. Die Tage der guten Mutter schienen gemessen. Freilich war nicht vorauszusehen, daß noch Jahre lang ihr Zustand sich immer bekümmernder gestalten, und ihr Abscheiden am Abend vor ihrem achtundachtzigsten Geburtstage eine Erlösung werden sollte. — Unser Abschied endlich konnte nur ernst und er-

greifend sein, wie denn die Gedanken auf meinen letzten Reisestationen mit mancher Sorge und Betrübniß ruhten.

Für Berlin hatte ich auf der Rückreise nur noch einen Tag zu verwenden, an welchem ich, wie vereinbart worden war, die Freunde Zöllner, August von Heyden, Karl Eggers, Fontane, Lazarus, nachmittags bei Adolf Menzel beisammen sah. Ein letzter Reisetag führte mich nach Darmstadt zurück, wo ich durch Schwester Toni zum Osterfeste auch festliche Heimkehr bereitet fand. In einer Zeit von drei Wochen hatte ich immerhin starke Entfernungen durchmessen, die verschiedensten Kreise kennen gelernt, mannigfache Anregungen empfangen. Auch dem stärksten Temperaturwechsel war ich ausgesetzt gewesen, die Zugluft von Vorsälen und Korridoren mit eingerechnet, in welchen ich, erhitzt und aufgeregt von den Vorträgen, meist aufgehalten, und zu Gesprächen, Vorstellungen, Höflichkeitsbezeigungen aller Art, genötigt wurde. Und doch hatte ich nichts zu büßen, brachte nichts von Erkältung mit zurück. Dies erfüllte mich mit Genugthuung, und bestärkte mich in dem Vorsatz, solche Reisen zu öffentlichen Vorträgen, wenn sie sonst begehrt würden, nicht unbedingt von der Hand zu weisen.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Ein Schriftsteller, der seit mehr als vierzig Jahren mancherlei in Versen und Prosa den Zeitgenossen anheimgegeben hat, über den in der Oeffentlichkeit Anerkennung und Tadel oft Hand in Hand gegangen ist, glaubt meist auf ein Bekanntsein seiner Werke in weiteren Kreisen rechnen zu dürfen. Doch kann er sich darin täuschen. Sein Name mag bekannt sein, von seinen Werken haben nur die Wenigsten Kenntniß genommen. Trat ich auf meinen letzten Reisen in

einen Kreis, auch in einen mir von Alters her befreundeten, so traf ich überall auf eine völlige Unkenntniß meiner Lebensarbeit. Gemeinsame Erinnerungen aus der Jugend, Familientraditionen, allerlei Ursachen, die gar nichts mit der litterarischen „Berühmtheit“ zu thun hatten, verschafften mir gastliche Aufnahme und freundlichen Empfang. Ich durfte aber nicht erwarten, daß man, außer meinem Jugendgedichte, etwas von mir gelesen hätte. Man gestand das offen ein, und wußte eigentlich nicht zu sagen, warum man mein Streben und Wirken nicht verfolgt habe, da man doch so viel anderes Neuere gelesen hatte. Ja sogar bei werten Freunden, die selbst einen bekannten Namen trugen, begegnete mir, nach einer längeren Zeit der Entfernnng, immer dasselbe. Wollte ich dem Mangel an Ort und Stelle abhelfen, so fand sich gewiß in keiner Buchhandlung der Stadt ein Buch von mir vorrätig. Es war also nirgends ein Bedürfniß danach. Ich mußte bis zu meiner Heimkehr warten, um vielfach freundlichem Entgegenkommen durch Büchersendungen zu danken. So habe ich zahlreiche Exemplare meiner Bücher gekauft, und es mich eine Menge Geld kosten lassen, um nur die wohlwollenden Freunde zu einer Kenntnißnahme meiner Arbeiten zu bringen. Nachher wunderten sie sich dann freilich, wie ihnen so lange habe entgehen können, wovon sie jetzt lebhafter ergriffen worden waren. Ich erzähle damit Dichtern und Schriftstellern vermutlich nichts Neues. Es sind alte Erfahrungen, es schadet aber nichts, sie immer wieder einmal unumwunden auszusprechen.

Es kommt vor, daß Schriftsteller ihren eigenen Kreis von Lesern haben, der eine nur einen engen, mancher einen umfangreicheren. Wer aber gerade Mode macht, schließt eine Zeitlang das gesammte Lesepublikum in seinen Kreis. Meinen „Kreis“ habe ich eigentlich niemals kennen gelernt, Mode habe ich niemals gemacht, wenngleich mein Jugendgedicht mit

der Zeit eine große Verbreitung gefunden hat. Spätere Werke, auf die ich selbst etwas gab, weil sie aus meinem innersten Wesen geflossen, wurden entweder übersehen oder kühl bei Seite geschoben. Aber irgend eines Wiederhalles der eignen Herzensschläge bedarf man doch, wenn man der Kunst einmal mit Leib and Seele verfallen ist. Selbst wenn nur das innerste Bedürfniß den Antrieb zum Schaffen gegeben, und man in diesem die höchste Genugthuung empfunden; das Geschaffene strebt in die Welt hinaus, wie Alles Neugeborene, was sein Recht zum Leben in sich fühlt. Doch kam auch wohl bei Arbeiten, die sonst abgelehnt wurden, ein Zeichen des Einverständnisses, meist aus der Ferne und aus unverhoffter Richtung her.

Doch war auf ein inneres künstlerisches Mitleben, besonders in späterer Zeit, nicht in einem bestimmten Kreise, nicht in einer abgegrenzten Gegend, noch in meinen näheren Umgebungen zu rechnen. Man hat, besonders in Norddeutschland, gemeint, ich müsse am Rhein sehr populär sein, weil ich den schönen Strom besungen habe. Ich bin aber am Rhein unzähligemal gewandert und eingekehrt, habe die meisten Städte dort kennen gelernt, und die Erfahrung war immer dieselbe, daß ich dort weniger bekannt war, als sonst in Deutschland. Den ganzen Rhein entlang, von Basel bis Köln, kümmert man sich nicht sonderlich um Poesie. Zwar werden die Rheinsänger nicht müde, den deutschen Rhein zu preisen, und, wenn sie einen Komponisten finden, ihre Lieder von Männergesangvereinen bei Turnfesten und andern Feiern auch wohl gesungen; gelesen aber wird wenig oder nichts. Die Musik ist die einzige Kunst, zu der man ein Verhältniß hat. Es ist, als ob die Aufregung, die der ungeheuere Fremdenverkehr Alles, was an, dieser Völkerstraße wohnt, unruhig und zerstreut gemacht habe, so daß nur die nervöseste Kunst, die Musik, mit ihren großen Festen, sich hier zum Teil hat

ausbreiten können. Erst wo der Rhein aufhört schön zu sein, und wenig mehr besucht wird, in Düsseldorf, ist Sammlung und Ruhe eingekehrt, um wenigstens der bildenden Kunst eine Stätte zu bereiten.

Und, abgesehen von der Popularität am Rhein, mußte ich auch wohl den Ausspruch hören: „Dein Name ist ja so allgemein bekannt, besonders bei der deutschen Jugend!“ Dergleichen widerlegen zu wollen, gibt immer nur ein langweiliges Gespräch. Meine Erfahrung aber sprach gegen diese Behauptung. Ich teile nur einen Fall mit. Als bei der schönen Säkularfeier der Universität Heidelberg (1886) wobei ich mit Versen und Prosa für die Festzeitung reichlich beigesteuert hatte, ich mir die Karten löste für die verschiedenen Abteilungen des Festes, wußten die Studenten, welche die Karten ausstellten, meinen Namen, den sie nie gehört zu haben schienen, nicht zu schreiben, und ich mußte ihnen denselben, Buchstaben für Buchstaben, in die Feder diktieren. Das Fest brachte mir ein frohes Wiedersehen alter Kameraden aus der Studienzeit, die denn freilich meinen Namen kannten, aber doch eingestanden, daß sie, außer dem alten Rheingedicht, in der Zeit von fast vierzig Jahren, nichts von meinen sonstigen Dichtungen gelesen hatten. Ich faßte das nicht mehr als besondere Enttäuschungen, denn ich war an viel gewöhnt, auch in meinen nächsten Umgebungen. Ich spreche es aber aus, um zu zeigen, daß ein sogenannter „öffentlicher Name“ gar nicht auf der allgemeinen Kenntniß dessen beruht, was den Namen zu einem öffentlichen gemacht hat.

Eine andre Erfahrung ist, daß ein öffentliches Wirken durch nichts so gefördert, sogar unter Umständen bedingt wird, als durch die Persönlichkeit. Ich rede nicht von äußeren Vorzügen, oder von der Wucht einer sich durchsetzenden Erscheinung — obgleich dergleichen auch meist eine erobernde

Macht für die Sinne der Menge ist — ich meine das bloße öffentliche Erscheinen, das Zeichen eines persönlichen Daseins. Meine Vorträge in verschiedenen Städten haben mich darüber belehrt. Mochten dieselben vielleicht Dinge berühren, welchen die Teilnahme wenig entgegen kam; mochten sie, wenn ein mehr theatralischer, oder glänzender, oder auch herkulischer Redner kurz vorher gesprochen hatte, die Erwartungen nicht befriedigt haben; meine persönliche Existenz war denn doch erwiesen, und die Neugier wurde wach, von dem, was auf den litterarischen Namen des Gastes ging, hin und wieder ein wenig Kenntniß zu nehmen.

In ein ähnliches Verhältniß zum Publikum tritt der Dichter in der dramatischen Kunst, indem er sich durch sein Werk einem großen Kreise auf Einmal mitteilt. Ein Roman wird in der Stille gelesen, ein Gedicht leichthin überflogen. Die Aufführung eines neuen Stückes im Theater hat aber immer etwas Verlockendes, und wirkt auf Tausende, bei welchen das Lesen nicht zu den Gewohnheiten gehört. Der Verfasser ist mitten unter den Versammelten, wenn nicht mit seiner Person, doch mit seiner dichterischen Persönlichkeit. Es ist immerhin eine gefährliche Art von Mitteilung, aber eine um so interessantere. Hat sie für ihn etwas von dem Spannenden eines Glückspiels, so wird durch sie die Aufmerksamkeit des Publikums auf seine poetische Existenz hingelenkt, mehr als durch Bücher, und diese Anregung wirkt dann auch wohl weiter.

Lag nun von früh auf der Trieb in mir, meine dichterischen Kräfte im Drama zu versuchen, und kehrte ich mit Vorliebe immer zu dieser Dichtungsgattung zurück, so durfte ich es mich nicht verdrießen lassen, mit einem fertigen Stücke den Kampf um die Aufführung durchzufechten. Gelang das mit einigen Stücken bald, so gab ich andre, mit welchen es nicht gelingen wollte, gedruckt in die Oeffentlichkeit.

Es ist aber neuerdings in der Tagespresse eine förmliche Agitation ausgegangen gegen das „Buchdrama“, so daß die Leser an die Verwerflichkeit desselben glauben, wie an Alles, was sie wiederholt gedruckt finden. Die Verwerflichkeit des „Buchdramas“ möchte noch hingehen, wenn das gedruckte Stück sich überhaupt jeder Verwendbarkeit für das Theater entzöge, obgleich es darum immer noch eine gute Dichtung sein könnte. Das Vorurteil erstreckt sich aber auf jedes *vor* der Aufführung im Buchhandel erscheinende Drama, und belegt dasselbe gleichsam mit einem Banne. Als ob jedes gedruckte Stück immer ein „Buchdrama“ bleiben müßte! Als ob es, wenn auch von den Theaterdirektionen zurückgewiesen, nicht dennoch bühnenfähig sein könnte. Wie manches Stück, das ein Menschenalter lang nicht auf die Bühne dringen konnte, hat bei seiner endlichen Aufführung eine große Wirkung ausgeübt und sein angefochtenes Recht bewährt! Ein wirklich poetisches Werk kommt meist unter erschwerenden Umständen auf die Bühne. Unser gegenwärtiges Theater ist kein so durchaus mustergültiger Organismus, daß ein Stück, welches andere Forderungen stellt als die landläufigen, darum als für die Bühne überhaupt ungenügend zu erachten wäre. Dazu kommen Rücksichten auf die Höfe, auch die kirchlichen Konfessionen, auf ganz außerhalb des Dramatischen liegende Ursachen, um ein Stück von der Aufführung auszuschließen. Der Dichter aber kann nicht Alles berücksichtigen, was in Zufälligkeiten liegt, und könnte er es, so soll er es nicht. Für ein unter solchen Umständen nicht aufzuführendes Werk ist die Drucklegung der einzige Weg in die Oeffentlichkeit. Schillers Ausspruch, daß die Bedeutung eines Dramas nicht von seiner Gültigkeit auf der Bühne abhänge, wird immer wahr bleiben.

Im Publikum ist die Willfährigkeit, ein Drama zu lesen, durch das stete Hadern dagegen freilich mehr und mehr

geschwunden. Das war früher nicht so. Man griff mit Vorliebe nach Theaterstücken, ja sogar beliebte Almanache und Taschenbücher brachten ein oder ein paar kleine Lustspiele. Heutzutage würden sie, mit solchem Ballast beschwert, nur Ablehnung finden. Nicht selten hört man auch den Ausspruch: „Etwas Dramatisches kann ich nicht lesen, ich will es sehen.“ Und meist rührt das Wort von solchen Leuten her, die nichts lesen, und in's Theater nur gehen, um, wenn es keine Oper sein kann, sich an einer Posse zu erbauen. Wenn aber Dramatisches überhaupt nicht mehr gelesen werden sollte, was würde aus unsern größten Dramatikern? Da Vieles von ihrem Besten nur selten oder gar nicht auf die Bühne kommt, kann man es doch nur lesend genießen. Der eigentliche Freund und Kenner des Dramas wird aber beim Lesen derselben meist einen größeren Genuß finden, als bei der Darstellung. Ist diese doch ganz abhängig von der jeweiligen Zusammenstellung der schauspielerischen Kräfte! Ueberdies kommt auf der Bühne das Technische zuerst, das Poetische nur in zweiter Reihe zur Geltung. Wie aber die Wirkung des Einen wie des Andern jeder Erfahrung spottet, ist in Theaterkreisen bekannt genug. Ein Stück, oder auch nur eine Scene, von der man sich eine große Wirkung versprach, läßt die Zuschauer kalt, während ein anderes Stück, zu dem man wenig Vertrauen faßte, zu lebhaftem Anteil fortriß. Gewöhnlich wird diese Trüglichkeit dem Publikum zur Last geschrieben, ob immer mit Recht, ist doch die Frage.

Im Theater vereinigen sich alle Stände und wie überall ist der geringere Bildungsgrad stärker vertreten, auch auf den Plätzen der vornehmeren Reihen, und so wird dem Untergeordneten auch der größere Beifall gespendet. Daß aber der rauschende Applaus nicht der Maaßstab für die Bedeutung eines Stückes, oder auch für seine Dauer auf der Bühne ist, weiß jeder Einsichtige. Beifall oder Mangel an Teilnahme

hängen von der Zusammenstellung aus den verschiedenen Kreisen der Gesellschaft ab. In großen Städten mit mehreren Theatern geschieht es wohl, daß jedes sein besonderes Publikum hat. Der Zuschauerkreis einer Hofbühne unterscheidet sich vielleicht von dem eines großen Stadttheaters, oder dem einer mäßigen Provinzialstadt, am sichtbarsten in seiner äußeren Haltung. Auf die Geschmacksrichtung aber kann jede Theaterleitung einwirken. Wo nur ein Theater für Alle da ist, braucht der schlechte Geschmack die Gesammtheit noch nicht zu beherrschen, es sei denn, daß die Direktion selbst die Gebildeteren aus dem Hause vertriebe. Die Erfahrung lehrt aber auch, daß die Spekulation der leitenden Mächte auf die gröberen Sinne der Massen auch wohl gescheitert ist an dem gesunden Urteil der von ihnen Unterschätzten.

Von der vielbetonten Grausamkeit des Theaterpublikums habe ich, wenn es mir gelang mit einem meiner Stücke auf die Bühne vorzudringen, niemals etwas zu leiden gehabt. Im Gegenteil fand ich es eben so empfänglich, als die Theatervorstände ablehnend — oder wenn nicht völlig ablehnend, doch mißtrauisch, widerstrebend und schwierig. Da es mir aber doch zuweilen gelang, ihren Widerstand zu besiegen und ich durch die Darstellung meiner Stücke keine Niederlagen oder Enttäuschungen zu verzeichnen hatte, so kehrte mir mit jedem Herbst die Lust wieder, einen Winterfeldzug auf dem Theater zu wagen. Denn an dramatischer Produktion war bei mir kein Mangel. Man wird vermutlich in meinem Nachlaß noch mancherlei dergleichen finden, was ich als fertig bei Seite gelegt, um es für geeignete Zeit aufzusparen.

Nun aber höre ich bereits den Einwurf, wie ich so viel Gewicht auf diese Dinge legen könne, da ich doch kein Dramatiker, sondern nur der „Dichter von Waldmeisters Brautfahrt“ sei. Wie oft ist dieser schnellfertige Trumpf kritischer Gedankenlosigkeit ausgespielt worden! — Es ist aber zu unter=

scheiden zwischen einem Dichter, der auch die dramatische Form künstlerisch auszugestalten versteht, und einem Theaterschriftsteller, der den Markt mit Neuigkeiten versorgt, Jahr für Jahr dem Unterhaltungsbedürfniß entgegen kommt, und gar nicht einmal ein Dichter zu sein braucht. Nur der letztere wird gewöhnlich ein Dramatiker genannt, und ist um so geschätzter, je mehr er bringt, und je häufiger sich seine Stücke wiederholen lassen. Wenn Theatervorstände dem geschäftlichen Bedürfniß schon Rechnung tragen müssen, so hat sich leider auch im Publikum diese geschäftliche Betrachtungsweise festgesetzt, bei der die Kunst nicht mehr in Rede kommt. Zum Theaterschriftsteller eignete ich mich freilich nicht, und habe seine Wirksamkeit niemals erstrebt. Wenn ich in jüngeren Jahren einige Versuche auf leichterem Gebiet gemacht habe, so war es mir darin doch nur um Charakterzeichnung und Uebung im Technischen zu thun. Und an Technik mangelte es mir nicht, wie es Schauspieler, Direktoren und gefüllte Häuser zugestanden haben. Da es mir aber stets um ein poetisches Werk, um die Kunst allein zu thun war, so konnte die Aufführung eines Stückes von mir nichts Selbstverständliches sein. Mochte dann die Wirkung einer Aufführung sich dann noch günstig herausstellen, zu jenen dreißig Wiederholungen, die man von einem richtigen Theaterstücke verlangt, konnte es nicht kommen, weil dasjenige Publikum, welches seine Teilnahme etwas Künstlerischem schenkt, schon nach einigen Vorstellungen aufgebraucht ist. Ich habe aber durch meine dramatischen Bestrebungen größere Genugthuungen empfangen, als in meinem gesammten übrigen dichterischen Wirken.

Es war mir von Wert, daß die Jüngeren und Jüngsten unsres Theaters sich mir besonders anschlossen, um Rat und pädagogischen Einfluß willig von mir anzunehmen. Mein Schauspiel Lanzelot war dem Darmstädter Personal sogar, wie man sagt, auf den Leib geschrieben. Jeder konnte sich

in seiner Rolle, die nicht übergroße Anforderungen stellte, von seiner besten Seite zeigen, daher die Darstellung auf das schönste gelang und lebhaft begrüßt wurde. Lanzelot hatte das besondere Glück, daß, ein Jahr nachdem ich den letzten Federstrich daran gethan, er schon von sechs großen Theatern (Weimar, Darmstadt, Dresden, München, Frankfurt a. M., Karlsruhe) angenommen und auf deren vier bereits gespielt und günstig empfangen worden war. Ich pflegte nicht mehr zu den ersten Aufführungen an entferntere Orte zu reisen. Aber der Ruf nach dem benachbarten Karlsruhe, wo Gustav zu Putlitz Intendant des Hoftheaters war, so wie die Aussicht, Lübke, Heinrich Vierordt und andere Freunde wieder zu begrüßen, lockte mich doch hinüber.

Meine persönliche Bekanntschaft mit Putlitz war ziemlich weit in die Vergangenheit zurück zu führen. Die erste Anknüpfung stammte aus der Zeit, da er seine Dichtung „Was sich der Wald erzählt" herausgab, und die Reihe seiner liebenswürdigen und bald allbeliebten kleinen Lustspiele über alle Bühnen zu gehen anfingen. Nur selten hatte uns das Leben dann im Laufe der Zeit wieder zusammengeführt, zuletzt bei der Eröffnung des neuen Theaters in Darmstadt, zu welcher er von Karlsruhe her gekommen war. Gern folgte ich jetzt, nach zehn Jahren, seiner Einladung. Die Darstellung des Lanzelot auf seiner Bühne blieb zwar hinter der in Darmstadt bedeutend zurück, fand aber ein lebhaft angeregtes Publikum. Die außerordentlich günstige Aufnahme des Stückes überraschte Putlitz sichtlich, aber es freute ihn, damit Ehre eingelegt zu haben, denn es war das letzte Stück, welches er auf das Theater brachte, da sein Rücktritt bevorstand. — Obgleich nur drei Jahre älter als ich, machte er doch den Eindruck eines viel höheren Alters, ja der Gebrechlichkeit. Doch belebte er sich sehr bemerkbar, als ich nach der Vorstellung noch ein Stündchen in seinem Familien-

kreise zubrachte. Die Seinigen hatten sein Ausscheiden aus den Theatergeschäften längst gewünscht, und bald darauf zog er sich nach seinem Familiengute Retzin im Brandenburgischen zurück, wo er noch in demselben Jahre (1889) starb.

Da ich vom Theater spreche, muß ich auch auf die Oper kommen. Nicht von der Musik, aber von der Kunstgattung selbst hatte ich mich mehr und mehr abgewendet, da die Schädigung, welche die „große“ Oper der dramatischen Kunst anthut, mir immer deutlicher zu Tage trat. Aber berichten will ich, wie ich in eine Kunstgattung die ich als gefährlich erkannte, aktiv und passiv doch hineingezogen worden bin. Nicht von Belang ist es, daß die Opernkomponisten zugriffen, und ohne sich in Beziehung zu mir zu setzen, Texte aus meinen Dichtungen machen ließen. So wurden die Gestalten eines älteren Gedichtes, „Herr Heinrich“, zu Bühnenfiguren gemacht, und was sie sangen aus meinem „Liederbuch“ hergenommen. „Waldmeisters Brautfahrt“ aber wurde von zwei verschiedenen „Librettisten“ bearbeitet und als Oper komponiert, und auf das Theater gebracht. Beide Opern wurden aufgeführt — die eine in New-York und Berlin, die andere in Hamburg, so viel ich weiß. Und das sollte ich mir, nach Ansicht der Leute, auch noch zur besonderen Ehre annehmen! Ich habe immer erst geraume Zeit später von diesen Dingen gehört, und hatte wenigstens die Genugthuung, daß dieselben schnell wieder verschwunden waren. Was aber eigentlich gar nicht abzusehen war, die Aufführung der von Liszt komponierten Cantate „Die heilige Elisabeth“ auf der Opernbühne, in Kostüm und ganz als Oper behandelt, geschah zuerst in Weimar, wurde dann in Wien aufgenommen, und auf mehreren anderen Theatern vollführt. Es geschah ohne mein Wissen, ohne jede Berücksichtigung meiner. Auf den Textmacher kam ja dabei gar nichts an. Endlich aber sollte doch eine Oper aufgeführt werden, zu

welcher ich den Text, wenigstens zum Teil, für die Aufführung selbst verfaßt hatte.

Sechsundzwanzig Jahre vor der Zeit, da ich dies niederschreibe, war ich, wie ich schon erzählt habe, noch in Berlin, nach manchem Widerstreben, dem Dringen Emil Naumanns gewichen, und hatte mich mit ihm über eine „Loreley“ vereinigt. Achtzehn Jahre vergingen, ich war dem Rufe nach Darmstadt gefolgt, Naumann nach Dresden übergesiedelt. Er schien die Ausübung seiner Kunst ganz aufgegeben zu haben, lebte als Musikschriftsteller, und erwarb sich durch sein Werk „die Tonkunst“ und seine musikgeschichtlichen Arbeiten, wohlbegründeten Ruhm. Da teilte er mir zu meinem Erstaunen mit, daß er die „Loreley“ doch noch in Angriff nehmen wolle, aber jetzt durchgreifende Veränderungen des Textes von mir wünschte. Ich mußte ihm dies kurzweg verweigern, einmal weil ich mit dem Drama mehr als je beschäftigt, mich von der Oper abgewendet hatte, dann aber auch in der Ueberzeugung, daß er das Werk doch nicht vollenden werde. Daß ihm daraus eine gewisse Verstimmung gegen mich erwuchs, war selbstverständlich, doch sollte sie in Briefen nicht zum Ausdruck gelangen. Von der Oper war nicht mehr die Rede. Einige Jahre darauf starb Naumann unter für seine Familie tief schmerzlichen Verhältnissen. Nach wenigen Monaten schrieb mir seine Wittwe, daß er die Komposition der Oper vollendet hinterlassen habe, und schickte mir ein Manuskript von seiner Hand, mit der Frage, ob ich diesen Text noch als den meinigen anerkennen wolle? Das schien mir freilich nach dem ersten Durchlesen nicht mehr möglich. Naumann hatte nach meiner Weigerung, die Umgestaltung des Textes selbst vorgenommen. Ganze Scenen waren eingeschoben, so daß die drei Akte zu deren vier hatten anwachsen müssen. Große Ensemblesätze warfen das Personal willkürlich und ohne dramatische Möglichkeit durcheinander;

kurz es war Alles geschehen, was der Musiker brauchte, der Dichter aber freiwillig nicht zugestanden haben würde. Dazu waren Form und Sprache, Ausdruck und Reim, von einer Sorglosigkeit, als wäre der Verfasser aus Schikaneders Schule gekommen. Ein Beweis, daß auch der gebildetste Musiker ohne Umstände zu dem Trivialsten greift, wenn er es als Unterlage für seine Kunst brauchen kann. Nachdem ich den ersten Unmut überwunden hatte, beschloß ich doch einzulenken, um mich zu einer befreundeten Familie nicht in ein Mißverhältniß zu setzen. Ueberdies war mein Name, als der des Verfassers, auf der General-Intendantur in Berlin bereits bekannt. Ich nahm daher Naumanns Bearbeitung nochmals zur Hand, um den Wortlaut wenigstens ins Poetische zu übersetzen. Die Arbeit war umständlich, oft schwierig, zuweilen unmöglich, denn es stellte sich heraus, daß ohne Einblick in die Partitur und genaues Verfolgen der Tonreihen und Accente, jede neue Wendung vergeblich sein müsse. Aus dieser Verlegenheit wurde ein Ausweg gefunden, dadurch, daß Frau Naumann ein Stelldichein dreier Freunde ihres verstorbenen Gatten veranstaltete, und zwar zu Elgersburg in Thüringen, wo sie sich zur Sommerkur aufhielt. Im Anfang des August 1888 kamen wir, die wir einander persönlich noch nicht kannten, dort zusammen, nämlich Graf Hochberg, General-Intendant der Königl. Schauspiele zu Berlin, Kapellmeister Dietrich aus Oldenburg, und ich aus Darmstadt. Nun begann mehrere heiße Sommertage hintereinander ein starkes Arbeiten. Ein Musikzimmer war eingerichtet worden, und an einem großen Tische saßen wir zu vier, vor uns zwei Texte und die Partitur. Von Anfang an wurde die Oper durchgenommen, jedes Wort des neuen Textes auf die Musik hin geprüft, geändert, nach Ersatz gesucht, und sehr geräuschvoll wurde es, wenn im Eifer plötzlich alle vier laut zu

dichten anfingen, so daß ich flehen mußte, mir die Wendung für eine ruhige Stunde zu überlassen. Wir bewältigten die Arbeit wirklich, und mir blieb nur noch eine letzte Feile, die ich mir ausbedungen hatte. Gleichwohl setzte ich meinen Namen nur mit schwerem Herzen auf das Textbuch. Die Oper „Loreley" wurde im April 1889 im Berliner Opernhause zuerst aufgeführt. Ich mochte die Geschichte dieser Arbeit hier nicht verschweigen, damit man das Textbuch, welches mir schwere Stunden bereitet hat, mir nicht zu hoch in meinem Schuldregister anrechne.

Habe ich nun im Verlauf meiner Erzählung häufig, und mit einiger Abwehr, von der Oper gesprochen, so will ich mich doch nicht durchaus als einen Gegner derselben erklären. Die höchsten Gebilde dieser Kunstgattung sind mir, bei meiner dauernden Hinneigung zur Musik, eine unversiegbare Quelle des Genusses geblieben. Selbst zu der neueren dramatischen Oper, welcher ich einst in Weimar, dem damaligen Lager der „Zukunftmusik", allen Widerstand entgegen setzte, habe ich mich mit der Zeit in ein friedfertigeres Verhältniß zu bringen gewußt. Nur wo sie mit anspruchsvollem Herrschergelüst das dichterische Drama beeinträchtigt, muß ich mich gegen sie erklären. Und diese Beeinträchtigung wird überall stattfinden, wo Oper und Drama unter ein und demselben Dache hausen müssen. Der Sinnenrausch der Musik, unterstützt von der glänzenderen Ausstattung des Dargestellten, wirkt auf die Nerven abschwächend, verwöhnt das Auge, läßt das Denken nicht aufkommen, und gewöhnt das Publikum, die unerhörtesten dramatischen Vorgänge wie etwas Unbedenkliches und Gestattetes hinzunehmen. Die unter solchen Eindrücken heran wachsende Generation verlangt von dem Drama die gleichen Aufregungen, und wird sich mehr und mehr abgestumpft zeigen gegen das Schauspiel, welches eine regere Aufmerksamkeit und ein geistiges Mitleben verlangt.

die Jugend einer solchen Gefahr nicht auszusetzen, sollte ein Augenmerk der Erziehung sein!

Von meiner akademischen Thätigkeit wäre wenig zu erzählen. Das ist stilles Wirken, welches, auch bei stetem Wechsel, dem ferner Stehenden als eintönig erscheinen mag. Und doch ist es lebensvoll, und entbehrt nicht der Anregung. Wie die Stadt, in der ich lebte, im Verlauf der Jahre eine überall sichtbare Wandlung durchmachte, sich erweiterte, und das Leben darin sich zu einem mehr großstädtischen Charakter entwickelte, so wuchs auch unsre Anstalt, anfangs unter den erschwerendsten Umständen, und kam zur Blüte. Fand ich darin bei meiner Ankunft in Darmstadt etwa fünfzig Schüler vor, so hat inzwischen die Zahl der Studierenden das sechste Hundert überschritten, und in Betreff ihrer Lehrkräfte kann sie sich mit den ersten technischen Hochschulen Deutschlands messen. Es verstand sich von selbst, daß meine Vorträge gegen die technischen Fachschulen mit der Zeit mehr zurück treten mußten. Gleichwohl hat es mir niemals an Zuhörern gefehlt. Ich konnte von Jahr zu Jahr auf eine mir immer noch anhängliche Generation zurückblicken und neue Jahrgänge von jugendlichen Gesichtern vor mir sehen. Galt es aber ein Heraustreten unsrer Hochschule zu einer größeren öffentlichen Kundgebung, dann wurde ich nicht selten mit dem Auftrage geehrt, als Sprecher dabei aufzutreten. Als im März 1888 der glorreiche Kaiser Wilhelm, der Neubegründer des deutschen Reiches, in hohem Alter starb, hatte ich bei unsrer Trauerfeierlichkeit das Wort des Nachrufs zu führen. Wer konnte ahnen, daß ich zwei Monate später, im Juni desselben Jahres, an gleicher Stelle stehen würde, um dem frühverstorbenen Kaiser Friedrich III., dem einstigen allgeliebten Kronprinzen, am Trauerakte den Ehrendienst zu leisten. Und wiederum nach einigen Jahren wurde mir derselbe Auftrag zu Teil, als im März 1892 der Tod des Großherzogs

Ludwig IV. von Hessen, in noch so rüstigen Jahren, das Land in Schreck und Trauer versetzte. Eigne Krankheit zwang mich jedoch fast in letzter Stunde die Rolle des Sprechers in andre Hände zu geben.

Meine akademischen Pflichten ließen mir Zeit genug für wissenschaftliche Studien und künstlerisches Schaffen. Und dieser Trieb und die reine Freude daran ist mir bis auf die Gegenwart treu geblieben. Vom hohen Alter habe ich, trotz der nahenden Siebzig, kaum etwas zu spüren. Wie ich den vollen Haarwuchs meiner Jugend (wenn er auch nicht mehr braun ist) behalten habe, so auch meine ausdauernd scharfen Arbeitsaugen, mit welchen ich, ohne ein Glas, noch den kleinsten Druck ohne Ermüdung lesen kann; nicht zu unterschätzen die Dauerbarkeit meiner Füße, welche mir den Dienst auch zu weiteren Wanderungen nicht versagen. Von den tieferen Leiden des Alters bin ich bis jetzt verschont geblieben, denn die Krankheiten, welche denn doch nicht ausblieben, waren solche (wie etwa ein Gelenkrheumatismus oder ein Armbruch) welchen man auch in jugendlichen Jahren verfallen kann, von mir aber bald überwunden und vergessen wurden. Nicht aus Großsprecherei teile ich solche Dinge mit, sondern mit innerstem Dank für mein gutes Geschick, das meinen Lebenskräften Ausdauer erhalten hat.

Das Beste aber, was mir geblieben, ist nicht nur der Trieb, sondern auch die Fähigkeit, künstlerisch zu bilden, und meiner dichterischen Welt immer Neues abzugewinnen. In ihr lebe ich noch wie in den ersten Schaffensjahren meiner Jugend, und empfinde darin das höchste Glück des Daseins. Dieses Glück bis zum letzten Atemzuge zu bewahren, ist mein höchster Wunsch!

Gewöhnlich tritt auch in einer rastlos schaffenden Natur, bei völlig veränderten Geschmacksrichtungen der Zeit, in späteren Jahren das Gefühl der Vereinsamung auf, verbunden

mit einigem Mißmut über den Mangel an Entgegenkommen. Zu preisen ist, wer es über sich gewinnt, das letzte nicht mehr zu verlangen, und sich eines gelegentlichen Zeichens von Teilnahme zu freuen. Mußte auch ich in späteren Jahren auf reicheren äußeren und inneren Verkehr, in künstlerischem und litterarischen Sinne, verzichten, so wurde mir manche Anregung zuteil durch die Annäherung der heranwachsenden Jugend, deren Schritte, auf verschiedenen Gebieten der Kunst, zu lenken, oder die zu beraten, mir vergönnt war. Und nicht nur in der nächsten Umgebung. Auch aus der Ferne schlang sich manche Beziehung, die, trotz des Unterschiedes der Jahre, zur Freundschaft wurde. Und wenn die Jugend dann, erzogen von ihrer Zeitrichtung, andere Wege ging, als die meinigen waren, so that das dem Verkehr keinen Eintrag, sobald ich tüchtiges Streben, Fleiß und schöne Begabung erkannte.

Es ist, wie schon öfter in unsrem Jahrhundert, jetzt wieder viel von dem „Modernen" die Rede, welches als das in der Zeit allein Berechtigte hingestellt wird. Die Berechtigung will ich nicht bestreiten, und heiße jedes bedeutende Werk willkommen, wäre es auch aus einer mir gegensätzlichen Richtung entsprungen. Aber ein Siebzigjähriger hat so viel Modernes auftauchen, sich abwandeln und vorüber gehen sehen, daß er in einer neuen Wendung der produktiven Kräfte noch nicht eine wirkliche neue Epoche erkennen kann, so lange nicht ein Höchstes darin geschaffen ist. Eine Abwendung von der Schönheit in der Kunst wird aber schwerlich etwas künstlerisch Dauerndes erschaffen. Vielleicht erst eine ferne Zukunft kann zeigen, zu welchem Ziele die neuere Litteratur, in welcher ich nur eine Uebergangsrichtung erkennen kann, durchgedrungen ist. Wenn aber der Kampf gegen das Alte auch dem reinen Stil und der künstlerischen Form in der Poesie gilt, so daß das Verständniß dafür im Allgemeinen bereits beinah verschwunden ist, so halte ich doch

auf meinem künstlerischen Standpunkte fest, und sollte ich dabei als völlig veraltet übersehen und vergessen werden.

Aber, so wird Mancher einwenden, was soll in unseren von so viel ernsten Fragen in die Zukunft bewegten Tagen die Erzählung eines Einzellebens, welches, wenn immer es von der Bewegung der Zeit ergriffen gewesen, doch nicht in derselben fortleitend mitgewirkt hat? Ich entgegne darauf: Es hat nicht Jeder, dem die Natur einen bestimmten Umkreis vorgeschrieben, die Verpflichtung, auch andere und größere Gebiete zu durchlaufen, die seinen Gaben nicht angemessen sind, und ich halte den für glücklich, der sich innerhalb seiner Grenzen zu beschränken weiß.

Jede Selbstbiographie wird, je nach den Grundzügen, den Erfahrungen, und der Lebensaufgabe, die der Erzähler sich gestellt hat, von dem Leser verschiedenartig beurteilt werden. Wer in großen Kreisen wirkt, dem mag unbedeutend erscheinen, was ein Anderer als mitteilenswert gern empfängt. Der Politiker und der Künstler, der Gelehrte und der Weltfahrer, werden jeder nur einen bestimmten Kreis für ihre Mitteilungen haben.

Es kommt aber nicht darauf an, ob Einer Großes erfahren habe, um es mitzuteilen. Erfahrungen hängen von der Individualität ab. Durch manches Menschenleben gehen große Erlebnisse, ohne daß sie zu inneren Erfahrungen werden, während ein anderes Dasein, aus scheinbar geringen Schicksalswendungen, Wirkungen erfährt, die zu inneren Erlebnissen werden, und zu einer tiefer greifenden Umbildung führen.

In dem großen Strome, der von hundert Flüssen und Bächen genährt wird, gehen alle Wellen gleichmäßig dahin, und keine erzählt mehr, woher sie gekommen ist. Vielleicht aber ist Mancher geneigt, in das Seitenthal zu blicken, in welchem einer der Bäche seinen Ursprung genommen hat.
